Preis 2 Mark

uttners Werke in 5 Volksausgaben

im einer Seele

ersons Verlag in Dresden

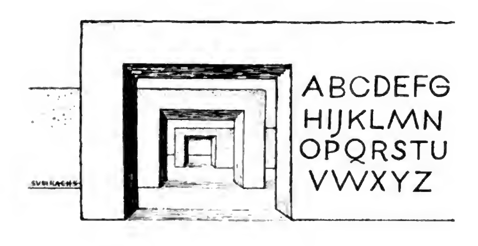


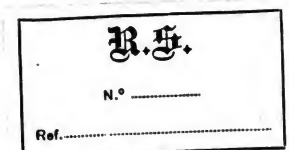






Inventarium einer Seele.


ABCDEFG
HIJKLMN
OPQRSTU
VWXYZ



Inventarium einer Seele.

Von

Bertha von Suttner.





Dresden.
E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).



Vorwort zur dritten Auflage.

Inventarium einer — nicht meiner Seele. Ich betone dies, um dem Vorwurf zu begegnen, welchem, unter andern Vorwürfen, dieses Buch auch ausgesetzt ist: nämlich, daß es der Wahrhaftigkeit ermangle. Freilich: das in den folgenden Blättern sprechende Ich ist ein anderes, als das der Verfasserin; der Schreiber des nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Inventariums der eigenen Seele ist mit der Schreiberin des in Hinblick auf den Druck verfaßten Werkes nicht identisch. Aber neben Wahrheit und Unwahrhaftigkeit gibt es noch ein Drittes: — Dichtung. Was ich also hier sagen wollte, ist dieses: möge mein Held nicht als eine maskierte Lügengestalt, sondern als eine Gestalt der Phantasie aufgefaßt werden. Allerdings habe ich diesem erdichteten Wortführer, da wo er seine Ansichten über Welt und Leben ausspricht, die eigenen Ansichten unterschoben; daneben aber auch getrachtet, solchen Ideen und Gefühlen Ausdruck zu leihen, die der Persönlichkeit des fiktiven „Baron Karl" entsprechend seien, die aus seinen angedeuteten Erlebnissen und Erfahrungen naturgemäß hervorgegangen wären.

Absichtlich habe ich die Aufgabe, Betrachtungen und Jugenderinnerungen zu inventarisieren, nicht selber übernommen, sondern hierzu eine geeigneter erscheinende Figur geschaffen, die Figur eines in vollster Abgeschiedenheit lebenden einstigen Weltmannes, der ein reiches Genußleben hinter sich hat, dabei noch von Glückssehnsucht erfüllt ist, und der zur Verscheuchung seiner Melancholie,

zur Sichtung seiner ihn bis zur Ermüdung verfolgenden Gedanken diese Gedanken nur für sich selber niederschreibt.

Zwischen der Abfassung der ersten Auflage und dem Erscheinen dieser dritten liegt ein Zeitraum von acht Jahren. Es versteht sich von selbst, daß ich bei Durchsicht meiner Arbeit da so manches vorfinden mußte, was mit meinen heutigen Anschauungen sich nicht mehr deckt — was ich aber dennoch unterlassen habe, zu ändern. Denn würde ich meine jetzigen, aus nachträglichen Erfahrungen und Studien entstandenen Ideen den Betrachtungen einfügen, welche aus dem damaligen Stande meiner Begriffe hervorgegangen sind, so könnte dies den innern Zusammenhang des Ganzen nur zerreißen. Ich habe mich daher begnügt, die Druckfehler zu verbessern, überflüssige Fremdworte zu verdeutschen und einige Breiten zu streichen. Das übrige, auch wo es auf meinen eigenen Widerspruch stieß, habe ich stehen gelassen in Berücksichtigung des von meinem schreibseligen Einsiedler selber ausgesprochenen Satzes: Irrtümer fürchte ich nicht und brauche sie nicht zu umgehen — dieselben dürfen im treuen Spiegelbilde einer Seele nicht fehlen.

Schloß Harmannsdorf, Juli 1887.
in Nieder-Österreich

Baronin B. v. Suttner-Kinsky.

Vorwort zur vierten Auflage.

Dem im obigen Vorwort ausgesprochenen Prinzipe treu, habe ich auch zu der gegenwärtigen Auflage keine Veränderungen und keine Zusätze angebracht. Es sind die Betrachtungen und Bekenntnisse einer Seele geblieben, die vor fünfundzwanzig Jahren ihren geistigen Besitzstand inventarisiert hätte.

Wien, 1904.

B. S.



Erstes Kapitel.

Gedanken beim Feuerschüren. — Übersiedle vom Kamin zum Schreibtisch. Selbstwidmung meines Buches, Systemlosigkeit.

Einsiedelei 1879.

Stundenlang habe ich nun beim Kamin gesessen und im Feuer geschürt. An die Scheiben schlägt ein dichter Regen und durch die weiten Schloßgänge heult der herbstliche Sturm. Ich langweile mich . . . Mehr noch: ich ermüde mich. Und ich habe sonst niemanden auf dieser Welt, mir Gesellschaft zu leisten, als mein langweiliges Selbst.

Übrigens empfinde ich dieses „Selbst" mit ganz dualistischer Klarheit als einen in mir wohnenden Lebensgefährten, der meine Ansichten teilt — oder mitunter auch bestreitet; dessen Achtung ich verdienen will, der alle meine Erlebnisse kennt, der allein mich ganz versteht, und mich bis zum Tode nicht verlassen wird — es sei denn, ich würde wahnsinnig werden; in diesem Falle könnte ich, der ich schon so vieles verloren, lebend auch noch mein Selbst verlieren.

Da saßen wir also beim Kamin, ego und ich, und haben wie gewöhnlich — nachgedacht. Die Vergangenheit mit ihren trüben und heiteren Erinnerungen, die

Zukunft, mit ihren Versprechungen und Drohungen, vermengten ihre Bilder in den spielenden Flammenfiguren; abstrakte Gedanken dazu, Einfälle, Vorstellungen, Reflexionen — aber alles dies so untereinandergeworfen, so verworren, daß ego statt mich zu unterhalten, mich — wie eben bemerkt — ermüdet hat. Da habe ich mit dem Schüreisen ärgerlich in die brennenden dummen Klötze einen letzten Stoß getan, daß die Funkengarben stoben, und bin vom Kamin zum Schreibtisch übersiedelt.

So . . . nun kommt, ihr Gedanken, Erinnerungen und Betrachtungen — ihr könnt mir nicht mehr in wilder Unordnung untereinander kreisen, noch davon flattern: ich halte euch fest. Papier und Feder sollen mir eine Art physikalischen Instrumentes abgeben. Wie alle Stoffe in gasigen, flüssigen oder festen Zustand versetzt werden können, so findet eine analoge Wandlung mit dem geistigen Elemente statt. Die „Idee", die sich im Zustand der Träumerei wie Gas verflüchtigt, durch das Wort wird sie flüssig und durch die Schrift wird sie fest. Erst in dieser Gestalt kristallisiert sie sich zu bleibenden Formen.

So wird mir, was ich denke, zum faßbaren Besitze werden. Die schwebenden Schatten in der camera obscura des Gedächtnisses will ich mir fixieren; die Einfälle will ich mir zu Anschauungen machen — die Anschauungen zu Überzeugungen ausarbeiten. Mein ganzes Geistes- und Gefühlsleben, mein Zweifeln und mein Glauben, meine Erlebnisse und meine Träume sollen zum Buche werden . . . und dieses Buch widme ich m i r.

„Mir" „ich" „mein" . . . Wie würde ich alle diese Worte in stilistischem Anstandsgefühle meiden, wenn das Buch für andere bestimmt wäre. Denn es ist schon so angenommen, daß die innerliche Selbstschätzung, die unser aller Existenzprinzip ist, sorgfältig verborgen werden soll. Daher ist aus höflicher Umgangsform und aus korrektem Briefstil das Vorherrschen des „Ichs" ganz verbannt.

Wir geben den Vorrang unserem Angeredeten, wohl wissend, daß derselbe diesen Vorrang als gebührenden Tribut entgegennimmt und erwarten dafür, daß er seinerseits — wenn e r das Wort hat — uns in gleicher Höflichkeit, auch den gleichen Vorrang einräumen wird. Durch diesen Austausch kommt eigentlich die beiderseitige Summe von Selbstschätzung nicht zu Schaden.

Ich brauche aber, Gott sei Dank, dieses scheinbare Ichverschwinden hier nicht in Anwendung zu bringen. Mein Publikum — welches ich ja ganz allein sein soll — wird es mir nur Dank wissen, wenn ich mich soviel als möglich mit ihm beschäftige. Weder d i e s e Rücksicht, noch sonst andere Stilrücksichten habe ich zu nehmen. Da gilt es nicht, einen harmonischen Satzbau zu suchen, mit neuen Wendungen glänzen zu wollen, sorgfältig die Wiederholung der Worte zu vermeiden, und überhaupt bei allem was man sagt, die wichtige Frage vor Augen zu behalten, „was die anderen dazu sagen werden". —

Dennoch — hier nehme ich wieder in gebührender Achtung den Hut vor dir ab, mein zukünftig lesendes ego — werde ich mich befleißen müssen, deutlich und möglichst ordentlich zu schreiben; denn ich weiß ganz gut, daß nach Verlauf einiger Zeit ein unklar ausgedrückter Gedanke vom Verfasser selbst nicht mehr verstanden werden kann und daß die Kritik vergilbter Blätter oft am schärfsten von demjenigen geübt wird, der sie selbst geschrieben hat. Sofern die Schrift das Spiegelbild des Geistes festhält, muß naturgemäß nach einiger Zeit das Abbild vom ewig wandelnden Originale verschieden sein. So betrachtet man das eigene Porträt aus der ersten Jugendzeit und fragt sich mit stillem Seufzer: „War ich denn wirklich so hübsch?" Und liest man einen aus derselben Zeit stammenden, längst vergessenen Dichterversuch, so fragt man sich oft: „War ich denn wirklich so albern?"

Der Geist blüht zum Glück nicht ab, wie die jugendliche Körperschöne; im Gegenteil: jede neue Erfahrung, jeder neuentwickelte Gedanke, der die Stirn mit einer neuen Falte furcht, erhöht seinen Gehalt und seine Kraft. Daher werden wir auch beim Anblick unserer verblaßten Photographien und unserer zerfallenen Briefschaften wohl den Wunsch empfinden: „Ach, wenn ich nur noch so aussehen würde!" kaum aber ausrufen: „Ach, wenn ich nur noch so schreiben könnte!" Diejenigen, welche die sogenannten „verlorenen Illusionen" betrauern, und die Naivetät ihrer einstigen Gesinnungen zurückwünschen, sind eben auch nur in einem Übergangsstadium, welches sie einst, bis sie zu voller Klarheit gelangt sein werden, nur belächeln können. Nur das Erfassen einer Wahrheit erhöht den Wert der Seele; wer einen Irrtum zurückwünscht, hat ihn zumeist noch nicht völlig als solchen erkannt.

Also ich hege die feste Überzeugung, daß mein Leser — nämlich mein künftiges Ich — vernünftiger ist, als ich, der ich heute schreibe, und darum muß ich mir Mühe geben, den Gestrengen zu befriedigen. Aber sei nicht gar zu stolz, „ego von dann", auf deine Erhabenheit über „ego von jetzt". Was du zu deinem Gedankenschatze gefügt haben wirst, das wird teils die Aufnahme fremden Geistes sein, teils die Frucht m e i n e r Arbeit. Jedweder Zustand ist das Ergebnis vorhergehender Zustände. Deine Gedankenform von dann ist also von meiner Gedankenform von heute bedingt. Im langsamen Entwicklungsgang des Menschenverstandes ist immer eine Erkenntnis aus der andern hervorgehend; — die Gedanken eines Herschel haben von der Zeit an, wo er das ungeschickte Kinderhändchen nach der Mutterbrust streckte, bis zu der Epoche, wo seine Berechnung die Himmelsräume maß, gewiß keinen einzigen Sprung getan. Solltest du also wirklich, mein künftiger Leser, dich

kräftiger fühlen, — vergiß nicht, daß diese meine jetzigen Mühen einen Teil deiner bestandenen Kraftübungen bilden.

Und noch um eines wollte ich dich bitten, achselzuckender Zukunftsleser. Wir haben neulich in einer Schreibtischlade — erinnerst du dich? — einen alten Brief von mir gefunden, den ich mit dreizehn Jahren schrieb, zur Zeit, wo ich durchaus Seemann werden wollte. Darin stand der Satz: „Ich weiß, ich fühle es — ich bin ein geborener Weltumsegler, und ich will nicht ruhen, nicht rasten, bis ich nicht ein neues Land entdeckt, oder im Ozean ein nasses Grab gefunden." — Wie haben wir über den Brief gelacht, ego und ich! Hat doch dieser begeisterte Marineur nicht nur keinen Zoll Landes entdeckt, sondern niemals einen Fuß an Bord gesetzt.

Gegen ähnliches Lachen über meine gegenwärtigen Zeilen verwahre ich mich. Denn indem ich mich an meinen Schreibtisch setzte, um meine Ansichten zu ordnen, zu klären und festzuhalten, habe ich damit nicht die Aufgabe übernommen, ein planmäßiges Werk fertig zu bringen, noch mir anmaßen wollen, meine Ansichten einer fremden, nicht einmal meiner eigenen, künftigen Denkweise als unumstößlich richtig vorzuschreiben. Ich bin kein Philosoph, kein Gelehrter, kein Schriftsteller. Meine Kenntnisse sind in keinem Fache von eingehender Gründlichkeit, und ich beanspruche für keine meiner Ideen irgend welche Autorität.

Aber das viele Denken und Fühlen ohne entwickelten Zusammenhang ermüdet mich. Hier, in meiner Einsamkeit, wo soviele Erinnerungen aus meinem Leben, soviele Bücher und Zeitungen von der Außenwelt, stets vermehrte Gedanken in meinem Innern keimen lassen, könnte diese ganze Ideenvegetation mein armes Hirnfeld noch bis zum Wahnsinn überwuchern, wenn ich darin nicht ein wenig jäten und binden würde. Und manche

dieser meiner Gesinnungsblüten sind mir auch lieb, ich gestehe es, und ich möchte sie ein wenig pflegen und betrachten.

Man wollte doch manchmal überzählen können, was sich in der Sparbüchse des eigenen Geistes angesammelt hat. Manche Überzeugung, manchen Glauben, manche Gefühlsfähigkeit empfindet man als einen wahren Schatz, den man um alles nicht hergeben wollte . . . Warum soll man diese innern Reichtümer nicht auch bisweilen aus ihren verschlossenen Truhen hervorholen, und sich daran erfreuen, wie der Habsüchtige an seinem Golde? — „Cogito ergo sum." Ist ja doch in diesem Satze ausgedrückt, daß in dem bis zum Bewußtsein gesteigerten Gedanken das Leben selbst erst als solches empfunden wird. Der staunende Genuß, mit welchem uns das in seinem letzten Grunde unerklärte „ich bin" erfüllt, wird einzig durch den sich selbst erfassenden Gedanken geweckt.

Es sind also die Pulsationen meines geistigen Seins, welchen ich hier lauschen will, und welche diese Blätter — phonographengleich — dir, Einstseiendem, wiederholen sollen. Freilich ist das Instrument nur mangelhaft. Zwischen dem Schriftzeichen und dem Gedanken herrscht keine so mathematisch genaue Übereinstimmung, wie zwischen den Eindrücken der Schallwellen und den Aufzeichnungen des Phonographenstiftes. Was wir auszudrücken vermögen, bleibt noch gegen unser Empfinden weit zurück. Dafür stellt sich aber von seiten des Empfängers der geschriebenen Eindrücke eine gewisse Feinfühligkeit ein, welche über das Zeichen hinausreicht, und so dem unvollständig wiedergegebenen Gedanken auf halbem Wege entgegenkommt.

Wenn ich hier nun alles niederschreiben werde, was ich denke und glaube, was mit einem Worte meine Weltanschauung bildet, so habe ich in der Selbstwidmung dieses Buches demselben einen Vorzug gesichert: nämlich:

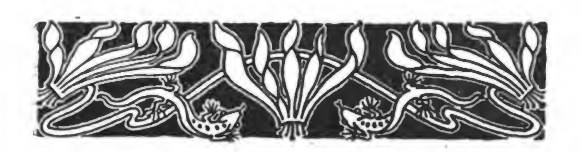
die Aufrichtigkeit und zugleich für dessen Ausführung eine große Erleichterung gewonnen, nämlich: die Zwanglosigkeit. Wenn man für das Publikum, für die Kritik und gar — in stiller Hoffnung — für die Nachwelt schreibt, da ist man für sein Werk vor allem um die Form besorgt. Dieselbe soll künstlerisch korrekt ausfallen, regelmäßig und harmonisch sein, und so werden zunächst Grenzlinien — d. i. ein sogenannter Plan — entworfen. Innerhalb dieses Rahmens wird dann alles vorhandene Material eingezwängt, und jeder Teil muß nur in Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Ganzen einen bestimmten Platz einnehmen.

Dadurch entsteht die große Schwierigkeit des Formzwanges und der so mühsame Aufbau eines Systems. Wie die Aufrichtigkeit in solchem Falle verloren geht ist klar: wenn man jeden Gedanken als Baustein eines zu errichtenden Monumentes betrachtet, so muß man unbarmherzig alles ausscheiden, was nicht genau in die vorgezeichneten Planlinien paßt, und sogar hier und da, zur notwendigen Ausfüllung und Equilibrierung, irgend einen Pfosten oder Balken zu Hilfe nehmen, der nicht aus dem eigenen Vorratsmagazine stammt. Ich werde meine Steine nebeneinanderlegen, in zeichnungsloser Mosaik, und nicht aufeinander, in himmelstrebendem Turmbau — das Zusammenstürzen macht mir also keine Sorge.

Widersprüche, Zweifel, unklare Ideen und — nennen wir es beim Namen — Irrtümer fürchte ich nicht. Ich brauche dieselben nicht zu umgehen und zu verleugnen. Im treuen Spiegelbild einer menschlichen Seele können solche Mäkel nicht fehlen. Hätte einer alle Weisheit vergangener Denker in sich aufgenommen und brächte noch einen Anteil neuer Weisheit hinzu — wie unvollkommen wäre da noch immer das Erfassen des unbeschränkten Alls im kleinen Gesichtskreis seines beschränkten Denkens. Und weit entfernt sei von mir die Anmaßung, dem Ge-

dankenfluge der vorangegangenen großen Geister nur gefolgt zu sein, umso weniger also — von ihnen ausgehend — meinen Flug noch um eine Spanne höher zu wagen. Aber auch jeder Stufe der geistigen Leiter ist ein mehr oder minder weiter Horizont sichtbar. Alles Erfahrene, Gelernte, Erlittene, Geträumte, bildet für jeden Einzelnen die Grenzlinien dieses Horizontes. Da, wo ich stehe, will ich ruhig und langsam die Blicke in die Runde senden und aufzeichnen was ich — Kurzsichtiger — sehe. —





Zweites Kapitel.

Erinnerung an die kleine Nina. — Alles bewegt sich. — Alles hängt zusammen.

Auf meiner schreibenden Hand sehe ich einen Trauring. Die mir ihn gab, hab' ich verloren . . . Der draußen heulende Sturm beugt die Trauerweiden über ihrem Grabhügel . . . Er wütet wohl auch am Ozean — derselbe Sturm — und zerschellt ein Schiff an den scharfen Klippen . . . Aber in seine Klagen mischen sich Orchesterklänge: im Kasino ist heute Hochzeitsball. Und ich bin hier — allein. Das Ganze: Grab und Meer und Ball und ich kreist mit einer Geschwindigkeit von 246 Meilen in der Minute samt dem Lichtkügelchen Erde auf der elliptischen Weltbahn . . . Ist das schrecklich oder schön?

Diese Frage drängt sich wohl bei allen schwindelnden Schauspielen und Begriffen auf. Aber diesmal möchte ich mir antworten: das Hin- und Herfliegen der Vorstellungen in so weiten Gegensätzen ist eher töricht, als schrecklich oder schön. Wie ein ungeschickter Schmetterling in einer Lampenglaskugel stößt sich auf diese Weise der Gedanke an alle seine Grenzen an und kommt nicht zur Besinnung. Was soll die Vergleichung so verschiedener

Größen wie ein Grab und ein Planet? — Wir können doch nicht hindern, daß das uns naheliegende Kleine größer erscheint, als das entfernte Große. Die Betrachtung des letzteren kann uns nicht auf die Richtigkeit des ersteren schließen lassen. Im Wassertropfen unter dem Mikroskop können wir mehr sehen, als im zitternden Lichtbilde, das uns der Sirius durch das Fernrohr sendet.

Ich komme also auf das kleine Ding zurück, das mir vorhin ins Auge fiel — der Trauring, den ich von meinem armen toten Weibchen habe — und will dabei verweilen.

Die ganze Erinnerung, die ich von meinem Eheleben bewahrt habe, ist ein kurzes Rosengedicht. Es beginnt mit den roten Rosen, mit welchen wir einst in ihrem Garten uns spielend bewarfen. Ihr Kinderlachen klang dabei so hell, ihre Wangen glühten selbst so rosengleich, daß ich — auch ein halbes Kind — ihr damals sagte: „Willst du meine Frau werden?“ Zehn Monate später endete das Gedicht schon mit den weißen Rosen, die der unglückliche Witwer auf den offenen Sarg der Entschlafenen streute . . . Sie starb mit achtzehn Jahren, meine kleine Nina. Und ich hätte sie gewiß glücklich gemacht. Der Tod hat doch unbarmherzige Launen.

Eine glänzende Vision — strahlend in Jugend und Frohsinn und Liebe war sie an meinem Himmel aufgegangen, um auch so rasch und unwiederbringlich zu schwinden, wie ein Traumgebild. Meine kleine Nina... mein entschwebter Schatten . . . mein lächelnder Lichtengel . . . in stillem Andachtsschauer rufe ich dein Bild zurück . . . du warst . . .

Darüber sind jetzt siebzehn Jahre vergangen. Von dem Manne, den meine kleine Nina liebte, ist eigentlich auch nichts mehr geblieben. Wie habe ich mich verändert!

Ich habe übrigens aufgehört, das Verändern der

Menschen und Dinge als etwas Schlimmes zu betrachten. Ich bin zur Einsicht gelangt, daß der Wechsel eine inhärente Eigenschaft alles Seins ist. Existieren und Verändern sind unzertrennlich. Dem Gesetze der ewigen Bewegung gehorcht eben alles. Die Bewegung ist freilich an manchen Dingen eine so langsame, daß wir sie nicht gewahren und dann als Stillstand bezeichnen. Ich habe auch einmal geglaubt, daß es Felsen gibt, die ewig fest stehen, und eine Treue, die nie wankt — und was dergleichen Unwandelbarkeits-Chimären mehr sind. Aber das Studium der Natur — dem allein wir ja alle richtige Erkenntnis danken können — belehrt uns, daß auch der Felsen sich allmählich herangebildet hat und unter dem Einflusse der sickernden Wasser sich unaufhörlich verändert; daß ein Diamant weiter nichts ist, als das Ergebnis von langsamer Kohlenstoffveränderung und daß jedes Monument, rastlos, wenn auch unsichtbar, an seinem Beruf als Zukunftsruine arbeitet.

Unser moralisches Sein, das ja auch nicht fertig vom Himmel heruntergefallen ist, sondern das — wie die Körper aus der Bewegung der Moleküle — aus der Bewegung der Gedanken zusammengefügt ist, muß daher auch einen ewigen Wechsel durchmachen. Was verändert sich nicht? — Vergebens lasse ich den Blick das ganze Gebiet meiner Erkenntnisse durchstreifen, nirgends finde ich ein Ding, welches als Beantwortung obiger Frage genannt werden könnte.

Das ist so die Probe, welche man auf die Stichhaltigkeit seiner Glaubenssätze anwenden soll — nämlich das langsame Beleuchten des ganzen Kenntnisumfangs mit dem Strahle der in Frage stehenden Ansicht. Paßt diese Ansicht überall hin, verschwindet in ihrem Lichte keine der bereits gewonnenen Wahrheiten, dann wird sie zur Einsicht. Absolute Wahrheiten haben das Schöne, daß sie sich ebensogut in der analytischen Zergliederung

der Dinge zeigen, als sie auch die weitesten **synthetischen** Kreise derselben erhellen. Nehmen wir als **Erläuterung** den oben angeführten Grundsatz, daß es keinen **Stillstand** gibt — oder, anders ausgedrückt: „**Alles bewegt sich**“ — und sehen wir zu, ob wir auf einen **Widerspruch** stoßen. Von welchem Punkte immer wir die Untersuchung beginnen wollen, um von diesem Punkte aus **entweder** in weiteren oder engeren Kreisen unsere Beobachtungen anzustellen, immer treffen wir auf die Betätigung jenes Gesetzes. Das Stäubchen im Sonnenstrahl bewegt sich und die Sonne selbst — als das Glied eines Systems höherer Ordnung — bewegt sich, und was zwischen solchen Extremen liegt: die keimende Saat, der sich zersetzende Leichnam, der dunkelnde Mahagonitisch, die sich verschlingenden Infusorien, die riffebauenden Korallentierchen; die verrostenden Zeiger an der stehengebliebenen Uhr, unser pulsierendes Herz, unser denkendes Hirn — alles, alles bewegt sich.

Die Resultate solcher rastlosen Bewegung können nirgends als Stillstand auftreten. Daher ist auch Beständigkeit — nämlich der Stillstand der geistigen oder Empfindungszustände — eine Illusion. Freilich ist das relative Verharren, d. i. das bis zur Unsichtbarkeit langsam wirkende Verändern, auch in moralischen Dingen vorhanden und mag dann immerhin, solange die Sprache keinen passenderen Ausdruck dafür hat, Beständigkeit heißen.

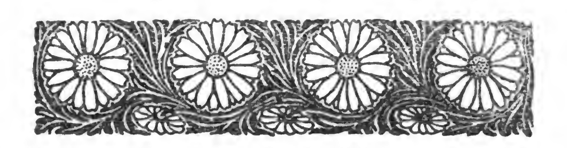
Zum Glück philosophiere ich hier ganz still mit mir selbst. Würde ich zu anderen sprechen, so müßte ich alle Einwürfe beantworten, mit welchen manche Theologen und Idealisten mich in meinem Ideengange unterbrechen würden, um mir vorzuwerfen, daß ich aus der Bewegung der Materie einen ganz unzusammenhängenden Schluß auf die Bewegung des „Geistes“ ziehe. Sie könnten mir freilich auch auf diesem ihrem ausgeschiedenen Gebiete

keinen Stillstand nachweisen — denn daß Religionen, Staatsformen, Sprachen — diese Manifestationen des Geistes, stets im Wandeln begriffen sind, könnte doch keiner unter ihnen in Abrede stellen; aber wenn sie auch mein „alles bewegt sich“ auf ideellem Gebiete zugestehen müßten, sie würden doch gegen die von materiellen Vordersätzen ausgegangene Schlußfolgerung protestieren. Ich brauche da nicht zu streiten, denn darüber bin ich mit mir längst im klaren, daß es unnütz ist, das Wort „alles“ in zwei Hälften zu spalten. Die Summe unserer Begriffe ist eben dieses „alles“ und was wir innerhalb derselben erkannt haben, das muß immer auf dem ganzen Gebiete — stofflich und geistig — Geltung haben. Was über unsere Erkenntnisse reicht, d. h. was über unsern gegenwärtigen geistigen Horizont hinaus ist, das können wir eben gar nicht betrachten, also weder verneinen noch bejahen. Da wo wir aber zu einer Einsicht gelangt sind — und sei es auch auf tausendfach verschlungenen Wegen — können wir sie auch in einheitlicher Form ausdrücken. „Tout se tient,“ wie die französische Redensart so richtig sagt: „alles hält sich,“ nämlich — „alles hängt zusammen“. Das ist das Reisemotto meiner Gedanken, die auf diese Art immer gerne von jedem Punkte aus, Ausflüge nach allen Richtungen machen, überzeugt, daß die Welt einem Netze gleicht, wo von jeder Masche zu jeder Masche, nach rechts und links, nach oben und unten ins Unendliche, immer derselbe Faden sich knüpft.

Man tut unrecht, aus diesem Netze eine Masche losreißen zu wollen und sie nicht mehr im Zusammenhange mit dem Ganzen zu betrachten; wenn man z. B. den Menschen und sein Seelenleben einer andern Beobachtungsmethode unterwirft, als man für die Erforschung und Beurteilung der Natur angewendet hat. Sind wir ja doch ein integrierender Teil der Natur, —

haben also kein Recht, uns auf einen isolierten Punkt stellen zu wollen; ebenso wie das, was wir unser „Seelenleben“ nennen, wieder ein integrierender Teil von uns selbst ist, und ebenfalls nicht von der biologischen Betrachtung unseres Wesens getrennt werden kann. Für jedes Phänomen der Idee finden wir ein analoges Bild in den Erscheinungen der Körperwelt, oder umgekehrt. So z. B. die Entwickelung aus der Saat und die Verzweigung aus dem Stamme. Auf welchem Felde der geistigen Erscheinungen sehen wir nicht das System der Verzweigung in Tätigkeit? — Ein Begriff geht aus dem andern hervor, so wie sich die Zelle von der Zelle trennt, und aus den beiden neuen Begriffen spalten sich je zwei andere heraus, und so fort bis aus dem Keime ein weitverzweigter Baum emporgewachsen ist. So blühte z. B. aus dem ersten Gottheitsbegriffe (der selbst aus den verschiedensten Elementen von Furcht, Staunen &c. zusammengesetzt war) der mächtige Stamm hervor, der „Religion“ heißt, und an diesem alle Äste und Zweige der verschiedenen Hauptbekenntnisse und Sekten.

Ich will mir jetzt nicht durch weitere Aufzählung von Beispielen diese Zusammengehörigkeit der ideellen und substanziellen Welt bekräftigen, denn ich brauche meine diesbezügliche Ansicht nicht erst zur Überzeugung auszuarbeiten — sie ist bereits so in mein innerstes Denken übergegangen, daß ich im Laufe meiner Betrachtungen nur zu oft darauf zurückkommen werde. Ich würde überhaupt mit meinen Erörterungen niemals fertig werden können, wenn ich immer — um den Grundsatz: „tout se tient“ zur Geltung zu bringen — bei jeder angeregten Idee Abweichungen und Ausflüge nach allen damit verbundenen Ideen machen wollte. Das wäre wie ein Lexikon, in welchem an jeden einzelnen Artikel immer sämtliche übrigen Artikel angehängt würden.



Drittes Kapitel.

Etwas über „aufrichtige Überzeugungen". — Freude an den eigenen Einblicken in das Gedankenreich. — „Ich genieße die Gesetze." — It is a safe world.

Während ich in dieser Arbeit fortschreite, gratuliere ich mir immer lebhafter zu dem Einfall, sie einem freundlichen Leser gewidmet zu haben, der mit mir so ziemlich auf der gleichen Entwicklungsstufe steht, und jedenfalls die gleichen Entwicklungsphasen durchgemacht hat. Ich bin dadurch der Aufgabe enthoben, den möglichen Einwürfen fremder Gegner Rede zu stehen, und jede ausgesprochene Ansicht mit einer Verteidigung derselben zu begleiten. Auch brauche ich nicht den ganzen deduktiven oder induktiven Weg wieder zurückzulegen, auf welchem ich zu ihr vorgedrungen bin, um sie Andersdenkenden, und mitunter Garnichtdenkenden verständlich zu machen. Ich kann den Vorrat meiner Überzeugungen — ohne ihre Entstehungsgeschichte zu erzählen — von vornherein als begriffen und bestimmungssicher annehmen, und sie in aller Ruhe ordnen, um aus deren Zusammenstellung neue Ideen zu gewinnen. Es ist z. B. eine ermüdende Sache, wenn man ein Kartenspiel spielt, dessen Gang und Regeln man erst seinen Mitspielenden erklären muß, und dies wäre ungefähr mein Fall, wenn ich mir verschiedene Leser vorzustellen hätte, denen ich erst die Be-

rechtigung meiner Gedanken auseinandersetzen müßte. Solche, deren Erfahrungen weit hinter den meinen zurückgeblieben sind, könnten mir doch nicht folgen und anderen, die sich über meinen Denkkreis weit hinaus erhoben haben, würden meine Erörterungen kleinlich und überflüssig erscheinen — gerade so, wie es einem starken Pikettspieler höchst lächerlich und lästig wäre, wenn sein schwächerer Gegner sein Spiel etwa folgendermaßen ansagen wollte:

— „Quint-Major in Herz: Quint bedeutet fünf sich folgende Karten; major drückt aus, daß es die höchsten in der Farbe sind; es gibt vier Farben und das Spiel besteht aus 32 Karten; Karten überhaupt sind bemalte Papierblätter, welche einst, wie man sagt, zur Unterhaltung eines kranken Königs . . .“

„Genug, genug,“ würde der andere Spieler rufen und die Karten zusammen werfen. „Ihre Quint major gilt nichts, denn ich habe eine Sept in Caro; aber auf diese Weise läßt sich wirklich nicht spielen.“

Zu einem solchen Auftritt wird es zwischen ego und mir nicht kommen, in unserer gemütlichen Gedankenpartie. Wir sind von gleicher Stärke, werden uns an den kleinen Feinheiten des Spiels erfreuen . . . und bemerken unsere gegenseitigen Fehler nicht.

Das Auseinandersetzen ist mir erspart. Ich verzichte von vornherein auf alle lehrende Würde des Vortrags. Von manchen Dingen kann ich nach Herzenslust das vom Professorenkatheder verbannte „ich weiß nicht“ sagen, an welches sich jeder Geist öfter oder seltener stößt, welches aber alle Lehrenden so dicht als möglich in faltenschwere Phrasengewänder zu verhüllen suchen. Höchstens läßt sich mancher Philosoph noch herbei, im allgemeinen vom letzten Grunde der Dinge zu sagen, „m a n weiß nicht“ — oder vielmehr noch, „man k a n n nicht wissen“ — aber wer spricht wohl gerne vom Lehrstuhl herab in

der ersten Person, wenn es sich um die Unkenntnis eines Dinges handelt?

Dabei fällt mir eine Anekdote ein: „Ist der Mond bewohnt?“ fragt ein examinierender Schullehrer. „Ja, er ist bewohnt,“ antwortet ein Junge. „Man weiß es nicht,“ verbesserte der Lehrer. Darauf der Knabe mit Bestimmtheit: „Ich weiß es.“

Im Munde eines Schülers klingt solche Behauptung wohl komisch — aber wie häufig bringen Vorträge und Lehrbücher ebenso unberechtigte und eben so kategorisch vorgebrachte Sätze.

„Ich habe schon einmal so meine festen Ansichten“ (die Franzosen sagen: opinions arrêtées). Diese Phrase hört man gar oft aus dem Munde derer, welche — um die Begründung ihrer Ansichten befragt — keine weiteren Aufschlüsse geben wollen oder können, und die Festigkeit derselben als deren Berechtigung anführen. Die sogenannte „aufrichtige Überzeugung“ genießt auch ein ähnliches usurpiertes Ansehen und darauf fußen sich oft die Anmaßungen der falschesten Überzeugungen. Zwei „aufrichtig Überzeugte“ entgegengesetzter Meinung haben sich demnach nicht in lange Disputationen einzulassen, sondern sollen einfach vor einander den Hut abziehen. Freilich sagt man, daß aus dem Zusammenstoß der Ansichten der Funken der Wahrheit sprüht — aber was liegt den respektablen Besitzern der „arretierten“ Meinungen an der Wahrheit? — Diese Gottheit befindet sich bekanntlich in einem Brunnen und noch dazu in sehr unzulässiger Toilette . . . wozu also das unbequeme und unschickliche Brunnentauchen, da ja doch die schöngekleideten Überzeugungsfigürchen, welche unbeweglich auf dem Geistesregale stehen, so allgemeine Achtung gebieten? —

Ich habe vor meinen eigenen Ansichten eben keinen bewundernden Respekt, aber an manchen — ich gestehe es — habe ich meine aufrichtige Freude. Nicht um alles

wollte ich sie eintauschen. Von den sogenannten „quälenden Zweifeln“ werde ich nicht geplagt; denn der überwundene Zweifel ist nur die Straße, die mich zu meinen erlangten Überzeugungen geführt hat, und der unüberwundene ist eben als das harmlose „Ich weiß nicht“ stehen geblieben, welches mir — dem Sprichwort gemäß „was man nicht weiß, das macht nicht heiß“ weiter keine Unruhe verursacht.

Die Freude, die ich an meinen Einblicken in das Gedankenreich habe, entspricht ungefähr dem Satz, welchen der Marquis Posa zu Philipp II. sagt: „Ich genieße die Gesetze.“ Ich meine hier nicht die Staatsgesetze, sondern die erhabene allumfassende Gesetzmäßigkeit der Natur und ich lege den Nachdruck auf das Wort „genieße“. Denn wahrlich, das Bewußtsein einer uns umgebenden nimmerschwankenden Ordnung, zu welcher man durch die Entdeckungen der Naturwissenschaften gelangt ist, erfüllt die Seele mit einer eigenen, unsagbaren Freude. Wir sind einmal dazu beanlagt, Harmonien zu genießen. Ob diese nun im Zusammenklang der Töne uns als Musik umrauschen, ob sie als Verschmelzung der Farben unser Auge entzücken, oder im Ineinanderfließen der Gefühle als Liebe unser Herz erfüllen — überall sind es Harmonien, die uns die erhebendsten Freuden bereiten. Die Harmonie des Weltalls, nämlich das Unisono aller zusammenklingenden Naturstimmen, bringt also den höchsten Genuß, welchen der grübelnde Geist erstreben mag. Der Einklang der Schöpfung ist eine Musik, der der Verstand mit Wonne lauscht, und wenn wir auch nie die ganze Pracht des Universumkonzertes erfassen können, so beglücken uns doch schon die bis zu uns dringenden schwachen Echolaute.

Die Vorstellung von Unordnung und Willkür flößt Angst und Unruhe ein; die Vorstellung der geregelten Ordnung hingegen bringt Vertrauen und Beruhigung.

Das höchste Lob, das ein Engländer von einem Menschen sagen kann, heißt „he is a safe man“, das ist soviel als „ein sicherer Mann“ und so sag' ich mir von dieser schönen Welt: „it is a safe world“. Da wo die Natur ihr Wort verpfändet hat — und ihre Eide sind Gesetze — da kann man auch sicher auf sie zählen. Die Schwankungen und Irrungen und Widersprüche finden sich nur noch in der Unvollkommenheit unserer Kenntnisse, in den aus Wortspaltungen entstandenen Mißverständnissen und in Trugschlüssen der Spekulation. Das Experiment jedoch — nämlich die betätigte Erfahrung eines physikalischen Vorgangs — führt uns nur zu untrüglichen Ergebnissen, und was wir darauf aufbauen ist „safe“.

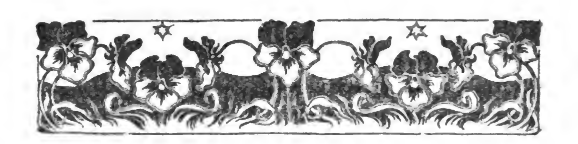
Dieses Sicherheitsgefühl ist nun eine meiner Freuden. An diese schließt sich eine andere Freude an, nämlich der überzeugte Glaube an unaufhörlichen Fortschritt an ein Besser-, Schöner- und Größerwerden ringsumher. Ich werde mir einmal zur Hersagung der freudigen Fortschrittslitanei ein eigenes Kapitel gönnen. Hier nannte ich diese Anschauung nur in zusammengefaßter Kürze, wie man einen Artikel seines Credos nennt. Wenn mir meine lieben Zeitungen und Revüen hier in die Einsamkeit Kunde von irgend einer neuen Entdeckung, oder großartigen Erfindung, oder spekulativen Erweiterung des Gedankenhorizontes bringen, so ist es mir jedesmal wie ein reiches, beglückendes Geschenk. Neben solchen Lichtblicken bringen mir freilich die Tagesblätter Nachrichten von den finstern Wirren der Parteien, von dem kleinlichen Streiten der Vorurteile, von den blutigen Kämpfen der Kriegsfurie... aber Geduld — nach ein paar Tausend Jahren wird das alles besser sein.

Nach ein paar Tausend Jahren . . . das zeigt, wie ich von meiner individuellen Existenz absehe, wenn ich mich in die Betrachtung der Weltexistenz vertiefe. In

dieser letzteren ist meine Stelle so verschwindend klein, mein Sein oder Nichtsein so nichtig, daß ich gar nicht daran denke.

Aber — man kann nicht von „Weltanschauung" leben. An der Stelle, die ich in der Schöpfung einnehme — ob klein, ob nichtig — bin ich doch ganz gebunden, und fülle sie aus. Da wo der Mensch lebt, hat er mit seinen Bedürfnissen, Leidenschaften und Interessen diejenige Aufgabe abzutragen, die jedes Teilchen dem Ganzen schuldet. Das Nahe ist uns wichtig, nicht das Große. Was uns umgibt, was uns berührt, das wirkt am mächtigsten. Die Schlacht bei Marathon mag wohl hochbedeutend gewesen sein — aber daß mein alter Kanarienvogel unwohl ist, ergreift mich mehr. Das entfernte Große muß sich gar klein machen, um zu uns zu gelangen: Durchstechen wir ein Blatt Papier mit einer Stecknadel und blicken wir aus dieser Öffnung zum Himmel auf — ein Stück Milchstraße kann sich leicht in dem Stecknadelstich einrahmen. Diese Raumreduktion des Sichtbaren läßt sich mit den mathematischen Gesetzen der Perspektive erklären und alle Eindrücke auf unsere Empfindungen — ebensowohl wie jene auf unser Auge — unterliegen einem solchen perspektivischen Gradverhältnis.





Viertes Kapitel.

Ein Erlebnis aus meiner Jugendzeit.

Das war zur Zeit, als ich jung und reich und lebenslustig war. Meine Ehe lag nur wie ein kurzer Traum hinter mir, und mir war es, als stünde ich erst an der Schwelle des Lebens, in jener gewissen frohen Jugendstimmung, die der Erwartung gleicht, mit welcher man im Theater das Aufrollen des Vorhangs gewärtigt, wenn ein gutes Stück auf dem Zettel steht.

Selbständig, ohne Berufspflichten, Besitzer bedeutender Einkünfte, Träger eines altadeligen Namens — dies waren meine äußeren Verhältnisse. Enthusiast, Romantiker, Royalist mit einem Anfluge poetischer Schwärmerei — dies waren meine innern Eigenschaften.

Wie habe ich mich verändert! Aber das gehört nicht hierher. Der Geschichte meiner Überzeugungsevolutionen werde ich auch ein eigenes Kapitel widmen. Ich muß mich eben nur zurückdenken in meine ganze damalige Persönlichkeit, um die Eindrücke nachzuempfinden, die ich zu jener Zeit empfangen habe.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, eine mehrjährige Reise durch Europa zu machen; mich in den verschiedenen Hauptstädten längere Zeit aufzuhalten, um die Welt kennen zu lernen. Meine erste Station war in . . . .

wozu den Namen nennen — ich werde wohl nie vergessen, wo es war.

Es war eine königliche Residenzstadt, die dem Fremden viel des künstlerisch Sehenswerten und des gesellig Anregenden bot. An meinen Gesandten empfohlen, ward ich durch diesen in die ersten Häuser eingeführt; aber von all den Soireen, Diners und Bällen, die ich hier mitmachte, sind mir nur verwirrte Bilder geblieben, die sich mit den ähnlichen Erinnerungen vermischen, welche mir in spätern Zeiten und an andern Orten in der gleichen Großen-Welt-Routine begegnet sind. Übrigens hatte damals die eigentliche Faschingszeit noch nicht begonnen und bei Hofe fand keinerlei Empfang statt.

Da, wohin ich meine Gedanken zurückführen will, das ist eine Vorstadtvilla, in welcher eine alte Dame wohnte, eine Cousine meiner Mutter, an die ich auch eine Empfehlung mitgebracht hatte. Eine liebe, freundliche alte Frau, die Gräfin Dionyse. Ich denke gern an sie, denn mit ihrem Bilde steigt immer ein anderes lichtes Bild auf. Es gibt solche Erinnerungen, die immer doppelt anklingen, wie die Intervalle desselben Akkords.

Gute Tante Dionyse! Die echte große Dame. Sie hatte ihr ganzes Leben an einem benachbarten Hofe zugebracht; zuerst als Ehrenfräulein, zuletzt als Oberhofmeisterin; aber jetzt lebte sie seit ein paar Jahren zurückgezogen und selbständig.

Ich sehe noch ihren eleganten, kleinen Salon, voll Blumen und Nippen, und die ewige Stickerei, die sie in Händen hielt. Sie hatte einen Empfangstag in der Woche, aber da war der kleine Salon von so vielen alten Hofdamen überfüllt, daß ich es vorzog, sie an den Tagen zu besuchen, an welchen sie allein war. Ich erzählte ihr von meiner Mutter und sie unterhielt mich von den laufenden Stadtgeschichten, — die Chronik, die sie an ihren Montagen sammelte.

So saß ich wieder einmal der guten alten Dame gegenüber und klagte ihr scherzhaft über meine Herzensleere.

„Ich sollte glauben, lieber Karl, daß bei deiner Stellung und deinem Äußern," — ich verneigte mich — „die Intriguen und Abenteuer nicht fehlen sollten."

„Ach liebe Tante, was Sie meinen, erfüllt meine Sehnsucht nicht. Ich dürste nach einem Roman — nach einer Leidenschaft . . . Irgend etwas Heftiges — Unerhörtes — Tragisches . . ."

Als ich so sprach, wurde die Tür geöffnet und an der Schwelle standen zwei Damen. Die Tante sprang von ihrem Sitze auf und eilte mit einem freudigen Aufschrei den Eintretenden entgegen. Die eine der Damen warf sich in ihre Arme und küßte sie wiederholt: „Meine gute, einzige, goldene, alte Dionyse!" rief sie.

Ich war aufgestanden und wußte nicht, ob ich mich entfernen solle oder nicht. Die Schönheit der Neuangekommenen hatte mich förmlich geblendet — und die herzliche Stimme, mit welcher sie zu der Tante zwischen ihren Küssen die liebkosenden Worte sprach, klang mir eigentümlich zauberhaft. Die zweite Dame — wahrscheinlich eine Gesellschafterin — stand schweigend beiseite.

„Gnädige Tante," sagte ich, meinen Hut nehmend und mich verbeugend, „ich will nicht stören."

Jetzt bemerkte mich erst die schöne Unbekannte. Sie musterte mich mit einem lächelnden Blick, und die Tante fortziehend, sagte sie ihr einige leise Worte. Dann sprach sie etwas zu ihrer Gesellschafterin, welche sodann grüßte und das Zimmer verließ.

Ich machte nochmals Miene zu gehen, aber die Tante sagte:

„Bleib' noch ein wenig, lieber Karl. Die Baronin

Maisdorf wird erlauben, daß ich ihr meinen lieben Neffen vorstelle."

Was nun nach dieser Vorstellung gesprochen wurde, dessen kann ich mich trotz aller Anstrengung nicht genau entsinnen . . . wahrscheinlich die Banalitäten, die in solchen Fällen gewöhnlich ausgetauscht werden. Nur soviel ist mir erinnerlich, daß durch die ganze Unterhaltung wie ein ungewöhnlicher Nebengedanke sich zog: von meiner Seite war es eine heftig erwachende Bewunderung; von Seite der Tante eine eigentümliche Unruhe; von Seite der Baronin Maisdorf endlich, wie ein Gemisch von Zerstreutheit, Neugier und Belustigung. Bei manchen meiner an sie gestellten Fragen — die doch gar nichts Auffallendes hatten — lachte sie, als läge ein besonderer Sinn darin und wechselte einverständliche Blicke mit der Tante.

Einer anmutigeren, fesselnderen Erscheinung war ich nie begegnet. Sie war das Bild der ausgezeichnetsten und dabei ungezwungendsten Vornehmheit. Ihre Toilette war einfach, aber sehr reich. Sie trug ein dunkles Samtkleid mit blauem Fuchs verbrämt. Sie war von zartem, hohem Wuchse und mit unsäglicher Grazie lehnte sie in ihrem Fauteuil zurück, das atlaschaussierte Füßchen auf den Polstern ruhend, welche meine Tante in gastlicher Vorsorge herbeigeschoben hatte. Einen Augenblick hatte es mich unangenehm berührt, daß eine junge Frau sich von einer alten Dame so bedienen lasse . . . aber sie war wohl ein verwöhntes Kind.

Als ich nach einem halben Stündchen die beiden Damen verließ und raschen Schrittes durch die Straßen eilte — ich wußte nicht wohin — da war es um mich geschehen. Mein liebesehnsüchtiges Herz, mein romanhaftes Gemüt, hatte ich lange genug als gefährliches Pulvermagazin mit mir herumgetragen. Aus den

schwarzen Augen der Baronin Maisdorf war nun der Funke hineingefallen.

Übrigens ist solche Explosion zwar betäubend, doch sehr angenehm dabei. Es ist wie eine plötzliche Vervielfältigung der Lebensgeister — eine Verdoppelung des Bewußtseins, denn neben dem gewöhnten „ich lebe" empfindet man noch das eben so wundersame „ich liebe" —

Am folgenden Tage fand ich mich so zeitlich bei meiner Tante ein, daß diese noch schlief. Nach einer Stunde kam ich wieder. Diesmal wurde ich vorgelassen. Tante Dionyse war im Schlafrock und schien ziemlich übler Laune.

„Warum so früh? Du weißt doch, daß ich vor zwei Uhr nicht empfange."

„Verzeihen Sie, liebe Tante, aber ich möchte Sie um so vieles fragen . . ."

„Ich sage gar nichts."

„Aber Sie wissen ja noch nicht einmal, was ich fragen will."

„Kann mir's denken — aber ich sage kein Wort."

„Erzählen Sie mir nur, ich bitte — wer ist diese Baronin Maisdorf? Ist sie Frau oder Witwe? Ist sie Ihnen verwandt? . . . Wo wohnt sie?"

Tante Dionyse schwieg.

„Warum wollen Sie mir keine Auskunft geben?"

Sie zuckte die Achseln.

Soviel ist klar, dachte ich, meine Tante ist nicht liebenswürdig, wenn sie aus dem Bette steigt und sagte laut mit Teilnahme:

„Sie haben vielleicht etwas Kopfweh?"

Die Tante machte eine verneinende Bewegung.

„Diese Baronin Maisdorf scheint Ihnen sehr gut zu sein," nahm ich die Unterhaltung wieder auf... „wohl eine langjährige Freundin?"

Dionyse schwieg. Ich wollte wissen, ob die Tante

überhaupt um die Morgenstunde durch einen Trappisteneid gebunden sei, oder ob sie das Schweigen nur in Bezug auf die Baronin bewahre, und suchte nach einer anderen Frage. Ein kreischender Papagei, der an seinem Kafiggitter kopfabwärts umherkletterte, bot mir einen willkommenen Gegenstand.

„Wie alt ist das liebe Tier?“ frug ich.

„Achtundneunzig Jahre.“

„Tante, da hilft kein Verstellen, ich sage Ihnen lieber gleich, ich muß genau erfahren . . .“

„Ich versichere dich, er war schon siebzig Jahre alt, als ich ihn bekommen habe.“

„Ich muß erfahren,“ fuhr ich unbeirrt fort, „wer diese reizende Frau ist . . . ob ich Hoffnung habe, sie zu erringen, denn — ich mache Sie zu meiner Vertrauten, gute Tante — ich habe mich rasend verliebt . . .“

„Karl, du sprichst vielleicht im Scherz — aber ich sage dir im tiefsten Ernste: denke nicht an diese Frau. Ich gebe dir keinerlei Auskunft über sie, weil ich durch ein Versprechen gebunden bin, aber soviel kann ich dir sagen: Denke nicht an diese Frau . . . sie zu lieben wäre ein Unglück . . . sie zu erreichen eine Unmöglichkeit.“

Solche Worte waren nur geeignet, mich um so überspannter zu machen; und ich gab mir noch alle Mühe, von der Tante Aufschluß zu erhalten — aber vergebens.

Ich verließ sie in lebhafter Erregung, denn zu der gestern erwachten Schwärmerei hatte sich noch der Reiz des Geheimnisvollen, des Schwererreichbaren gesellt und mein romantisches Gemüt war ganz Feuer und Flammen. Die nächsten Schritte richtete ich selbstverständlich darauf, Erkundigungen einzuziehen, überall nach dieser Baronin Maisdorf zu fragen; doch niemand kannte eine Dame dieses Namens. Auf allen Promenaden, in allen Salons, im Theater, überall suchten meine Blicke das reizende

Bild; es füllte mein ganzes Denken, mein nächtliches Träumen aus; aber nirgends begegnete mir das ersehnte Original.

Zur Tante ging ich täglich. Ich liebte das Zimmer, in welchem ich die flüchtige Erscheinung gesehen und die Gräfin Dionyse selbst war mir jetzt — nach meiner Unbekannten — die interessanteste Persönlichkeit der Stadt. Auch war sie unfreiwillige Vertraute meiner wachsenden Leidenschaft. Sie wollte meine Ergüsse zwar abwehren, aber ich ließ mich nicht zurückhalten. Ich teilte ihr die Gedichte mit, die ich an meine Holde richtete, denn — so unwahrscheinlich mir dies heute scheinen mag — ich schrieb damals Sonette, Romanzen und Lieder. Ob sie gut waren, weiß ich nicht; aber sie zu verfassen war mir ein Bedürfnis.

So vergingen ungefähr vierzehn Tage. Ich saß wieder in Dionysens kleinem Salon, als diese mir plötzlich sagte:

„Weißt du, Karl, ich habe deine Gedichte der Frau von Maisdorf zu lesen gegeben.“

Ich fühlte mich erblassen.

„Sie haben sie gesehen?“

„Ja, mehrere Male — und ihr von deiner schwärmerischen Liebe erzählt . . . das amüsiert sie, — aber wie gesagt, es ist keine Hoffnung . . .“

„Wie haben Sie gesagt, Tante, ‚amüsiert sie‘ . . . lacht Frau von Maisdorf über meine — Liebe?“

„Nein, aufrichtig gestanden, sie lacht nicht. Dafür ist sie ein viel zu edles, zartfühlendes Wesen. Sie hat deine Verse mehrere Male überlesen — ja sogar mitgenommen — und mit Rührung gesagt: ‚Welch ein poetisches, inniges Gemüt‘ und dabei seufzte sie. Ein Seufzer, welcher bedeutet: ‚Ach, wenn ich dürfte!‘ Denn wahrlich, sie darf nicht, Karl.“

Tante Dionyse hatte mich ganz glücklich gemacht.

Also die Geliebte wußte um meine Leidenschaft und hatte meine Gedichte mitgenommen! O die holde, selige Narrheit, dieses Verliebtsein!

Am nächsten Tage ging ich natürlich wieder zur Tante. Im Vorzimmer wollte mich der Bediente abweisen: „Die gnädige Gräfin haben Besuch und es soll niemand vorgelassen werden,“ sagte er — aber ich schob ihn beiseite und eilte durch die Zimmerreihe bis zu dem kleinen Salon, von der Ahnung durchdrungen, daß ich endlich „sie“ wiederfinden sollte.

Und in der Tat, sie war es, die neben Tante Dionyse saß. Bei meinem Eintritt sprang letztere auf.

„Wie kommst du hierher, ich hatte doch verboten...“

Frau von Maisdorf machte eine beschwichtigende Bewegung.

„Lassen Sie doch, meine gute Dionyse — es freut mich sehr, Ihren Neffen wiederzusehen,“ — und sie reichte mir ihre Hand entgegen.

Ich beugte mich über diese Hand und küßte sie. Die Elektrizität hat uns noch lange nicht alle ihre Geheimnisse enthüllt ... im Telegraphenapparat und in den Glühlichtlampen kann man ihre Wirkungen erklären; aber in den Schlägen, die sie uns bei Berührung einer geliebten Hand erteilt, hat man ihr Wesen noch nicht zu bestimmen gesucht.

„Endlich — endlich finde ich Sie wieder ...“ begann ich.

„Um Gottes willen, Karl, schweig,“ sagte Tante Dionyse, „du weißt nicht ...“

„Liebe Gräfin,“ unterbrach die junge Frau, „ich erinnere Sie an Ihr Wort — tun Sie als ob Sie auch nichts wüßten und lassen Sie Ihren Neffen sagen, was er zu sagen hat. Ich bin ... neugierig, es zu hören.“

„Dann möchte ich es lieber nicht auch hören müssen,“

sagte die Gräfin, indem sie zur Tür ihres Kabinetts ging.

„Wie Sie wollen," nickte Frau von Maisdorf.

Wir waren allein geblieben. Kann ich noch so recht mich in diese Stunde zurückversetzen? Es wird mir schwer. Ich bin jetzt ruhig und bei Sinnen — damals war ich von einem Hochgefühl emporgetragen, welches mir die ganze Welt verzauberte. Und was in meinem hochklopfenden Herzen tobte, was in meinem halbdelirierenden Geiste flammte, das habe ich alles in eine begeisterte Rede gefaßt, die ich heute nicht mehr imstande wäre zu ersinnen, die mir aber damals so übersprudelnd aus der Seele strömte, daß ich meinen eigenen Worten nicht nachzukommen glaubte. Ich war unwillkürlich auf die Polster hingesunken, die seitwärts zu ihren Füßen lagen, und kniete neben ihr. Sie hielt ihre Hand wie abwehrend vor mein Gesicht und lauschte mit einem eigenen, halb kühn-, halb erschrockenfrohem Lächeln — so wie graziöse Reiterinnen lächeln, wenn ihr Pferd über einen tiefen Graben setzt . . .

Jetzt stand sie auf, und immer mit der ausgestreckten Hand sich vor meiner Annäherung schützend, sprach sie halblaut:

„Also das ist Liebe . . . das ist's, was in den Gedichten und Romanen steht . . . welch eine eigentümliche, schwindelerregende Gewalt . . ."

Dann wandte sie sich plötzlich gegen mich und sprach in kaltem Tone:

„Ich hätte Sie nicht anhören sollen, mein Herr. Das ist Wahnsinn — oder vielmehr eine Kinderei — ich will es vergessen. Das ist die beste Gnade, die ich Ihrer Vermessenheit gewähren kann."

Meine Miene mußte einen heftigen Schmerz ausdrücken, denn sie sah mich nun wie besänftigt und gerührt an. Sie stand in einiger Entfernung von mir,

mit einer Hand an die Lehne eines Fauteuils gestützt; ihre hohe Gestalt hob sich in anmutiger Plastik vom Tapetengrunde ab; die lange Schleppe lag in schweren Falten auf dem Teppich.

Sie winkte mir, näher zu kommen. Ich warf mich in den Fauteuil, an dem sie lehnte, und neigte mich über die weiße, duftende Hand.

„So habe ich denn keine Hoffnung — keine?“ frug ich mit schmerzzitternder Stimme . . . „nur vergessen wollen Sie? . . .“

„Ich habe Sie nicht kränken wollen,“ sprach sie leise und zog ihre Hand nicht zurück . . . „Sie werden bald erfahren, daß ich nichts anderes zu geben habe, als das Vergessen dieser Stunde.“

Dann mir fest ins Auge sehend:

„Sind Sie bereit, jeden meiner Befehle zu erfüllen?“

„Jeden,“ antwortete ich.

„Foi de gentilhomme?“

„Bei meiner Ehre und bei meinem Gott!“

„Dann befehle ich, daß Sie morgen um diese Zeit unsere Stadt und unser Land schon verlassen haben — damit auch Sie leichter vergessen können, was ich jetzt spreche . . . Es ist dies ein Augenblick, den ich aus meinem Leben streiche . . . aber ich will doch sagen . . . ein einzigesmal . . .“ Sie hielt zögernd inne.

„Ich habe geschworen,“ rief ich, von meinem Sitze aufspringend, und ihre Taille umfassend, „morgen um diese Zeit bin ich fern von hier; aber diese Minute kann mir die Ewigkeit aufwiegen, wenn du mir nur ein Wort der Liebe sagst . . .“

Sie ließ ihren Kopf an meine Schulter sinken und wehrte meinem Kusse nicht.

„Ich h ä t t e dich geliebt —“ flüsterte sie. Dann riß sie sich plötzlich aus meinen Armen. „Dionyse!“ rief sie laut. Die Gräfin trat ein. „Ich will jetzt nach

Hause fahren, liebe Gräfin — meine Dame soll erst in einer Stunde kommen: haben Sie die Güte, mich zu begleiten. Lassen Sie vorfahren, ich bitte, und bereiten Sie sich."

„Wie Ew. Majestät befehlen," sagte Dionyse und ging in ihr Zimmer zurück.

Ich blieb wie versteinert stehen. Die Königin sah mich mit einem traurigen Lächeln an. In wenigen Sekunden erschien meine Tante wieder in Hut und Mantel.

„Ich bin bereit," sagte sie.

„Also gehen wir . . ." An der Schwelle wandte sich die hohe Frau noch einmal um, und nickte mir zu. „Leben Sie wohl," sagte sie.

Ich verneigte mich, wie man sich vor Königinnen verneigt. Als ich aufblickte, waren die beiden Frauen verschwunden.

Ich wartete die Rückkunft der Tante ab. In einer Stunde kam sie zurück.

„Also siehst du nun ein, mein Lieber," sprach sie zu mir, „daß deine Schwärmerei eine hoffnungslose war?"

„Hat sie noch von mir gesprochen," frug ich hastig — „und was?"

„Ja, sie hat von dir gesprochen. Ich genieße ihr volles Vertrauen — sie hat als Kind gar oft auf meinem Schoße gespielt — und auch jetzt liebt sie es, mich öfters zu besuchen, von den alten Zeiten zu plaudern."

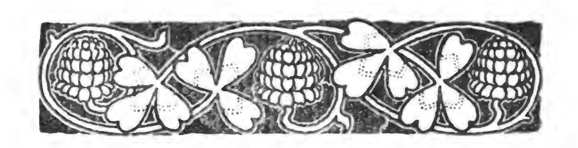
„Also Tante, ich beschwöre Sie — wiederholen Sie mir jedes ihrer Worte . . ."

„Du sollst morgen abreisen, habe ich gehört. Sie hat mir alles erzählt. ‚Und wie, wenn er nun nicht abreiste?' frug ich. ‚Dann wäre er als wortbrüchig meiner Verachtung wert, aber ich hege keinen solchen Zweifel,' antwortete sie."

„Nur sie selbst hätte mich meines Eides entheben können . . . aber es durfte nicht sein. Ich reise noch heute.“

„Ich bringe dir auch eine Botschaft, Karl. ‚Sagen Sie Ihrem Neffen, liebe alte Freundin,‘ dies waren genau ihre Worte, ‚daß ich seine Gedichte aufbewahren werde. Ich gebe ihm für deren Widmung weder Orden noch Medaille; ich habe sie ihm mit einer Minute erlebter Poesie gelohnt.‘“





Fünftes Kapitel.

Poesie und Prosa. — Geist der Analyse und der Synthese.

Ich glaube an Poesie. Das ist wieder so ein Artikel meines Credos. Die Idee erreicht die Form der Poesie, gerade so, wie die Pflanzzelle die Form der Blüte erreicht. Die Tierseele, oder auch die Seele des wilden, rohen Menschen gelangt nicht bis zu poetischen Begriffen; wie auch die Algen, Flechten und Moose niemals Blumen tragen.

Ich kann nicht anders: wenn ich mir irgend etwas klar veranschaulichen will, so muß ich immer wieder in die Betrachtungen der Analogien verfallen, welche sich mir zwischen der Natur und den Dingen des Geistes aufdrängen. Diese Richtung meiner Denkmethode hat ihren Urspurng in folgender Anschauung.

Die einfachste Form des vegetabilischen Lebens besteht aus dem Zellenbläschen — eine kleine hohle, durchsichtige, mit gefärbtem Stoff gefüllte Kugel. In diesem einzigen Elemente sind alle Kräfte der Fortpflanzung vereint. Durch das Mikroskop kann man in jedem Glas Wasser (wenn das Wasser durch längeres Stehen im Sonnenlichte grün geworden) den ganzen Zeugungsprozeß verfolgen. Jede dieser Zellen enthält mehrere andere, welche sich darin entwickeln, wachsen, sich drängen,

bis sie die Hülle zerreißen, und dann ebensoviele neue Zellen bilden, die sich auf die gleiche Art vermehren.

Diesem Vorgange analog denke ich mir die ursprüngliche Entwickelung der Gedanken. Als Urtypus — wie dort die Zelle — läßt sich hier die Idee annehmen — nämlich die erste selbstbewußte Auffassung der Dinge. Aus dieser Protoidee gehen mehrere andere in ihr enthaltene hervor, die sich immer wieder durch Teilung vervielfältigen und ins Unendliche verzweigen. Die Parallele hört aber nicht bei der Vermehrungsfrage auf, sondern erstreckt sich auch auf das Fortschrittsprinzip, welches allem Leben zugrunde liegt und welches — unabhängig von der abgesonderten Entwickelung der einzelnen Individuen — eine sich stets komplizierende Vervollkommnung der Arten im Gefolge hat. Aus der Schimmelpflanze selbst wächst keine Kaktusblüte hervor: aus dem ersten Erwachen menschlichen Bewußtseins ist auch unmittelbar keine Encyklopädie entstanden. Aber die Kryptogamen haben im Lauf der Zeiten mit der Anhäufung ihrer eigenen kleinen Leichen jenen Humus gebildet, aus welchem eine höhere Ordnung der Pflanzen hervorgehen konnte, deren nächste Nachkommen wieder um eine Stufe höher standen und sich in mehrere sich abzweigende Arten spalteten, bis die unendliche Verschiedenheit und die ausgebildete Pracht der ganzen Pflanzenhierarchie erschienen war, die wir heute bewundern. Ebenso bilden die Ideen einer ganzen Generation erst eine Art geistigen Humus, aus welchem eine höhere Gedankenordnung hervorwachsen kann, welche auch ihrerseits sich spaltet und neue, immer kompliziertere Formen annimmt, bis alle die verschiedenen Religionen, Philosophien und Dichtungen erblüht sind, die in unserer heutigen Geistesflora — teils fossil, teils lebend — vorhanden sind, — dabei ebenso geeignet, in Zukunft sich noch zu spalten und zu vervollkommnen, wie ja auch die

gegenwärtigen Gartengewächse fernerer Variierung und Veredelung fähig sind.

Es ist natürlich, daß diese meine bildliche Vergleichungsmethode, welche vom Ursprung der Dinge ausgeht und dieselben in den verschiedensten Erscheinungen verfolgt, sich sozusagen als „roter Faden" durch mein ganzes Gedankengewebe zieht. Es wird sich daher im Laufe dieser geschriebenen Selbstgespräche dieselbe Formel vielleicht noch oft wiederholen, und zur Berechtigung der letzteren in meinen eigenen Augen, war es mir eben jetzt darum zu tun, deren Grundriß aufzuzeichnen. Und nun komme ich zu der Poesie zurück.

Sie ist der Duft, der dem Schönen entströmt, der aber auch nur von schönen Seelen eingeatmet werden kann. Unter Poesie ist natürlich nicht ausschließlich die gereimte Sprache zu verstehen, welche ja nur eine der vielen Formen des Poetischen ist. Dieses selbst nach seinem inneren Wesen in klarem Ausdruck zu definieren, scheint mir schwer, weil es eben ein Sehnen, Ahnen, Genießen des „Unausgedrückten" ist. Was man nicht zu *sagen* vermag: die Macht der Töne, die Schauer der Andacht, das Feuer der Liebe, das *empfindet* man nur und dieses Gefühl, welches mit Worten oder Zahlen nicht adäquat veranschaulicht werden kann, ist das eigentliche „poetische Gefühl". Darum wählt es auch — wenn es schon nach Ausdruck ringt — solche Sprachen, die der positiven Form am entrücktesten sind und spricht in Musik, in Träumen oder wenigstens in — Versen. Diese sind nicht an deutliche Trockenheit gebunden, wie die knappe Prosa und ergehen sich in dem sinnlichen Zauber des wiegenden Rhythmus.

„. . . , On te parlera, langue de l'impalpable
Langue de l'impalpable et de l'inassouvi!"

wie Eduard Pailleron in seiner Immortelle sagt. Jawohl — Sprache des Ungreifbaren und des Ungestillten.

... Gereimter Sehnsuchtsschrei der schönheitsdurstenden Seele ... Warum sollte diese Sprache verstummen? Hat sich denn wirklich eine Sekte von Realisten gebildet, die sich das Ausrotten aller Poesie zur Aufgabe gestellt hätte — und müssen die Verteidiger des Ideals zu den Waffen greifen, um den Boden zu behaupten, von dem man sie verdrängen will? — Wenn solch ein Kampf wirklich gefochten wird, so beruht er — wie dies ja den meisten menschlichen Streiten zugrunde liegt — auf gegenseitigem Mißtrauen und Mißverständnis.

Der Idealist meint, die nüchternen Forscher und kalten Denker seien bestrebt, alles Erhabene zu verleugnen und zu verhöhnen — und der Rationalist hingegen glaubt, die Dichter seien allem Wirklichen und Wahren fremd. „Verknöcherte Gemeinheitsnatur" nennt ersterer den letzten. „Läppischer Fieberträumer" gibt dieser zurück. Doch wenn die beiden sich entgegen kommen, da müssen sie einander wohl gegenseitig gerecht werden und einsehen, daß es vernünftige Dichter und erhabendenkende Positivisten gibt.

Die poetische Empfindung hält nicht Schritt mit der kursierenden Vernunft. Teils ist sie ihr vorausgeeilt, teils dahinter zurückgeblieben. Was eine Generation von trockenen Denkern begreift, das besingt erst die nächste Generation von Dichtern. Und andererseits, was die gegenwärtigen Dichter a h n e n, das werden erst die kommenden Denker erfahren. Daher der ewige Zwiespalt. Die Begeisterung für das heilig Überlieferte, die kühne Sucht nach phantastisch Neuem, das sind die beiden Richtungen des poetischen Gedankens. Entweder rankt er gleich Efeu an den alten, schon baufälligen Erkenntnissen hinan, oder schwingt sich flugesmächtig in noch unerklommene Höhen. Dem Dichter ist jede Analyse, jede trockene Zerlegungsarbeit der Gelehrten verdächtig und er vergißt, daß er doch nur aus den vorhergegangenen

Analysen seine heutige Synthesis gewann. Es geschieht daher, daß im Lager der Poetiker oder der sich „Idealisten" benennenden Gesinnungspoeten, alle Neuerungen, Erfindungen, Tagesfragen u. s. w. als wesentlich prosaisch verachtet werden; — ihre Sprache hat dafür noch keine Ausdrücke und ihr Repertoire noch keine Tradition. Allmählich, wenn die Arbeit der Prosaisten gereift ist, entwickelt sich daraus der allen Erscheinungen innewohnende poetische Sinn, der sich dann der einzelnen bemächtigt und so seine Sänger findet.

Ich denke mir als Beispiel den Gesamtbegriff „Eisenbahnen". Im Anfange, als diese Einrichtung ins Leben trat, war es freilich eine Frage von Lokomotivebau, von Schienenlegen, von Aktiengesellschaften und sonstigen prosaischen Dingen. Die Dichter wandten sich von dem rauchspuckenden Ungeheuer ab und ihre Lieder blieben nach wie vor dem „klingenden Posthorn" oder den „auf flinken Rossen dahinsprengenden Reitern" treu. Aber natürlich, nur die Gesänge blieben treu, die Sänger selbst zogen in prosaischen Stunden doch Nutzen von der neuen Einrichtung, und wenn sie zu reisen hatten, verzichteten sie gern auf ein „fröhlich Wandern durch grüne Matten" und setzten sich wohlgemut ins Rauchcoupé. Nach und nach mag mancher unter ihnen die Großartigkeit des ganzen Unternehmens erfaßt haben; — unbeachtet der untergeordneten Details von Kohlenmagazinen, Lastwaggons und Baukonzessionen, mag ihm das Gesamtbild des menschlichen Erfindungsgeistes, des herrlichen Energieaufwandes, der gebändigten Naturkraft in hochpoetischen Zügen vor die Seele getreten sein — und in solcher Stimmung ist dann leicht ein Gedicht auf die Eisenbahn verfaßt. Freilich müssen zu solchem Zwecke erst die gangbaren Worte in andere minder prosaische — die Lokomotive z. B. in „Dampfroß" — umgewandelt werden.

Übrigens ist der Übergangsprozeß der Dinge aus dem prosaischen Gebiete in das poetische ein äußerst langsamer, und es bleibt zum Streite der beiden Lager immer Zeit genug. Im obigen Beispiele habe ich mir die Verspätung der idealistischen Anschauungen versinnlicht, jetzt will ich mir auch deren Vorauseilen und somit die Verspätung der realistischen Anschauungen klar machen.

Wenn der Dichter sich einer Synthese bemächtigt hat, dann läßt er dieselbe in immer weitern Kreisen sich erheben — er ist durch keine Wirklichkeit gebunden und sein Geist kann sich in beliebigen Höhen ergehen. So z. B. könnte mein gedachter Eisenbahnenthusiast — wenn er sich einmal für die menschliche Erfindungskraft, für die Bewältigung der Entfernungen begeistert hat — noch weiter sehen und eine Zeit besingen, in welcher Menschenkinder sich auf Flügeln durch die Lüfte schwingen und über Wolken schweben. Hier würde der Realist mißtrauisch: solche Dinge sind nicht vorhanden, darum wendet er sich mit einem mitleidigen Lächeln von dem Schwärmer ab und nun bleibt er zurück. Erst nach und nach durch allerlei neue mechanische und chemische Erfahrungen wird es ihm vielleicht gelingen, lenkbare Luftschiffe oder gar künstliche Flügel zu schaffen, und dann erst hätte er den Dichter eingeholt. Jetzt würde aber dieser wieder stutzig werden, denn die neue Errungenschaft wäre abermals mit einem solchen Wust von trockenen technischen und industriellen Attributen ausgestattet, daß die Muse das Kind ihrer Träume darin kaum mehr erkennen könnte.

Die Flügel würden aus Klappen, Motoren, Spiralfedern und Ventilen und Schrauben und Nieten bestehen; eine Kommanditgesellschaft unter Regierungskontrolle hätte den Betrieb übernommen; die Reklame würde mit größtmöglichen Buchstaben auf allen Feuermauern und auf den Omnibuswagen „Die besten Flügel bei Meyer &

Comp., Maschinenfabrik" annoncieren, und Bücher, wie „Der kleine Wolkenspringer in der Westentasche" oder „praktische Anleitung zum Selbstunterricht in der Fliegerei" empfehlen . . . und der schaudernde Poet bliebe dann noch eine Zeitlang bei seinem schönen Dampfroß stehen.

Einerseits das praktisch anwendende, bis ins kleinste Detail zerlegende, das ist Prosa; andererseits das umfassende zu höherer Vervollkommenheit idealisierende, das ist die Poesie. Und so stehen sich die beiden feindlich gegenüber, meist vergessend, daß sie im Grunde aus den gleichen Dingen ihre Anschauungen schöpfen. Überall ist es ja nur dieselbe Welt in ihren verschiedenen Aspekten, welche den Gegenstand unserer Benützung oder Begeisterung abgibt. Ob wir ihren Duft mit Wonne atmen, oder sie behufs ihrer Staubfäden in eine bestimmte Pflanzengattung klassifizieren, oder ihr Öl zum Ausfuhrhandel gewinnen — es bleibt ja doch dieselbe Rose.

Es ist also unberechtigt zu meinen, die Welt bestehe aus zwei Teilen: das Prosaische und das Poetische. Es hat eben alles nur seine poetische und seine prosaische Seite. Das „Herz" als Gesamtbegriff aller menschlichen Gefühle ist in Gedichten wohl am Platze (und reimt da leider nur zu oft auf „Schmerz" und „himmelwärts"), aber als Blutpumpe betrachtet, ist dasselbe Ding ebensogut in der anatomischen Lektion angebracht. Die menschlichen Leidenschaften und Verbrechen — welche wilde Poesie — und doch geben sie auf statistischen Tabellen ganz bestimmte, trockene Ziffern ab.

Statt sich gegenseitig als kalt oder träumerisch zu verachten, sollten diese Gegner beiderseits bedenken: ohne den vorangegangenen analytisch strengen Geist der Zerlegung hätte der freie Geist der Übersicht nie einen Anhaltspunkt gefunden, von welchem aus er sich höher schwingen konnte; — und umgekehrt — wenn das Be-

trachten und Aufhäufen der kleinsten Teilchen nicht jenes Übersichtbieten zum Lohne hätte, wäre es eine gar undankbare Arbeit.

Alles noch so hochpoetische wird prosaisch, wenn man es in seine kleinsten Bestandteile zerlegt, und allem tiefprosaischen kann in seiner Allgemeinheit ein erhabener Sinn entsteigen. Nehmen wir eine rauschende Symphonie Beethovens, deren Klänge uns in glühende Begeisterung versetzten, und beginnen wir das Zerlegungswerk: Zählen wir alle Darmseiten an den Violinen; denken wir mit welchem Tierfelle die große Trommel überspannt sei; betrachten wir den Kohlenstoff, den der Flötist aus seinen Lungen bläst — was bleibt da noch von der künstlerisch: seelischen Einheit des Zusammenspiels? Ferner sehen wir die Noten und Schlüssel und Linien an; betrachten wir die Töne als so und so viel mathematisch berechenbare Schallschwingungen, die unser Trommelfell treffen, was bleibt da noch von der Musik? — Und jetzt den entgegengesetzten Fall. Nehmen wir einen Düngerhaufen — man kann sich kaum etwas weniger Poetisches vorstellen . . . aber denken wir dabei an dessen befruchtende Zaubertat in der Erde, wo er die Saat mit seiner segenbringenden Kraft zur Reife treibt, und im erhabenen Kreislauf aller Stoffe eine eben so bedeutende Stelle einnimmt, wie der von Felsenhöhen herabsprudelnde Quell . . . und unser Gemüt kann bei Anblick des Düngerhaufens von ebensolcher Begeisterung erhoben werden, wie bei Anhörung der Symphonie. Es handelt sich also nur darum, im geeigneten Momente und am geeigneten Orte die Dinge vom analytischen oder synthetischen Standpunkte zu betrachten. Es wäre ein ebenso übelangebrachter Realismus, wenn man sich im Konzertsaal dem ästhetischen Genusse verschließen würde, um an den Speicheltropfen zu denken, der sich im Mundstück der Klarinette angesammelt haben mag, als es überflüssige Idealität

wäre, wenn die zum Mistführen bestimmte Kuhmagd den Dünger mit tiefdenkender Bewunderung andeklamieren wollte.

Der Mangel an richtigem Maße in diesen verschiedenen Anschauungsweisen bringt jene beiden, gleich unangenehmen Typen hervor: die überspannten und die gemeinen Naturen. Auch hier liegt das richtige in der goldenen Mitte. Freilich ist der Schwerpunkt nicht leicht zu finden; man neigt sich zu der einen oder zu der anderen Seite — man hüte sich nur dorthin zu fallen, wohin man neigt.

Unter richtigem Maße verstehe ich nicht, daß man seine Empfindungen in zwei sich aufwiegende Hälften teilen soll, die eine für das Reale, die andere für das Ideale. Letzteres, da es auf den Gipfeln zu Hause ist, nimmt tatsächlich weniger Raum ein, als ersteres, welches sich in den Ebenen schichtet. Poesie ist die kondensierte Einheit zahlloser Vielheiten. Daher muß es in einer wohlgeordneten Gesellschaft mehr Handwerker als Poeten — und in einem wohlgeordnetem Leben öfters realistisches als idealistisches Empfinden geben. Man kann doch nicht bei jedem Stiefelaus- und -anziehn, welches man mehr als siebenhundertmal im Jahre vornimmt, von einem Hochgefühl emporgetragen werden; und nicht jedesmal das Herz in edlem Feuer glühen fühlen, wenn man sich die Hände wäscht. Die Poesie blitzt nur so auf, in unserer Existenz — die Prosa landregnet es. Wie gut, daß es so ist: eine Gegend, in der kein Regen fiele, und wo es in einem fort blitzen würde, wäre eine gar unheimliche Gegend.





Sechstes Kapitel.

Verirrungen auf den Nebenpfaden der Lebensstraße. — Verfehlte Laufbahnen. — Konzentrations-Mangel. — Anti-Fatalismus. — Kosmokritik. — Gedächtnisapparat.

Ich habe eine bewegte Jugend hinter mir. Es wird mir wirklich schwer, mich auszukennen in dem Gewirre von Eindrücken, Erlebnissen, Genüssen und Leiden, die ich durchgemacht habe. Schade, daß ich kein Tagebuch führte — ich könnte nun die ganze Masse schichten und ordnen und die Verkettung meiner Verhältnisse und Gesinnungen in ihrer Folgerichtigkeit beschreiben; aber aus den im Gedächtniskasten untereinander geworfenen Ringen (und viele der letzteren sind ganz verloren, d. h. vergessen) kann ich unmöglich mehr die ganze Kette zusammenfügen.

Eines ist mir klar: ich war nie ein sogenannter Charakter. Nichts Ganzes, Festes, Einheitliches, weder in meiner Existenz, noch in meinem Wesen. Freilich bin ich (immer dem Grundsatz „alles bewegt sich" zufolge) der Überzeugung, daß es im absoluten Sinne dieser Worte überhaupt keine ganzen, festen und anhaltenden Dinge gibt — aber im relativen Sinne, in welchem jene Ausdrücke eigentlich gebraucht werden, gibt es allerdings bei vielen Menschen einen festen Charakter, eine bestimmte

Lebensrichtung, ein sich treubleibender Meinungszug... aber ein solcher Mensch war ich nicht.

Statt eine bestimmte Lebensstraße zu gehen, mit den dazu gehörenden Grundsätzen als Führer, bin ich auf alle Hügel hinaufgerannt, in allen Nebenpfaden herumgeirrt; habe immer wieder andere Richtungen eingeschlagen und stets Horizont gewechselt. So habe ich allerlei Karrieren unternommen, mich immer von dem Wirbel fortreißen lassen, in dem ich eben geworfen wurde — einmal ganz dem Studium, dann dem Vergnügen, dann wieder unterschiedlichen Berufsarbeiten oder Künstlerdillettanterei gelebt, und so mein Vermögen und mein individuelles Sein versplittert.

Da bin ich jetzt — ein hoher Dreißiger — ohne Stellung, ohne weitere Laufbahn, ohne Familie, ohne nennenswertem Vermögen, ohne irgend welche ausgebildete Fachkenntnis, ohne Beherrschung einer Kunstfertigkeit, ohne — was weiß ich, was mir noch alles fehlt — in meinem halbzerfallenen „Schlosse meiner Väter", welches seinerseits nicht ohne — Hypothek ist, und höre zu, wie draußen der Wind heult, oder wie in meinem Kamin das Feuer knistert und — denke nach dabei.

Erst in diesem letzten Stadium — nämlich dem Stadium des einsamen Lesens und Nachdenkens, in welchem ich mich nun seit drei Jahren befinde — habe ich Ruhe, d. h. ein seelisches Gleichgewicht gefunden. Das Betrachten, Beschauen, Beurteilen der Dinge und Ereignisse, dem ich mich jetzt mit solcher wachsenden Freude hingebe, das paßt nicht für solche, die im Strom des Lebens fortschwimmen sollen, das ist nur gut für uns, die wir — wie die nachdenklichen Störche — am Ufer stehen.

Und dieser Hang war vielleicht auch schon früher an meinen Schwankungen schuld. Wenn man immer alle Schönheiten und auch alle Beengungen der verschiedenen

Berufe erfaßt, da wird man einerseits überall hingezogen und harrt andrerseits nirgends aus. Mit aller Spiellust wagt man seinen Einsatz; allmählich sieht man ein, daß „das Spiel nicht die Kerze wert sei“ und löscht diese aus.

Aber wenn ich auch meinen Lebenslauf, vom weltlichen Standpunkte aus, als einen verfehlten erkläre, und auch zugestehe, daß manche meiner Handlungen sehr unklug, die meisten inkonsequent, mitunter tadelnswert waren, und einige mir jetzt sogar ganz unbegreiflich scheinen, so verliere ich meine Zeit doch nicht mit Bereuen derselben. Alles was ich erfahren, gedacht und getan habe, bildet eben die Summe meines gegenwärtigen Bewußtseins. Ich kann somit nicht wissen, ob, wenn ich einen andern Weg eingeschlagen hätte, und ich nun in dieser oder jener Lage mich befände, mir dies auch besser schiene; denn ich habe zum Beurteilen jener gedachten Lage doch nur meine gegenwärtige Schätzung, welche aus Momenten erwächst, die bloß aus meinem wirklich Erlebten hervorgegangen sind.

Man begeht meist diesen Fehler — wenn man wünscht, daß in der Vergangenheit etwas anders gekommen wäre — daß man glaubt, man hätte dieses andere so betrachtet, wie es einem heute erscheint. Man sagt sich: Ich hätte dieses oder jenes tun oder lassen sollen, dann wäre meine Lage so oder so beschaffen und ich würde dieselbe so beurteilen und so genießen. Abgesehen davon, daß man überhaupt nicht wissen kann, was für unberechenbare — vielleicht unglückliche Folgen mit dem gewünschten Umstand verbunden gewesen wären, vergißt man, daß das „Ich“, welches die Vorteile der gedachten und beurteilten Lage erwägt, ein ganz verschiedenes geworden wäre, und daher auch die Auffassung eine andere wäre. Gewöhnlich wollte man diese bereuten Taten gegen andere vertauscht wissen, dabei aber

nichts von der Summe der gegenwärtigen Beurteilungskraft eingebüßt haben. Nun ist aber die gegenwärtige Weisheit — ob groß, ob gering — eben ein Resultat der durchgemachten Erfahrungen, Erkenntnisse und Eindrücke, zu welchen wir nur gelangen konnten, indem wir den Weg gegangen sind, welchen wir bereuen, gewählt zu haben.

Damit will ich das Gefühl der Reue nicht ausgeschlossen haben, insofern sie, falls man eine schlechte Tat begangen, die Verurteilung dieser Tat ist, die spätere Erkenntnis, daß sie schlecht war, und der damit verbundene, zwar unnütze, aber sehr natürliche Wunsch, daß man sie nicht begangen hätte. Aber hier ist Reue einfach ein Gefühl des berechtigten Abscheus, wohingegen sie in dem zuerst angeführten Falle (die Erwägung verfehlter Lebensschritte oder versäumter Glückschancen) nur ein selbstquälender Irrtum ist. — Nicht als ob ich meinte, ich sei zu jeder meiner Handlungen durch ein unabwendbarem Fatum gezwungen worden, und daß sie die einzig möglichen Folgen vorausgegangener Ursachen waren; ich meine nur, daß zu der Gestaltung, die mein Ich im gegenwärtigen Stadium angenommen hat, meine Antezedenzien genau das sein mußten, was sie waren. Aber dabei räume ich ein, daß ich ebensogut hätte tausend andere Gestaltungen annehmen können; wenn ich je nach Umständen, und je nach meinem freien Willen andere Richtungen eingeschlagen hätte.

Im Rückblicke auf mein Leben habe ich also für alle von mir begangenen — nennen wir's beim Namen — Dummheiten, nicht die fatalistisch bequeme Ausflucht: „es mußte sein;" aber, daß ich infolge von meinen mehr oder minder dummen Lebensschritten gegenwärtig so bin, wie ich bin — das, allerdings, muß so sein. Ich kann nichts aus meinen Erfahrungen streichen, und auch die assimilierende Arbeit nicht rückgängig machen, mit welcher

meine Seele all diese Erfahrungen zu ihrer Gestaltung benutzt hat.

Hier drängt sich mir wieder zwischen ideellen und stofflichen Substanzen eine Ähnlichkeit auf — nämlich, daß der Geist zu seiner Nahrung und zu seinem Wachstum, beziehungsweise zu seiner Verkrüppelung, auch eine Art chemischen Prozesses vornimmt, indem die auf ihn einwirkenden Ideen und Eindrücke sich seinem innersten Sein verbinden und so den geistigen Stoffwechsel, d. h. das intellektuelle Leben unterhalten . . . Ich wollte, ich hätte Chemie studiert, da könnte ich diese Metapher noch weiter ausführen und mir mit einigen physikalischen Beispielen klar machen, wie die Stoffe je nach ihrer Affinität und je nach ihrem Bewegungszustand sich mit einander zu neuen Stoffen verbinden, oder einander abstoßen — gerade so, wie auf den Geist von außen einwirkende oder fremde Gedanken je nach dem Zustande und der Beschaffenheit der vorhandenen Gedanken, sich mit diesen vermengen und neue Gestalten annehmen, oder als nicht assimilierbar wieder fortgestoßen werden.

„Ich wollte, ich hätte Chemie studiert," sagte ich eben. Ich wollt', ich hätte überhaupt irgend einen Wissenszweig gründlich erlernt. Wäre da nicht noch Zeit dazu? — Freilich wohl; aber ich fürchte, ich bin zu neugierig, zu unstät, um bei e i n e m Fache ausharren zu können. Der schaffensgeduldige Arbeiter im Tempel des Wissens, der sein Leben mit Zutragen eines einzigen Bausteines ausfüllt, hat gewiß das nützlichere Teil gewählt — aber ich könnte wohl nicht festhalten daran. Immer triebe es mich hinaus, um von weitem den, zwar noch nicht fertigen, aber herrlichen ganzen Bau zu betrachten und mich am Anblick seiner nach allen Weltrichtungen hinstrebenden Säulen und Gänge zu erfreuen.

Außerdem, da ich keine glatte Lebensstraße ge-

gangen bin und so vieles hinter mir habe, so ist mir auch für eben so viele Seiten des Lebens, als ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ein gleich reges Interesse geblieben. Die Politik, das Hofleben, Theaterereignisse, Salonintriguen, Reiseabenteuer: das alles verfolge ich im Spiegel meiner Zeitungen mit gleichem Anteil — habe ich doch selbst von all diesen Dingen gekostet; und dazu habe ich einen wachen Sinn für den großen Kreis menschlicher Gefühle und Leidenschaften, wie sie in den Schilderungen meiner Schriftsteller und in den Erinnerungen aus eigener Vergangenheit leben. Ich habe Liebe und Ehrgeiz und Begeisterung gekannt; ich habe gelitten, an teuren Gräbern geweint, Enttäuschungen und Entmutigungen erfahren; unter Ungerechtigkeiten und Niedrigkeiten geseufzt, mit den verschiedensten Menschen mich gekreuzt — und so ist mir dieses unser menschliches Treiben und Fühlen, unser Glück und Unglück und das ganze Gewebe der weltlichen und häuslichen Interessen stets nahe geblieben, obwohl ich in der Einsamkeit lebe — und das Konzentrieren in eine Sache wäre mir kaum möglich.

Ich muß also darauf verzichten, jetzt noch irgend einen Zweig des Wissens zu meiner Spezialität zu wählen. So wie es mir nicht gelungen ist, in meiner weltlichen Lebensbahn einen bestimmten Beruf festzuhalten, so kann ich auch jetzt — wo mir Betrachten und Nachdenken zur Lieblingsbeschäftigung geworden ist — unmöglich diese Gedankenarbeit auf ein begrenztes Fach beschränken. Selbst die Philosophie, die es sich doch zur Aufgabe macht, über das Gesamtgebiet des menschlichen Geistes Rundschau zu halten, ist an sich auch ein abgeschlossenes Feld; und abgesehen von der Frage, ob ich dieser Wissenschaft überhaupt gewachsen wäre, schreckt mich die Schularbeit zurück, die ich erst durchmachen müßte, wenn ich mir deren Geschichte, deren Terminologie

und deren verschiedene Systeme und Methoden zu eigen machen sollte, um schließlich ein oder das andere der Systeme annehmen zu können, oder gar zu der Anmaßung verleitet werden, ein eigenes aufzubauen. Und wie gesagt, das Feld ist abgegrenzt, mit einer hohen Mauer umgeben. Da dringt aus dem bunten schönen Welttheater kein Echo mehr herüber; da sind nebst den kleinen alltäglichen Freuden und Interessen alle Träumereien und Phantasien ausgeschlossen; da darf es keine jener Stimmungen mehr geben, wo, wie auf einer Welle des Geheimnisvollen geschaukelt, die Seele aufhört zu denken und sich dem Zauber des Empfindens hingibt. Hier ist auch mein beliebtes, beruhigendes „ich weiß nicht" verbannt; — sogar das Wort „vielleicht" ist im Munde des Weisheitsjüngers nicht mehr recht am Platze.

Wie soll ich jenes Studium nennen, dem ich mich ergeben habe, welches sich in keinen besondern Teil der Erkenntnisse vertieft und auch das Ganze derselben nicht in ein bestimmtes System zusammenfaßt? — Es ist dies ein Studium, welches fast alle unter uns, bewußt oder unbewußt, in manchen Stunden betreiben; nämlich das Zusammenzählen der Überzeugungen und der Zweifel, der erkannten und der unerkannten Dinge. Das Fazit dieser Addition heißt dann Weltanschauung — die Summierungsarbeit selbst könnte man Kosmokritik benennen.

Die Kosmokritik — um also bei diesem Namen zu bleiben — ist so recht eine Blüte unserer Zeit. Alles wird kritisch beleuchtet. Dinge, an die sich früher nur der Glaube heranwagte, die nur mit Scheu und Ehrfurcht genannt wurden — wie der Inhalt der Evangelien oder die Majestät des Königtums, die Überlieferungen der Völker — die werden jetzt gesondert, verglichen, beurteilt, und so dem kritischen Blicke der Menge näher gebracht; die Ergebnisse der Wissensforschungen, die früher in lateinischen Foliobänden oder in den engen Kreisen der

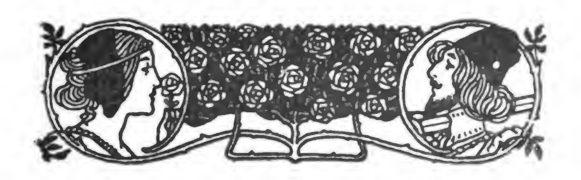
Gelehrtenkaste verschlossen blieben, sie dringen jetzt von allen Seiten in gedrängter, leicht verständlicher Form auf uns ein, und diese verschiedensten Ausstrahlungen von dem Lichtherde Wahrheit — noch durch mehr oder minder dichte Ignoranzwolken verdunkelt — fallen alle in ein einziges Bild zusammen, welches wir in unserem Geiste sozusagen als Universalbewußtsein empfinden. Ein solches Bewußtsein trägt wohl jeder mit sich herum, und diejenigen, die dasselbe erklären und veranschaulichen wollen, sind es, welche sich Philosophen nennen. Mögen jene, die da überzeugt sind, daß das Weltbild in ihrer Seele von lauter meßbaren Lichtstrahlen zusammengesetzt ist, diese Prismenarbeit versuchen; ich mag mich schon darum nicht an die Aufgabe wagen, weil ich weiß, daß die dunklen Stellen, die Schatten der obengenannten „Ignoranzwolken“ nur gar zu bedeutend in dem Totaleffekte mitwirken, den mein schwaches Auge gewahrt. Wenn ich hier aufrichtig und ohne vorgezeichnete Richtung alle meine Ansichten und Urteile niederschreibe, so m u ß sich daraus das getreue Abbild meiner Weltanschauung ergeben; — wenn ich aber diese letztere als Ausgangspunkt nehmen wollte, so würde ich mich oft auf den zurückschreitenden Gedankenwegen verirren; umsomehr, als es um die unbefangene Aufrichtigkeit geschehen wäre — denn wie wäre es möglich, jenes umrißlose, aus zitternden Lichtern und schwebenden Schatten bestehende Bild, wirklichkeitsgetreu in eine feste gezirkelte Form, d. h. in ein System zu bringen? —

Ich sagte vorhin, „wenn ich alle meine Ansichten niederschreibe“. Damit wollte ich aber nur einen hypothetischen Fall bezeichnen; denn es ist wohl niemand imstande, „alle“ seine Gedanken vor sich vorbeiziehen zu lassen, und dieselben dann gar mit einem Namen zu verzeichnen. Die flüchtigen Dinger stehen nicht alle in Reih' und Glied da, sondern wirbeln durcheinander wie die im

Windhauch tanzenden Stäubchen, und nur die wenigsten unter ihnen fügen sich in eine so kohärente Gestalt zusammen, daß sie in die steife Form der Sprache gebracht werden können. Man denkt überhaupt gewöhnlich nicht in Worten, sondern mit Vorstellungen. So, als ich vorhin an meine vielfältigen Berufsversuche zurückdachte, schwebte mir eine Reihe von Bildern, eine Kette von verschlungenen Erinnerungen, die ganze Geschichte meiner verschiedenen Hoffnungen und Mißerfolge vor, ohne daß ich mir deshalb eine dreibändige Autobiographie vorerzählt hätte.

Sonderbarer, geheimnisvoller, wunderbarer Apparat, das Gedächtnis! Da liegen — wenn man mehrere Sprachen kennt — über hunderttausend Worte darin; Zahlen, Daten, Landschaften, Melodien, Düfte — alles kommt einzeln herbei, wenn man es ruft; oder, je nach Befehl, in Gruppen, oder auch als Gesamtbewußtsein in einer einzigen verschmolzenen Masse. Aber wenn von dieser ganzen Armee das befehlshabende „Selbst" abwesend ist, sei es durch Schlaf, Fieber oder Rausch, so tanzen die Dinger eine wilde, regellose Runde — verkriechen sich aber schnell wieder, jedes auf seinen Platz, sobald das kommandierende Selbst zurückkehrt.

Da ich nun eben daran bin, Gedankenmanövers aufzuführen und zwar dir zu Ehren, Ego, dem ich ja gerne angenehm sein wollte, so rufe ich jetzt ein Häuflein heraus, welches zu unserem Freudenbataillon gehört. Ich habe es schon vorhin bemerkt, daß ich vor meinen Ansichten nicht mit Respekt erfüllt bin, aber meine Freude daran habe. Eine meiner frohen Überzeugungen nun ist der Glaube an den Fortschritt und da ich mir ohnehin versprochen habe, diesem Thema ein Kapitel zu widmen, so rufe ich denn in folgendem meinen braven Perfektibilitätsverteidigern zu: „Habt acht — marschieren — Marsch!"



Siebentes Kapitel.

Dialog zwischen einem Leugner und einem Bekenner des Fortschrittsprinzips.

Gewöhnlich, um den Effekt der manövrierten Siege zu erhöhen, wird ein gefährlicher, womöglich übermächtiger Feind angenommen, der zuletzt, nach allerlei kriegskunstgerechten Angriffen jämmerlich geschlagen wird. Einen solchen grimmigen Gegner will ich mir auch herbeschwören. Ich bin so sehr von dem Vertrauen in den Fortschritt durchdrungen, daß es mir beinahe überflüssig scheinen würde, mir dieses Vertrauen erläutern zu wollen: aber wenn ich mir einen Widersacher vorstelle, so werde ich mit Eifer seine wahrscheinlichen Einwürfe widerlegen, und die eigene Ansicht eindringlich vertreten. Das Bild meines verehrlichen Nachbars, des Großgrundbesitzers Grafen R., paßt mir gerade recht. Ein richtiger neuerungshassender, fortschrittsleugnender, altertumsverteidigender und „daß alles beim Alten bleibe" wünschender alter Herr.

Ich habe öfters das Vergnügen, ihn zu sehen; aber wenn wir zusammenkommen, so vermeide ich es, mit ihm zu streiten. Unsere Anschauungen gehen soweit auseinander — das fühlen wir beide — daß wir über gewisse Dinge lieber gar nicht reden; und wenn doch manchmal eine kleine Uneinigkeit auftaucht, so bin ich gewöhnlich

der erste, der das Gespräch wieder auf einen gleichgültigen Gegenstand lenkt. Ich bin ein ungeschickter Sprecher; es fehlt mir die Gabe, meine Ansichten in fließender Rede zu behaupten, und der Ärger über unlogische Einwürfe packt mich gleich so bei der Gurgel, daß ich nicht weiter reden kann. So hat mich der gute Graf — übrigens ein ganz liebenswürdiger Herr — schon oft in Wut gebracht; meine schönsten Argumente verschwanden unter kläglichem Stottern und ich ward scheinbar geschlagen. Hinterher quälte ich mich dann mit allerlei gelungenen Antworten, die ich ihm hätte sagen sollen, oder die ich ihm das nächstemal sagen würde. Wenn es aber dazu kam, so waren alle meine vorbereiteten Phrasen verschwunden oder durch eine seiner Gegenreden wieder als Erstickungswerkzeuge in meine Kehle zurückgedrängt.

Jetzt will ich mir einmal mein Mütchen kühlen an dem Unglücklichen. Ich werde ihn mit allen meinen verschluckten Redekeulen niederdonnern und ihn deutlich fühlen lassen, daß er mir bedeutend dümmer vorkommt, als ich gewöhnlich vor ihm aussehe. Ich werde nämlich — wie dies schon Weisere vor mir getan haben — meine These in einem eingebildeten Zwiegespräche entwickeln. Was Graf R. unter gegebenen Umständen sagen würde, das weiß ich so ziemlich auswendig, und meine Entgegnungen sind schon — nur zu lange — bereit.

Ich stelle mir vor, daß mein Nachbar bei mir gespeist hat; daß wir nun nach Tische beim schwarzen Kaffee sitzen und zigarrenrauchend plaudern.

Graf R. (Der Anfangsbuchstabe mag zugleich für R-etrograd und R-eaktionär gelten.) Wie die Tage schon abnehmen!

Karl. Ja, zusehends.

Graf R. Sie müssen hier in Ihrer Einsamkeit doch recht langweilige Winterabende zubringen, mein junger Freund. Wahrhaftig, Sie sollten einen Entschluß

fassen und sich um eine Anstellung . . . eine Beschäftigung umsehen — Sie könnten noch immer etwas beginnen.

Karl. Ich danke für Ihre freundliche Teilnahme, aber wahrhaftig, ich langweile mich nicht; — ich habe meine Bücher — meine Zeitungen — —

Graf R. Ah was, Bücher . . . . das sind Hirngespinnste, und die Zeitungen, die bringen doch nichts wie Ärger. Mir wenigstens. Wir machen jetzt eine unglückselige Zeit durch — überall her kommen so unsinnige Ideen — an aller Ordnung wird gerüttelt — — nichts wird respektiert — wir sind daran, zugrunde zu gehen . . . und wenn das noch lange so fortdauert, so ist das das Ende der Welt. Es wird mir förmlich übel, wenn ich all das Zeitungsgeschmiere lese. Die Zeitungen erzählen nicht nur das ganze Unglück, sie sind auch mit schuld daran. Die Journalisten berichten und beschleunigen aber auch den Zerfall des Zeitalters.

Karl. „Ende der Welt", „Zerfall", „Gerüttelte Ordnung" — das sind so Ihre Lieblingsschlagwörter, mit welchen Sie Ihrer Undankbarkeit gegen die Wohltaten der Gegenwart Ausdruck geben . . . mit welchen Sie den Entwicklungsgang der Geschichte verkennen . . . die Siege des Fortschritts leugnen . . .

Graf R. Erhitzen Sie sich nicht. Man sieht, mein Lieber, daß die Lektüre revolutionärer Blätter Ihre Denkweise fälscht. — Lassen Sie sich von einem erfahrenern und ältern Mann belehren. Die Geschichte selbst, die Sie anführen, zeigt uns, daß die Staaten sich zu einem gewissen Glanze erheben und dann durch Verderbnis der Sitten, durch Abfall von Zucht und Glauben, durch innere Fäulnis mit einem Worte, wieder zusammenstürzen. Wo ist da der Fortschritt? Die Menschen bauen auf — und dann reißen sie wieder nieder. Das Niederreißen wird aber unter dem Namen des Verbesserns betrieben, und

sie bemerken es gar nicht, diese blinden Fortschrittstoren, daß sie bloße Decadence-Agenten, bloße Ruinenarbeiter sind . . .

Karl. Jetzt geraten Sie in Hitze, lieber Graf...

Graf R. Ja, ich kann mich ärgern, wenn man uns immer weiß machen will, daß die Menschheit stets besser wird, da wir doch sehen, daß heute noch wie früher alle Leidenschaften wüten, daß es immer gleiches Unglück und Elend gibt .. .

Karl. Das ist einer der Grundirrtümer Ihrer Anschauung. Elend und Unglück gibt es allerdings noch und Leidenschaften auch — aber nicht im gleichen Maße. Die ersteren sind gemildert, die letzteren gebändigter, als in der rohen und unwissenden Vorzeit.

Graf R. Das ist ein Grundirrtum Ihrer Anschauung, daß Sie stets von rohen Vorzeiten reden. Wissen wir denn nicht, daß es eine hohe Kultur in Ägypten gegeben hat, eine verfeinerte Zivilisation in Griechenland, eine Luxus- und Glanzepoche im römischen Reich, und daß alle diese blühenden Zivilisationen verdorben und gestorben sind? Wir haben Gott sei Dank auch Geschichte gelernt.

Karl. Gelernt wohl — aber die daraus entspringende Lehre aufgefaßt? — Kaum. Sie sehen in diesen aufblühenden und aussterbenden Kulturen nur einen gleichförmigen Kreislauf von Entstehen und Vergehen; und glauben daraus auf ein Gesetz schließen zu können, welches jeden hochzivilisierten Staat zu einer notwendigen allmählichen Auflösung in das Nichts verdammt.

Graf R. Und was sonst?

Karl. Wir, die wir nicht nur Geschichte gelernt, sondern über dieselbe nachgedacht haben, und sie mit den andern Zweigen unseres Wissens vergleichen — wir, die wir genau wissen, daß es überall Umgestaltungen, nirgends aber völlige Vernichtung gibt; daß kein Atom

aus dem Weltall verloren geht; wir sehen die Geschicke der steigenden und sinkenden Staaten in einem andern Lichte. Wir wissen, daß Trümmer und Asche und Staub keine Vertreter des „Nichts" sind, sondern eine gewechselte Gestalt des „Etwas". In dieser unsrer Welt des Unvertilgbaren, wo die Leichen einstiger Infusorien noch als Gebirge bestehen, sind auch die alten Kulturen, von welchen Sie als „ausgestorben" sprechen, nicht spurlos verschwunden. Das kleine Stückchen Weltgeschichte, auf das wir zurückblicken, diese kurze Epoche von wechselnden Völkergeschicken liegt uns sogar noch nahe genug, um deutlich erkennen zu lassen, wie sich die Zivilisationen vermengt, verdrängt, verbunden und geschichtet haben — eine von der andern borgend, übertragend; — von Ägypten nach Israel, von Indien nach Griechenland, von Athen nach Rom, von der alten nach der neuen Welt.

Graf R. Ich habe Sie noch nie solange in einem Atem sprechen gehört. Aber jede vernünftige Diskussion muß natürlich aufhören, wenn von der einfachen Frage, ob die heutigen Zustände besser als die ausgestorbenen seien, sogleich auf Infusorien, auf unvertilgbare Atome und sonstige Gelehrtenfloskeln abgesprungen wird.

Karl. Ich wollte einfach sagen, daß überhaupt nicht von ausgestorbenen, sondern nur von übertragenen, durcheinander ergänzten Kulturen die Rede sein kann. Mit den Infusoriengeschichten habe ich allerdings die Frage in einen weiteren Gesichtskreis versetzt, und es ist wohl wahr, daß die meisten Diskussionen erfolglos sind, weil den beiden Streitenden dasselbe Objekt unter verschiedenen Sehwinkeln ins Auge fällt. Der eine sitzt am Fuße des Berges — der andere auf dem Gipfel und da tauschen sie ihre Meinungen über die Beschaffenheit des Tals.

Graf R. Ich weiß nicht, ob Sie die erhabene Stellung auf dem Gipfel für sich beanspruchen, mein be-

scheidener junger Freund; aber — um Ihr Bild beizubehalten — der unten sitzt, sieht jedenfalls deutlicher.

Karl. Und der, der oben sitzt, sieht jedenfalls mehr. Aber ich spreche zu sehr in Bildern. Kehren wir zu der einfachen Streitfrage zurück — ohne Allegorien und von der Nähe betrachtet. Lesen Sie gefälligst diese Stelle aus einem Briefe, den Papst Leo XIII. geschrieben hat, als er noch Kardinal Pecci war, und sich noch nicht berufen fühlte, eine Encyclika zu verfassen, in welcher er die Errungenschaften der menschlichen Vernunft „Fieberträume" benennt. Sie werden daraus ersehen, daß derjenige, welcher prinzipiell das Aufrechterhalten des Bestehenden verteidigen muß, und dies nun als gewissenhafter Oberhirt auch tut, doch andrerseits, als Denker der menschlichen Fortschrittskraft seine Anerkennung nicht versagen konnte. Monsignore Pecci schrieb 1877 an die Diözese von Perusa unter anderem folgendes:

„Da die Gesellschaft aus wesentlich vervollkommnungsfähigen Geschöpfen zusammengesetzt ist, kann dieselbe nicht unbeweglich bleiben, sondern schreitet vor und vervollkommnet sich unaufhörlich. Ein Jahrhundert erbt die Erfindungen und Entdeckungen, die das vorhergehende errungen hat; und so kann sich die Summe der moralischen und sozialen Wohltaten wunderbar vergrößern. Wer wollte die elenden Hütten der Urvölker, ihre groben Werkzeuge, ihre unzulänglichen Instrumente mit all dem vergleichen, was wir im XIX. Jahrhundert besitzen? Es gibt gar kein Verhältnis zwischen der Arbeit, die unsere so künstlichen Maschinen verrichten mit jener, die einst mühsam aus Menschenhand hervorging. Es ist nicht zweifelhaft, daß die alten, schlecht angelegten Straßen, die unsicheren Brücken, die einstigen mühevollen und langen Reisen weit hinter unsern Eisenbahnen zurückstehen, welche uns sozusagen mit Flügeln versehen und unsern Planeten verkleinert haben, so nahe sind nun die

Völker zusammengerückt. Ist durch die Sanftmut der öffentlichen Sitten, durch den Anstand der Gebräuche unser Zeitalter nicht über die rohe Handlungsweise der Barbaren erhaben, und sind die gegenseitigen Beziehungen nicht verbessert? Ist das politische System nicht in mancher Hinsicht besser geworden durch den Einfluß der Zeit und der Erfahrung? Privatrache, Feuerprobe u. s. w. wird nicht mehr geduldet; die kleinen feudalen Tyrannen, die streitenden Gemeinden, die wandernden Horden undisziplinierter Soldaten — sind sie nicht verschwunden? Es ist also eine auf Tatsachen beruhende Wahrheit, daß der Mensch in der Gesellschaft fortschreitet vom dreifachen Standpunkte des physischen Wohlstandes, der moralischen Beziehungen und der politischen Verhältnisse."

Graf R. Wenn der Papst das wirklich geschrieben hat, so tat er's noch ehe er unfehlbar war. Übrigens ist es ganz richtig, daß die Menschen in technischer Beziehung Fortschritte gemacht haben; aber das beweist noch gar nicht, daß sie überhaupt besser oder glücklicher geworden sind und beweist am allerwenigsten, daß sie fernerhin fortschreiten werden. Auf einmal kommt ein Mongoleneinfall oder — was bei dem Stand der sündigen Welt noch wahrscheinlicher ist — eine tüchtige Sintflut (Graf R. spricht „Sünd"flut) daher, und mit der ganzen Industrie und Kunst und allen Eisenbahnen und Theatern und Zeitungsdruckereien ist's dann aus — und wahrlich kein großer Schaden dabei!

Karl. Eine solche Katastrophe gehört nicht in unsere Streitfrage. Wir sprachen von dem Fortschritte der Menschheit; wenn Sie sich diese als ausgerottet oder weggeschwemmt denken, so entfällt natürlich die Erwägung der ihrer Existenz innewohnenden Entwicklungskraft. Übrigens bin ich von der Notwendigkeit eines steten Besser- und Vollkommenerwerdens alles Bestehenden

so fest überzeugt, daß ich auch im Falle eines Aussterbens unserer Gattung annehme, es würde aus der Asche des begrabenen Geschlechtes ein neues, zu noch höherer Entwicklung befähigtes Geschlecht erstehen.

Graf R. Und wenn die ganze Erde durch einen Kometenzusammenstoß — der Teufel holen würde?

Karl. Erstens sind wir zu der Annahme berechtigt, daß die Kometen eine so geringe Dichtigkeit besitzen, daß sie unsere Erde — falls sie sich mit ihr begegnen sollten — nicht unangenehmer berühren würden, als ein vorbeiflatternder Gazeschleier. Zweitens gibt es keinen Teufel, der die langweilige Aufgabe hätte, in aller Ewigkeit immer irgend etwas holen zu müssen, und drittens, wenn — wie alles Endliche im Unendlichen — auch einst die Erde sich auflösen sollte, so werden aus ihren zersplitterten, im Weltraum schwebenden Atomen sich neue und schönere Gestirne bilden.

Graf R. Sie machen mir den Vorwurf, daß ich von der Streitfrage abgehe — und Sie selbst unternehmen so phantastische Ausflüge in den Weltraum, daß man Ihrer aufgelösten und zerbröckelten Erde nicht mehr folgen kann, und Ihre schwebenden Sternsplitter kaum als stichhaltigen Beweis für die Vorzüge unseres Jahrhunderts annehmen . . .

Karl. Pardon. Sie haben angefangen mit Ihrem Kometenteufel. Aber der soll sich einstweilen selber holen, und ich bin bereit, Ihnen in Sachen des bestrittenen Prinzips auf jedem beliebigen Felde Rede zu stehen. Ich will dafür bürgen, daß der Fortschritt . . .

Graf R. Ich bitte Sie, reden wir lieber von etwas anderem . . . ich kann Sie versichern, der bloße Name „Fortschritt“, den Sie so oft in den Mund nehmen, ist mir in die Seele verhaßt . . . weil er das Stichwort aller revolutionären, gewaltumstürzenden, respektsvernichtenden Ordnungsstörern ist, die unter dem Vor-

wande, daß alles besser werden soll, nichts Gutes stehen lassen wollen; weil ein jeder Lump, der sonst keine Stelle hat, unter die Fortschrittskämpfer geht; weil dieses Wort auf der Fahne steht, die auf Barrikaden gepflanzt wird — und der Schlachtruf ist von allen Laterneneinschlägern, Königsattentätern und Petroleumsmegären!

Karl. Calmiren Sie sich doch, lieber Graf. Ich könnte noch lauter schreien und auch mit der Faust auf den Tisch schlagen, daß meine armen Kaffeetassen noch höher springen müßten, um Ihnen zu erwidern, daß so manche Worte, die Sie hochschätzen und — und ich mit Ihnen — z. B. das Wort „Religion", auch auf blutige Fahnen und unter brennende Scheiterhaufen geschrieben wurde, daß es als Schlachtruf zu nächtlichen Straßenmorden und grausamen Völkerverjagungen ertönte; doch damit hätte ich nur bewiesen, daß die erhabensten Begriffe — zu welchen Sie mir erlauben werden, auch den Fortschritt zu zählen — unter dem Einflusse der menschlichen Irrungen in Greuelformen aufgetreten sind. Aber es ist nicht billig, diese Irrungen aufzuzählen, um dieselben dem Begriffe selbst zuzuschreiben, statt der Roheit und der Unwissenheit solcher, in deren Händen er zum Mordinstrumente verdreht worden ist. Ich könnte auch als Gegensatz zu Ihrer Tirade alle Segnungen herzählen, die dasselbe Prinzip im Munde der Lehrer, der Missionare und der Denker auf dieser Erde verbreitet hat. Aber durch solche Redewendung geht die Diskussion zu leicht in Deklamation über: wenn sich zwei Streitende darauf einlassen, so trachten sie, einander nur mehr an Beredsamkeit zu überbieten und, auf die Beweisführung verzichtend, wird die Streitführung zum rhetorischen Wettkampf. Der Sieg bleibt dann wahrscheinlich auf der Seite desjenigen, der einen längeren Atem hat. Das Heil und Unheil, welches im Namen einer Sache gestiftet wurde, könnte nur dann für den Wert einer Sache

entscheidend angeführt werden, wenn man imstande wäre, zum Schluß zu zeigen, welche von beiden Summen die größere ist: aber wenn jeder von beiden Gegnern nur seine unaddierten Zahlen hinauswirft, so ist das, wie gesagt, nur deklamatorischer Eifer, aber nicht der geringste Beweisgrund. Die sogenannte hinreißende Redegewalt ist zur Klarlegung einer tatsächlichen Wahrheit ganz überflüssig; zu dieser kann man seine Hörer ruhig hinführen und braucht sie nicht erst gewaltsam hinzureißen. Wenn Sie mir beweisen wollen, daß der Fortschritt schädlich ist, oder vielmehr — was der ursprüngliche Inhalt Ihrer Behauptung war — daß derselbe gar nicht selbsttätig existiert, sondern nur eine Phase des auf- und niederkreisenden Laufs der Dinge ist, so bringen Sie zur Bekräftigung Ihrer Ansicht irgend eine Tatsache, ein Experiment, oder mindestens einen logischen Gedankenschluß vor — aber bedienen Sie sich nicht des Leugnens und Schmähens. Verneinung oder Bejahung, Lob oder Tadel sollen das Ziel, nicht aber das Mittel der Demonstration sein.

Graf R. Mit Ihnen ist heute nicht auszukommen. Jetzt halten Sie gar einen Vortrag über die Gesetze des Streitens, und wollen einem Menschen vorschreiben, wie er seine Meinung auszusprechen hat. Jeder hat seine eigene Art . . . und wenn ich mich über eine Ansicht ärgere; wenn ich weiß, daß sie auf einer verdrehten, überspannten, unsinnigen und gefährlichen Idee beruht, so suche ich nach kräftigen Worten, um meinem Gegner zu zeigen, was ich von seiner Überzeugung halte und um meinem Zorne Luft zu machen. Ich brauche nicht erst Tatsachen, Schlüsse und Experimente vorzubringen, wenn ich dem radikalen Fortschrittsgesindel sagen will, daß es in meinen Augen aus Strolchen und Narren zusammengesetzt ist.

Karl. Sehr verbunden. Sie haben jetzt das Feld

betreten, Herr Graf, auf welches sich jeder Meinungs-streiter zurückzieht, wenn er keine Vernunftswaffe mehr bei der Hand hat: — das Feld der persönlichen Beleidigung. Hier folge ich Ihnen nicht: Sie sind mein Gast, und dem Fortschritt unserer Zeit ist es zu danken, daß ich kein Schwert an meiner Seite trage, welches ich nun als letztes entscheidendes Argument aus der Scheide ziehen könnte, um mich für Ihre Insulte zu rächen.

Graf R. Wenn Sie das einen Fortschritt nennen, daß heutzutage ein Edelmann ruhig alle Grobheiten einsteckt, statt wie unsere ritterlichen Vorfahren tapfer vom Leder zu ziehen . . .

Karl. Herr — — ich bin bereit, Ihnen mittels Degen oder Pistole Genugtuung dafür zu bieten, daß Sie mich einen Narren genannt haben — — ein Schuß hat jedenfalls mehr Chance von Ihnen verstanden zu werden, als ein logischer Satz . . .

Graf R. Impertinenter Fortschrittsradikaler!

— Stumpfsinniger Rückschrittsfeudaler!

— Rotgesinnter Umsturzhammer!

— Festgeschraubter Verdummungspfeiler!

— Es ist genug . . . morgen schicke ich meine Zeugen.

— Stehe zu Diensten.

* * *

Es ist schon so der naturgemäße, fatale Gang von der Meinungsverschiedenheit bis zur Rauferei, daß sogar dieser in Gedanken geführte Streit ganz gegen meine vorgefaßte Absicht mit einem eingebildeten Duell geendet hat. Ein Miniaturbild von der Entstehung der Parteikämpfe und der Sektenkriege. Das kaltblütige Austauschen entgegengesetzter Meinungen ist kaum denkbar. Die Ge-

dankenwege der Gegner gehen soweit auseinander, daß jeder — wenn er in der Diskussion etwas vorgeschritten ist — sein leises Wort zum Schrei erheben muß, wenn er von dem andern noch gehört werden will; endlich bleiben in der Entfernung nur mehr die Grobheiten verständlich und da gibt es keine andere Befriedigung, als mit geballter Faust — oder, je nach Umständen, mit einer Kriegserklärung — aufeinander herzufallen.

Eine Rede kann nur dann verkettete Gedankenbilder einigermaßen zur Anschauung bringen, wenn ihr Ununterbrochenheit zugesichert ist, wie im Kathedervortrag oder in der Predigt — aber der freie Widerspruch drängt den Redner unaufhörlich in labyrinthische Nebenwege. Wer hätte es je erlebt, daß von zwei Streitenden einer den andern zu seiner Meinung überführt hätte? Überzeugung ist ein gar fest und gar langsam Wurzel fassendes Gewächs. Viertelstündige Wortfolgen vermögen weder es einzusetzen, noch es auszureißen. Wir können freilich manche unserer Ansichten in drei Worten ausdrücken; aber es waren gewiß nicht nur drei Worte, die eine solche in unserem Bewußtsein zum Leben weckten; dazu gehörte eine unberechenbare Masse von Eindrücken und Erkenntnissen, welche sich unsern sämtlichen vorhergegangenen Erkenntnissen amalgamiert haben. In der Natur gibt es keine Sprünge — und ebensowenig in unserem Geiste. Es kann kein einziger Gedanke darin Eingang finden, der sich nicht in einer natürlichen Filiation an die bereits vorhandenen anschließen ließe. Um eine chinesisch ausgesprochene Wahrheit — und wenn dieselbe noch so einleuchtend wäre — zu unserm Wissensschatz zu fügen, müssen wir erst chinesisch verstehen. Dieses Beispiel führt freilich einen gar weiten Abstand zwischen dem Aufzufassenden und der Auffassungsmöglichkeit an; aber ebenso unbegreifbar, wie eine chinesische Phrase, ist uns ein Satz in der eigenen Sprache, wenn er von unserer

Gedankenkette auch nur um die Entfernung e i n e s Gliedes entrückt ist. Man nimmt eine neue und fremde Idee nur dann in sich auf, wenn deren Keim in dem eigenen Erkenntnisfelde schon verborgen lag und nun, durch den Anstoß von außen, seine Hülle sprengt. Jede Überzeugung muß sich auf eine vorhergegangene Überzeugung stützen. Darum hören wir so gerne die Ansichten derer, die eigentlich unserer Ansicht sind. Was wir längst als wahr empfunden, das bringen sie in neuer, klarer Form zum Ausdruck, und die eigenen Gedanken sprießen kräftiger hervor und umschlingen und vermehren sich.

So will ich mir denn ganz allein — ohne einen gegnerischen Unterbrecher herbeizudenken — das liebe Thema des Fortschritts noch weiter variieren.

Wohin ich blicken mag, überall sehe ich es betätigt, dieses herrliche Prinzip. Ich sehe es in meinem Garten, wo aus der wilden Heiderose die duftbeladene Malmaison entstand; ich sehe es in meinen Klassikern, in deren Werken das erste Lallen der menschlichen Sprache bis zur poetischen Gewalt herangewachsen ist; ich sehe es am Firmament, wo die kosmischen Nebeldünste sich zu Sonnen verdichten. Das ewige Werden ist zugleich ein ewiges Veredeln: Das Streben nach Verbreitung, nach Verschönerung, nach Vervollkommnung ist die allen Dingen innewohnende Lebenskraft. Sehen wir denn nicht, wie alle jene Dinge, die uns heute in relativer Vollkommenheit umgeben, auf aufsteigender Leiter dahin gelangten? Was könnte uns zu der Annahme berechtigen, daß irgend etwas auf der höchsten Spitze angelangt sei? . . . Wir können deutlich noch die zurückgelegten Sprossen der ewigen Leiter sehen, soll uns das nicht Bürge für ein ferneres Höhersteigen sein?

Und überall sehen wir nur, daß Güte, Schönheit und Wahrheit nach Verbreitung trachten, denn diese sind

die positiven Attribute der Weltwesenheit; die negativen Erscheinungen dieser Attribute — nämlich deren Abwesenheit — gewahren wir wohl auch, geradeso wie wir Schatten und Finsternis wahrnehmen, und sind wir kurzsichtig oder gar blind, so lassen wir uns leicht von der Furcht erfassen, daß Finsternis etwas wirkliches sei. Ebenso glauben wir, daß da, wo Bosheit, Verfall, Irrtum, Verderben auftreten, diese eine positive Kraft besitzen, die den Kräften des Fortschritts entgegenwirkt; aber wir haben da eben nur zufällig den Blick auf jene Stelle gerichtet, wo der momentane Mangel der Fortschrittskräfte herrscht; wir dürfen jedoch diese ebensowenig leugnen, als wir um Mitternacht die Existenz der Sonne leugnen sollen. Eben weil der Fortschritt eine Gewalt ist, eine ewig siegreiche und unwiderstehliche Gewalt, darum ertönen auf seinem Wege so kläglich die Wehrufe derer, die sich ihm widersetzen wollten und die er unbarmherzig zermalmt.

Es gibt wohl nichts, was aus so vielen Flüchen zusammengesetzt wäre, wie die Segnungen des Fortschrittes. Um nur ein Minimalbeispiel anzuführen: Es fluchte das Talglicht als die Stearinkerze erschien; diese schrie laut, als die Moderateurlampe auftrat; diese fauchte vor Zorn und Verachtung beim Eindringen des Petroleums; dieses knirschte dem Gas entgegen — und letzteres stemmt sich in Verzweiflung gegen das elektrische Licht. Und doch — — wer wünscht jetzt die Talgkerze zurück?

Durch Tränen und Trümmer rollt der Fortschritt in heiterer Majestät dahin — doch nicht die, welche mit ihm gehen, sind an dem Jammer schuld; sondern die, welche ihn abwehren wollen. Aber auch ihre Tränen wandelt er in fruchtbringenden Regen für künftige Ernten und aus den Trümmern ihrer Hütten baut er Häuser für ein kommendes Geschlecht. Wir können nicht ver-

langen, daß jene herrliche Gewalt, der wir alle unsere angehäuften und angeerbten Schätze danken, und die, wie seit jeher, auch heute noch für unsere fernsten Nachkommen tätig ist — zugleich auch jedem einzelnen von uns nur Segen und Wohltat bringe. Das ist, als wollte man von dem saatbeladenen und luftfegenden Sturm begehren, daß er jedes Gräschen sanft umfächle und ja keinen Blütenstrauch entblättere.

Übrigens befindet sich meine Freude an dem Fortschritt nicht nur auf so abstraktem Standpunkt. Ich genieße dankbar die tausend Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die als Resultate unabsehbar verketteter Kultur- und Industriefortschritte mich rings umgeben, sowie die verfeinerten Freuden des Kunst- und Geisteslebens, von welchen die primitiven Menschen auch noch keine Ahnung haben konnten. „Glücklich unsere Nachkommen!" heißt es. Aber glücklich auch wir, die wir ja gleichfalls schon ziemlich vorgeschrittene Nachkommen grausamer alter Zeiten sind, in welchen unsere armen Vorfahren in Lehmhütten wohnten, umdüsterten Geistes, rohen Sinnes, keine höhere Freude kennend, als einen auf Feindesschädel versetzten Keulenschlag.

Wenn jetzt mein widerspruchslustiger Graf R. wieder etwas dreinzureden hätte, so kann ich mir schon denken was er sagen würde: „Ach, glauben Sie mir," würde er mit einer gewissen überlegenen Melancholie anheben, „diese Menschen waren vielleicht glücklicher als wir denken. Einfach, anspruchslos, ohne all die tausend Bedürfnisse, welche uns die leidige Zivilisation gebracht hat; in ungekünsteltem, frischem Naturzustande, den gesunden, erhebenden Genüssen nachhängend, die das Leben in Gottes freier Welt uns bietet; ohne Ränke, ohne Jagen nach Geld, Titel und Vergnügen — kurz, beneidenswerte Menschen!"

„Es hindert Sie nichts, lieber Graf, sich in eine

Waldhöhle zu verkriechen und da den von Ihnen geschilderten Passionen nachzuhängen."

„Das ist leider nicht mehr möglich. — Ich bin von dem Luxus der Zeit zu sehr verdorben . . ."

„‚Verdorben' ist nicht das richtige Wort. Sie sollten sagen, daß Sie mit der Zeit ‚vorgeschritten' sind — und da ist ein willkürliches Rückschreiten — selbst im Wunsche — nicht mehr möglich. Man kann nicht aufrichtig danach begehren, das Bessere, das man kennt, nicht kennen gelernt zu haben; die Wahrheiten, die man erfahren hat, wieder zu ignorieren; die verfeinerten Gefühle gegen alte Roheit — oder den uns umgebenden Wohlstand mit primitivem Schmutz zu vertauschen. Es gibt heute noch Menschen genug — Gott sei es geklagt — die auf den untersten Stufen der Entwicklung leben, unter den Wilden, den Samojeden, den Orientalen, den Kalabresen und auch unter den in Elend verkommenen Bewohnern unserer Städte. Aber wir können sie wahrlich nicht beneiden, wenn wir in ihre übelriechenden Wohnungen treten, wo die ganze Familie auf einem Strohlager kauert und wo die spärliche Nahrung aus dem einzigen Troge von dem mit den Leuten in Gemeinschaft lebenden Schweine mitgefressen wird; — wenn wir sehen, wie diese armen Geschöpfe in Laster versunken, in geistiger Nacht befangen sind; — wie Raub- und Mordgier mitunter die einzigen Blitze sind, die aus dieser Nacht aufleuchten, oder wie sie oft blöder Stumpfsinn ganz auf Tieresstufe drückt! . . ."

„Und da sprechen Sie von Fortschritt," würde jetzt mein Gegner triumphierend rufen, „wenn Sie selbst zugeben, daß mitten in unserer vielgepriesenen Kultur so verwahrloste Wesen leben . . . Der Kontrast zwischen dem Glanz und dem Elend ist nur um so grausamer — die Versunkenheit um so tiefer . . . die Laster um so verderbter . . ."

„Entschuldigen Sie," unterbreche ich die beginnende

Deklamation, „mit ‚Fortschritt' ist ja nicht Vollkommenheit gemeint. Ich habe nur konstatiert, daß das in Rede stehende Prinzip schon tausendfache Verbesserungen geleistet hat, wollte aber durchaus nicht sagen, daß nichts mehr zu verbessern übrig sei; im Gegenteil: indem ich die Zuversicht auf künftigen Fortschritt aussprach, habe ich damit die gegenwärtigen Mängel eingeräumt. Es ist eben eine Eigenheit aller uns vorliegenden Entwickelungsskalen, daß wir auf jeder Stufe derselben Repräsentanten der verschiedenen Phasen antreffen. So z. B. in den menschlichen Sprachen: wir haben auf Erden die höchstentwickelten, literaturreichen Idiome, und haben die kaum aus hundert Worten bestehenden Negerdialekte, so wie — zwischen diesen beiden Extremen — tausend verschiedene Sprachen, die sich auf mehr oder minder hohen Ausbildungsstufen befinden. Oder, wenn wir die Reihe der organischen Wesen als fortschreitende Kette betrachten, so finden wir neben den höchstentwickelten Gattungen noch heute die Mollusken und Strahlentiere vertreten, und der zum Diamant werdende Stoff ist auch noch als bloße Kohle vorhanden. Und so sehen wir auf verschiedenen Erdpunkten die menschlichen Zivilisationen in allen möglichen Entfaltungszuständen, und sogar in jeder Kultur selbst sind die Überreste der von ihr durchgemachten Phasen erkenntlich."

„Sie sind da, mein verehrter Herr Karl, ganz unaufgefordert in die mir verhaßte Darwinsche Theorie hineingefallen . . . ich glaube, der berühmte Affenenkel selbst hat gar nicht daran gedacht, seine Lehre auf die Kultur anzuwenden . . ."

„Wenn eine Theorie richtig ist, lieber Graf — und bei solchen, die sie nicht mißdeuten und nicht ungekannt aburteilen, gilt die Ansicht des großen englischen Gelehrten für richtig — dann muß sie überall hinpassen. Unsere Welt ist so zusammenhängend, so einheitlich, daß

die gleichen Gesetze, die gleichen Kräfte, in allen Dingen gleich wirken."

„Auf diesem Felde folge ich Ihnen nicht und ich komme auf die Kultur zurück. (Ich denke mir nämlich diesmal meinen Grafen besonders zahm und höflich, damit nicht wieder ein Zweikampf entstehe.) Wenn ich Ihnen auch zugebe, daß ich die Zeiten nicht zurückwünsche, wo unsere Vorfahren in Pfahlbauten wohnten, und wo ihre sämtlichen Geräte aus einigen Steinäxten bestanden; so müssen Sie mir doch eingestehen, daß ich mit Recht die nicht zu weit entrückte Periode bedaure, wo Ihre und meine Väter auf ihren herrlchen Schlössern wohnten, in Prunk und Macht, — im Dienste der Fürsten und der Frauen, — ihr Leben mit Ruhm und Minne und Frömmigkeit verschönend; umgeben von treuen zehentzahlenden Frohnknechten und zu Tode ergebenen Vasallen; gottesfürchtig, tapfer, geehrt; in froher Weidmannslust durch die Wälder streifend, oder für das Vaterland kämpfend, oder an den Königshöfen glänzend . . ."

„Ritterromanphrasen, lieber Graf! Entweder sie lieben oder hassen, leugnen oder bekennen den Fortschritt im Prinzip — dann müssen Sie auch alle dessen Konsequenzen lieben oder hassen, leugnen oder bekennen. Sie können nicht diese oder jene Phase einer Evolution sich aussuchen und für gut befinden, wenn Sie deren Lauf selbst in Abrede stellen oder verdammen wollen. Entweder es gibt keinen Fortschritt, oder sollte keinen geben: dann müßten Sie den Urzustand als den besten und berechtigsten erklären; aber wenn Sie finden, daß unsere Väter besser daran waren, als unsere Großväter, so müssen Sie auch eingestehen, daß derselbe Lauf der Dinge für unsere Enkel noch Besseres bringen wird. Wenn auch in mancher Hinsicht die Lage unserer Ahnen eine angenehmere und glänzendere war, so gilt das speziell für unsere Klasse. Aber die Kinder jener Zehentzahlenden,

deren gedrückte, menschenunwürdige Existenz in das Maß Ihrer aufgezählten Freuden eingerechnet ist, — diese würden kaum jene Epoche zurückwünschen. Und im Überblicke einer von dem Zeitwechsel hervorgebrachten Wirkung tritt der Vor- oder Nachteil des einzelnen hinter dem Resultate der Allgemeinheit zurück. Man muß sich bei Beurteilung eines Kulturzustandes immer eine Wage in die Hand denken, in welche man nicht die einzelnen Leiden und Freuden der Individuen legen würde, sondern deren Gesamtzahl. Dann könnte man den Glückswert einer Epoche mathematisch feststellen. Wenn gestern zwei Menschen litten und einer glücklich war; heute aber zwei glücklich sind und einer leidet; so sage ich, daß heute besser ist als gestern — und ob ich auch selbst dieser eine wäre."

„Welch edle Aufopferung!" würde Graf R. nicht ohne Ironie bemerken. „Meine Aufopferungslust hätte ich mit diesem Satz noch keineswegs bewiesen. Ich sagte, es wäre besser so, habe aber nicht zugleich geprahlt, daß es mir lieber wäre. Das Gute und das Bessere geschieht, Gott sei Dank, und findet seinen Weg in die Massen, ohne sich um die Wünsche und Bestrebungen der einzelnen zu bekümmern; denn diese Wünsche sind durch einen natürlichen und notwendigen Selbsterhaltungs- und Selbstgenießungstrieb nicht auf die Allgemeinheit angelegt."

„Das sind wieder sehr unedle Ansichten. Alle Leute sind doch nicht immer nur auf sich selbst bedacht — man ist oft gerne bereit, etwas zu leiden, um seinen Lieben eine Freude zu verschaffen . . ."

„Seinen Lieben? Allerdings; aber sind diejenigen, die wir im Herzen tragen, nicht auch wieder ein Teil unseres Selbst? Und sagen Sie mir aufrichtig, bester Graf, was wäre Ihnen jetzt unangenehmer: mit einem Paar engen Stiefeln bergsteigen zu müssen, oder zu er-

fahren, daß in Peking ein Stadtviertel abgebrannt sei? Bedenken Sie, wieviel Elend, Hungersnot, Kriegsgemetzel, Unglücksfälle zu Land und zu Wasser wir täglich mit unserem Frühstückskaffee aus den Morgenblättern in uns aufnehmen, was uns in unserer Behaglichkeit durchaus nicht stört; während wir es als wirklichen Verdruß empfinden, wenn die Sahne verbrannt, oder die Butter nicht frisch ist.“

„Und ist das nicht krasser, bodenloser Egoismus, welcher beweist, daß alle philanthropischen Ideen Illusion sind?“

„Nein, durchaus nicht — es ist nur die natürliche Perspektive der Empfindungen . . .“

„Wie soll aber da der Fortschritt jemals zu allgemeinem Wohlstande, zu umfassender Menschenliebe führen?“

„Kraft seines eigenen Anstoßes. Die Interessen jedes einzelnen knüpfen sich in immer weiteren Kreisen an die Interessen der Umgebung. Jede Bewegung teilt sich nur dem Zunächstliegenden mit, wirkt aber bis zu den äußersten Grenzen fort. ‚Il se trouve que chacun va au bien commun, croyant aller à ses intérêts particuliers‘ hat schon Montaigne gesagt.





Achtes Kapitel.

Die Filiation der Gedanken. — Kampf ums Dasein im Reiche der Ideen. — Die Erblichkeit alles Gewordenen und Geschehenen. — Alles wird einmagiziniert. — Noch einmal Anti-Fatalismus.

Ich habe im vorhergehenden Kapitel von Ideen und Ansichten gesprochen, welche sich eine aus der andern entwickeln. Dabei eröffnete sich mir eine Reihe von Betrachtungen, die ich damals unerörtert ließ, um von meinem Thema nicht abzukommen; die ich nun aber zum Gegenstande weiteren Nachsinnens vornehmen will. Es liegt ein eigener Reiz in diesem sich selbst reflektierenden Gedankengrübeln: es ist, als ob eine vernünftige Uhr, während sie darauf losgeht, ihren eigenen Gang beobachtete, die Zähnchen ihrer Räder zählte und sich darüber Rechenschaft geben wollte, wie die Bewegung ihrer Spiralfeder sich allmählich dem übrigen Werke mitgeteilt hat.

„Jede Überzeugung muß sich auf eine vorhergehende Überzeugung stützen." Nach diesem Grundsatze ließe sich die Filiation aller unserer Gedanken bis zum Erwachen unseres ersten Bewußtseins zurückverfolgen. Wie und woraus dieses letztere selbst hervorgegangen, ziehe ich nicht in das Feld meiner Betrachtungen herein; denn dies be-

findet sich auf jenem Grenzpunkte des durchaus Unerklärlichen, welches in der Gestalt des „letzten Grundes" sich auf allen Gebieten unserer Auffassung entzieht.

Ohne also weiter zurückgreifen zu wollen, versetzen wir die Illustration des obigen Satzes in die Schulzeit.

Ein Kind, das willig die Lehren seines Meisters in sich aufnimmt, hat zuerst die Überzeugung mitgebracht, daß der Meister das Richtige weiß. Jeder Geist — auch der kindlichste — ist mit einer unbewußten, logischen Kraft ausgerüstet, welche allen neuen Gedankenfolgerungen als Prüfstein dient; und welche, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, mit einem einzigen für wahr angenommenen Satz auch alle daraus entfließenden Konsequenzen zugleich für wahr aufnimmt. Wenn das Kind einmal als Grundsatz empfindet, daß der Lehrer alles weiß, so fließt daraus der zweifellose Glaube an alle seine Lehren heraus. Dasselbe Denkverfahren liegt jeder Glaubensgattung zugrunde. Die einzelnen Artikel des Credo brauchen nicht mehr auf ihre spezielle Vertrauenswürdigkeit geprüft zu werden, wenn man einmal den Mittelpunkt, aus welchem sie ausstrahlen, als Rechtgläubigkeit angenommen hat.

Nun spielt sich aber auch im Leben des Gedankenreiches jener „Kampf ums Dasein" ab, welcher rings die Welt erfüllt. Jede Überzeugung, die aus dem Urstamme des ersten Grundsatzes hervorgeht, kann wieder ein Stamm von neuen daraus sich entwickelnden Überzeugungen werden. Trifft es sich nun, daß die Nachkommen des einen dieser Grundsätze mit den Nachkommen des andern in Widerspruch geraten, dann entsteht der Kampf; und den stärkeren, oder vielmehr den für ihre Umgebung geeigneteren, bleibt der Sieg. Ich nehme wieder als Beispiel den oben angeführten Fall von dem seinem Lehrer festvertrauenden Kinde. Unter den verschiedenen, aus dem erhaltenen Unterrichte gewonnenen

Überzeugungen — die ihrerseits zu Stammsätzen neuer verzweigter Konsequenzen dienen werden — befindet sich z. B. der Satz: 2 mal 2 ist 4. Indem die weiteren Rechenschlüsse alle auf diesen Satz zurückzuführen sind, faßt derselbe als selbstevident Wurzel, und lebt nun in des Kindes Sinne fort, von dem Urstamme, aus welchem es hervorgewachsen (nämlich aus dem Satze: „Alles, was mein Lehrer sagt, ist wahr") getrennt und unabhängig. Um nachträglich überzeugt zu sein, daß 2 mal 4 8 ist, braucht sich der rechnende Geist nicht mehr auf des Meisters Wort zu stützen; dieser Zweig der Erkenntnis lebt nun auf eigenem Boden fort, weitere Blüten treibend. Neben diesem Ideenstamme können wir uns mehrere andere denken, deren Triebe sich in des Schülers Sinn nach verschiedenen Richtungen ausbreiten. Solange die aus den mannigfachen Stämmen ausgreifenden Zweige einander nicht kreuzen, kommen sie friedlich neben einander fort. Wenn aber z. B. plötzlich als Konsequenz einer der angenommenen Lehren sich ergibt, daß zwei mal zwei fünf bedeute, dann beginnt ein unausweichlicher Kampf. Nicht in allen Fällen bleibt der Sieg auf der Seite der Wahrheit. Es kommt eben darauf an, welcher von beiden Antagonisten im Augenblick des Zusammenstoßes fester gewurzelt und weiter verzweigt war — ob der Irrtum oder die Erkenntnis des Richtigen — aber eins von beiden m u ß weichen.

In den seltensten Fällen gibt sich der Denkende Rechenschaft von den in seinem Geiste sich abspielenden Meinungsevolutionen: ein Grundsatz verschlingt den andern in aller Stille; eine sich kräftig fühlende Konsequenz frißt eine widersprechende, sich nur schwach zur Wehr setzende Folgerung auf; und so bilden sich Neugestaltungen im Kopfe, ohne daß man sich's versieht.

Die Feindschaft der Ideen herrscht nicht nur zwischen Wahrheit und Irrtum, sondern auch nur allzuhäufig

zwischen den Nachkommen von zwei irrtümlichen Grundsätzen, oder zwischen den entarteten Kindern ganz richtiger Sätze. Das ist ein Blühen und Treiben, und auch ein Ausarten und Auswachsen — ein wirres, aber doch gesetzmäßiges Platzverschieben und Übereinanderschichten — gerade so, wie in den Bildungen der organischen Welt. Die Gedankenkeime, die von außen her in unsere Seele fallen, entfalten sich kraft der ihnen innewohnenden Wesenheit, aber abhängig von der Einwirkung der sie umgebenden Verhältnisse. Die Rolle, welche im organischen Leben der Bodenbeschaffenheit zukommt, die spielt in unserem Geiste der angeerbte Anlagegrund — das, was man angeborene Talente, Neigungen und überhaupt „Geistesanlagen" nennt. Es kann wohl keine angeborene geistige Fähigkeit geben, welche nicht das Resultat einer in früheren Generationen geschehenen Geistesarbeit wäre; gerade so wie es keine fruchtbare Erde gibt, die sich nicht aus lange vorhergeschichteten, wachstumfördernden Stoffen herangebildet hätte. Ein Kind aus dem Zululande, welches mit einem besonderen musikalischen Kompositionstalent geboren würde, ist ebenso undenkbar, wie ein Stückchen Boden, das auf der Insel Spitzbergen sich zur Maiskultur eignen sollte.

Die Erblichkeit erscheint mir als die große Verwertungsmethode, mittels welcher die Natur alles Gewordene und alles Geschehene aufstapelt, und zu immer höheren Kapitalien ansammelt, was scheinbar durch die Flucht der Zeit verweht worden ist. Es verliert sich kein Atom — aber es verliert sich auch kein gedachter Gedanke, keine getane Arbeit. Alles was ist und alles was geschieht wird einmagaziniert: die Sonnenstrahlen in den Kohlenminen, die Ereignisse in den Erbwandlungen der Geschlechter. — Was jeder einzelne von uns zu sein, zu denken, zu fühlen vermag, verdankt er dem Wesen, den Gedanken, den Gefühlen seiner sämtlichen Vor-

fahren. So wie diejenigen unter uns, welche zarte Hände haben, eine Reihe von Voreltern besitzen müssen, die keine grobe Handarbeit verrichteten; so sind die Rasse-eigenschaften des Geistes und des Charakters ebenfalls durch voreltterliche Verfeinerung bedingt. Die Erblichkeit ist die treue Überlieferin aller zurückgelegten Wege, aller erkämpften Siege, aller erklommenen Höhen. Tod und Untergang, die wir rings um uns walten sehen, und von welchen wir meinen könnten, daß sie im Solde des „Nichts" ihre finstere Arbeit verrichten, sie stören nicht das ruhige Atemholen der Weltexistenz, nicht das immer kraftvollere Pulsieren des ewigen Lebens, — denn was uns als Tod und Untergang erscheint, sind bloß die Wechselgestaltungen der sich stets wiedergebärenden Dinge, und die Erblichkeit führt von einer Epoche zur anderen, von einem Geschlechte zum nächsten die angesammelten Schätze weiter. Freilich geschieht diese Übertragung nicht in unveränderter Form. Die Natur hat keine Spar-kasse, in welcher die zurückgelegten Wertmünzen in gleicher Gestalt liegen bleiben; — der ewige Wechsel — das welt-regierende „alles bewegt sich" prägt auch alle jene Spar-münzen beständig um; sodaß sie — wenn auch gleich-wertig — so doch ganz unkenntlich wieder in Umlauf kommen. Wer vermag noch im süßen Saft des vollge-reiften Pfirsich die Spur der heißen Strahlen zu er-kennen, mit welchen ihn die Sonne küßte; ja sogar noch die Spuren jener Strahlen alle, welche die längstverdorrten Stämme reiften, aus denen die bestimmte Pfirsichfrucht in unabsehbarer Erbfolge hervorgegangen ist? Der schwermütige Zug, den wir im Gesichte mancher ganz sorglosen Menschen finden, vielleicht ist er das Ergebnis eines vor mehreren Generationen erlebten großen Schmerzes; irgend eine sanfte Regung, die unser Herz erfüllt — vielleicht ist sie das Nachzittern einer Jugend-liebe unseres Ahnen — vielleicht der Abglanz eines

Lächelns unserer Mutter. — Das Mitleid, das wir für fremdes Leid und Irren fühlen, es mag den Tränen entsteigen, die wir einst — wir wissen nicht mehr warum — vergossen, oder aus einer längstvergessenen Stunde zu uns herüberklingen, wo wir uns selbst des Irrens angeklagt.

In manchen solcher Dinge ist die Nachwirkung eine so deutliche und erkenntliche, daß aus dieser Erkenntnis die ganz richtige Annahme entspringt, unsere Handlungen zögen gewisse Folgen nach sich. Einerseits werden solche Folgen als natürliche Konsequenzen, andrerseits als übernatürliches Strafgericht aufgefaßt. Doch sehr häufig geschieht es, daß man meint, nur „wichtige" und sogenannte „böse" und „gute" Handlungen seien von Folgen begleitet, und unbedeutende Geschehnisse gingen spurlos vorüber — während in Wahrheit ausnahmslos alles auf dieser Welt nachwirkt. Aber wir erfassen eben nur das mit unseren groben Geisteswerkzeugen, was uns als w i c h t i g erscheint; das übrige entzieht sich unserer Wahrnehmung; gerade so wie unser unvollständiges, unbewaffnetes Auge die Kriege im Wassertropfen, oder die Sterne in der Milchstraße nicht sieht. Da müßten wir erst im Besitze von Verstandesmikroskopen, von Geistesteleskopen sein, um das Weben und Wirken der Dinge und Ereignisse zu verfolgen, welche „nicht wichtig", d. h. welche unserer beschränkten Anschauungssphäre durch Kleinheit oder Entfernung entrückt sind.

Da ich vom notwendigen Nachwirken der Handlungen und Ereignisse gesprochen habe, so muß ich mich verwahren gegen eine scheinbar aus diesen Worten hervorgehende Fatalismustheorie, die meinen Überzeugungen ganz und gar widerspricht, und der ich daher überall aus dem Wege gehe. Ich kann nirgends in unserer kreisenden, lebenden, wallenden und wollenden Welt ein so

starkes, gradliniges Prinzip erkennen, wie es die Prädestinationslehre oder der Begriff des Ananke in sich faßt.

Folgen verhalten sich zum Ereignis (ob dieses nun eine menschliche Handlung, oder sonst welches in der Zeit sich bewegendes Geschehnis ist) wie sich die Entfaltungen eines Keimes zu diesem selbst verhalten. Es ist dieselbe unabsehbare, zurück- und vorausreichende Kette; denn der Keim ist mitunter das Produkt zahlloser Vorfahren und der Ahne zahlloser Nachkommen. Ebenso ist die Handlung, das Ereignis, selbst Resultat einer unberechenbaren Reihe vorausgegangener Ereignisse, und die Ursache von stets weitergreifenden Wirkungen. Bis jetzt ist diese Anschauung mit dem Fatalismus gleichen Schritt haltend. Erst in der Auffassung des Begriffes „Keim" werden wir auseinander gehen. Dieser ist nicht eine Kapsel, in welcher seine ganze Nachgeschichte fertig eingeschlossen liegt. Ob er lebenskräftig sei, das hängt von seinen Vorfahren ab; — wie er aber, und ob er überhaupt leben werde, das kommt auf die Einwirkung von tausend andern, mit seiner Existenz sich kreuzenden Faktoren an. Ich denke mir ein Beispiel:

Ob es ausgebreitet oder zu Markt getragen werden soll, das bringt nicht jedes Ei mit einem Schicksalsbrief zur Welt. Der freie Entschluß der Hausfrau — allenfalls durch wirtschaftliche Umstände beeinflußt — kann sich für die eine oder die andere Eventualität entscheiden, wird aber nicht durch die „Bestimmung" des fraglichen Eies unabwendbar oder dahin gezwungen. — Nehmen wir dann weiter an, das Ei wird zu Markt geführt. Es war also bestimmt, zur Omelette eines gewissen Frühstücks verwendet zu werden? Es scheint nicht: denn unterwegs kollert der Korb von des Esels Rücken, weil dieser über einen Stein stolperte — der gestern von einem Transportwagen herabgerollt war — der zum Bau einer Eisenbahn über die Straße fuhr u. s. w. — Ob wohl das

Projekt jener Eisenbahn vom Landesherrn genehmigt werden mußte, damit sich das Schicksal jenes Eies erfülle?? Mancher Fatalist wird darauf schwören. Aber gleichviel — hier liegt das arme Ding im Staube und wird weder Huhn noch Omelette. Dennoch geht kein Teilchen von ihm verloren; es vermengt sich mit der Erde; es assimiliert sich mit andern Stoffen, es fault, und in seinem putrefizierten Innern regen sich neugeborene Würmer. Am Ende wurde der gewisse Eisenbahnbau gar dieser Würmer wegen unternommen?? Wenigstens gibt es fatalistische Anschauungen, aus welchen solch eine Annahme folgerichtig hervorginge. Das Ineinanderweben aller Fäden des großen Universumnetzes läßt freilich von jeder Masche aus eine Verbindung mit allen anderen Maschen auffinden; doch kann man nicht einen gegebenen einzelnen Knoten als das notwendige oder vorausbestimmte Zentrum betrachten, zu welchem alle übrigen Fäden konvergieren müßten.

Da ich nun die Bestimmungslehre aus meinem Denksystem ausgeschlossen habe, so sehe ich den Keim nicht als Träger seiner ganzen Nachgeschichte an. Auch unsere Handlungen, gleichfalls Keime endloser Konsequenzen, entfalten diese nicht nur kraft ihrer Anlagen, sondern je nach den auf sie einwirkenden Umständen. So kommt es, daß manche böse Tat nicht die erwartete nachteilige Konsequenz, und umgekehrt, manch fruchtverheißendes Ereignis nicht die Vorteile nach sich zieht, zu welchen beiderseitig Veranlassung gegeben war. Die Folgen von Leichtsinn und Verschwendung, z. B., bringen gewöhnlich Ruin; die Folge von redlicher Arbeit ist gewöhnlich lohnender Erwerb. Aber daß dies nicht immer so zutrifft, hat wohl jeder Mensch in seiner Welterfahrung wahrgenommen. Es kommt eben alles auf die Umstände an. Ein brennendes Zündhölzchen fortzuwerfen ist an und für sich keine gar so schlimme Handlung; wenn das Ding aber zufällig

in ein Pulverfaß fällt, dann sind die Folgen schlimm genug. Des Nachbars Haus böswillig anzuzünden, ist keine lobenswerte Tat; aber wofern ein Regenguß daher kommt, der die ersten Funken löscht, so mag die ganze Brandlegung keine weitern üblen Folgen nach sich ziehen. Ereignisse werden ebensogut verweht wie Samenkörner. Die Folgen verschiedener Anlässe kreuzen sich untereinander, lenken sich von den eingeschlagenen Bahnen ab, unterstützen oder bekriegen sich, oder heben sich gegenseitig auf — kurz wieder ein Bild der überall waltenden Daseinskonkurrenz.

Aber bei allen Schwankungen und Einzelerscheinungen ergibt sich das Gesamtresultat doch in ungeschwächter Gesetzmäßigkeit. Da, wo wir die Teilchen beurteilen, werden wir so oft an dem Ganzen irre, weil die Teilchen untereinander nicht gleich sind; aber da, wo wir das Ganze erfassen können, werden wir immer sehen, daß irgend ein unwandelbares Gesetz sich verwirklicht hat. Darum sind es auch nur die großen und die Durchschnittszahlen, die uns bei Beobachtung der Zeiterscheinungen Aufschluß über deren Lauf geben können. Wie wir von den Durchschnittssummen die kleinen Ziffern absondern, und an diese unsere Betrachtungen knüpfen wollen, so erscheint überall Unordnung und Widerspruch, während die Totalsumme nur feste und ordnungsklare Gebilde zeigt.





Neuntes Kapitel.

Rückblick auf eine Wintersaison in Paris. — Vergnügungstaumel. — Umgestaltung der Lebenswünsche. — „Blasiertheit.“

Ich unterbreche mich. Die Betrachtungen über die Folgen unserer Handlungen würde mich zu weit — bis in das Feld der Moral und Ethik — führen, und bis dahin will ich — wenigstens für den Augenblick, mein etwas ermüdetes Denkorgan nicht entsenden. Ein angestrengtes Verfolgen jeder Ideenfährte steht ja, wie du weißt, mein guter Ego, nicht auf unserem Programm. Wir haben überhaupt gar kein Programm.

Ich will mir ein paar Jugendgeschichten erzählen. Mir tönt und klingt es immer noch aus alter Zeit herüber und nebelhafte Gestalten in unsicherm Farbenspiel — wie mondbeglänzte Opale — schweben und winken, steigen auf und verschwinden auf dem schwankenden Erinnerungsgrunde. Doch sind sie mein eigen, diese schattenspielenden Bilder, mein rechtmäßiger, unveräußerlicher Besitz . . . Ach, daß ich sie doch in Rahmen fassen könnte!

Aber wie kommt es? Die traurigen Erinnerungen stimmen nicht traurig — die fröhlichen nicht fröhlich. Hat denn wirklich nur die Empfindung, die den gegen-

wärtigen Augenblick füllt, subjektive Gewalt? — Ja, so ist's. Da waltet wieder das Stoffwechselgesetz. Was wir erlebten, es ist keinesfalls verloren — wenn auch vergessen — denn es wirkt noch fort, auf stille, unberechenbare Weise. Aber verflüchtigt ist es, verbrannt, zersetzt — von seiner Form ist nichts geblieben. Was uns einst mit Jubel füllte, das hat vielleicht den Grund zu unserem jetzigen Jammer gelegt, und was uns den längstverhallten Schmerzensschrei entriß, das ist vielleicht noch als Bestandteil in unserem heutigen Glück enthalten. Die vielen Freuden, die ich in meiner Jugend gekostet, die zahlreichen Leiden daneben — sie bilden alle zusammen diesen Fond von halber Blasiertheit und halber Genußsehnsucht, die mir innewohnen. Ich komme mir jetzt so vor, als wäre ich weise genug, alles gleichmütig zu entbehren, was ich einst erstreben wollte; aber zugleich auch fähig, mit Verständnis zu genießen, was ich einst unbeachtet an mir vorübergleiten ließ.

Ich habe doch noch lange nicht abgeschlossen mit dem Zukunftshoffen . . . und wer hätte das auch? — Ich brauche hier nicht zu lügen, also bekenne ich offen, daß ich immer noch zum Kommenden, zum Unerwarteten, Möglichen einen glückssehnenden Sinn lenke, unwillkürlich — beinah' wie sich die Pflanze, solang sie lebt, zur Sonnenseite kehrt. Das ist wohl bei allen so der Fall. Sogar der Eremit, der der ganzen Welt entsagte — arbeitet er nicht im stillen an einer Wohnung für sich, in einem von ihm geglaubten Himmel?

Aber ich wollte ja ein wenig zurück, nicht vorwärts schauen. Ich will an jene tolle Jugendepoche denken, wo ich in einem solchen Taumel von Glanz und Kunst lebte, daß ich wirklich meinte, „Vergnügen“ sei das höchste Ziel der Existenz, und wo ich jede Stunde, in der ich mich nicht „amüsierte“, als einen Abbruch an meinem Lebensrechte ansah.

Ich war damals nach Paris gekommen. Ich kannte die glänzende Stadt aus Büchern so gut, als ob ich dort gelebt hätte. Es gibt eine gewisse französische Literatur, die den Fremden mit allen Namen der Straßen, allen Theatern, Cafés, Typen und Gewohnheiten der Hauptstadt bekannt macht; sodaß jeder Mensch, der jene Literatur kennt, wenn er zum erstenmal nach Paris kommt, dieses endlich wiederzusehen vermeint.

Ich wußte wohl, daß ich hier im Reiche der Lebenslust angelangt war. Jung, von vornehmer Geburt, mit einem Kreditbrief von zweimalhunderttausend Franken in der Tasche, vergnügungsgierig, konnte ich wohl meiner Saison in Paris mit den Gefühlen entgegensehen, mit welchen ein hungriger Gourmand an eine reichbesetzte Tafel tritt.

Das sind schöne Augenblicke im Leben, wenn man so aufgehäufte Schätze, die der Besitznahme harren, vor sich liegen sieht. Geblendet schließt man halb die Augen und zögert mit dem Zählen . . .

Etwas Ähnliches empfindet das Kind beim Anblick der Christbescherung. Und so war auch mir zu Mute, als ich an einem herrlichen Herbstmorgen in der lebensstrotzenden, reichtumsglänzenden Stadt angekommen war und in meinem Grand-Hotelzimmer darüber nachdachte, wie ich meine Wintercampagne einrichten würde.

Vor allem würde ich mir ein kleines Hotel im Viertel der elysiischen Felder mieten; einen vollkommenen Garçonhaushalt einrichten, Pferde und Wagen anschaffen, und dann erst meine Empfehlungen abgeben. Köstliches Planen und Einteilen!

Noch am Tage meiner Ankunft wandte ich mich an das Geschäftsbureau John Arthur, welches Häusermieten vermittelt. Das war wie ein Märchentraum, dieses Herumfahren in den Reihen der stattlichen, kleinen gartenumringten Paläste, von denen einer oder der andere

mit dem Zauberspruche — zwar nicht „Sesam“, sondern „Portefeuille öffne dich,“ mich in seine wohnlichreichen Mauern aufnehmen würde. Und überall war mir's, beim Besichtigen der Räume, als sähe ich Spuren von Romanen umherflattern: an den vergoldeten Stiegenrampen, an den marmornen Kaminen, an den spitzenumwogten Betthimmeln. Auch meine Romane sollten sich hier jetzt abspielen. Die verschiedenen Speisesäle bevölkerte ich in Gedanken mit meinen lebensfrohen, champagnerlaunigen Gästen und Gästinnen; und an der geheimen Stiegentür sah ich die schwarzverschleierte Gestalt einer geliebten Herzogin davonhuschen.

Abseits von den Avenue de l'Imperatrice, von hohen Bäumen versteckt, fand ich schon am zweiten Tage ein mir ganz passendes reizendes Haus. Es war ursprünglich für einen Garçon eingerichtet gewesen und enthielt daher nicht die in den übrigen Hotels gezeigten, für mich ganz überflüssigen „appartements de madame“. Ich schließe die Augen und sehe noch die im einzigen Stockwerk enthaltene Zimmerreihe: Bibliothek, Billardsaal, Studierzimmer, Rauchzimmer, Schlafgemach, Toilettekabinett, Badezimmer; eine salle d'armes, groß genug, um als Tanzsaal zu dienen; das Speisezimmer mit einer Terrasse gegen den Garten; daneben noch ein kleines, orientalisch eingerichtetes Gemach, und an dieses stoßend ein Wintergarten. In wenigen Tagen war ich in Ordnung. Das Haus war vollständig eingerichtet, aber dennoch kaufte ich noch einige hübsche Gemälde, Statuetten und sonstige Gegenstände, die mich in den glänzenden Schaufenstern der Boulevards lockten und schmückte damit mein Vergnügungsnest. Denn das Vergnügen war meine Losung. Genießen wollte ich — genießen in vollen, durstigen Zügen. Und ich habe auch genossen. Ich habe den Becher geleert — bis zur Neige würde ich sagen, wäre dies nicht ein so verbrauchtes Bild; und wenn es in

meinem Falle nicht richtiger wäre, die Allegorie anders zu formen und zu sagen: Ich habe aus dem Becher getrunken, bis derselbe meinen Händen in klirrenden Scherben entfiel. Denn noch ehe ich zur Neige kam, war's mit dem Freudentrunke aus für mich — denn — ohne Bild — ich war ruiniert. Die ursprünglichen zweimalhunderttausend Franken waren in zwei Monaten verschwunden und andere folgten und ehe der Winter vorbei war, war auch (bis auf einen kleinen unantastbaren Rest) mein ganzes Vermögen dahin.

Ich Tor — ich dreifacher Tor — leichtsinniger Mensch . . . Taugenichts . . . Narr . . . O, ich kann mir immerhin ein ganzes Grobheitsregister nachrufen, ist mir's doch, als wäre dieser Ego von damals ein ganz anderer Mensch als ich. Denn mir wahrhaftig könnte ich ein so unsinniges Gebaren nicht zumuten. Wenn ich in diese Vergangenheit zurückschaue, so fühle ich mich nicht selbst darin, sondern sehe das Bild eines jungen (aufrichtig gestanden — nicht übelgewachsenen) Menschen, mit einem dichten Krauskopf (und — o weh — mein Scheitel lichtet sich), mit einem fröhlichen, lachenden Gesicht; ich sehe ihn manchmal auf seinem Vollblutpferde im bois dahersprengen, oder Haufen Goldes und Bankbilletten am Spieltisch hinwerfen, oder im Kreise toller Freunde und toller Schönen selbst der Tollste von allen sein. Aber solche Bilder zucken mir nur blitzweise auf und immer erscheint mir jener Verschwender, jener maßlos blöde Lump — ich brauche ihn durchaus nicht zu schonen — nur als dritte Person darin.

Aber es war dennoch eine schöne Zeit. Schade, daß man nichts zurückhalten kann von diesem Taumel, daß dies alles so spurlos verknistert und verhallt ist, wie ein ausgebranntes Feuerwerk. Warum kann ich keinen jener Küsse mehr auf meinen Lippen brennen fühlen, die ich als Gewährung meiner in Diamanten gefaßten Bitten

erhielt? Warum kann ich den Duft der seidenen Flechten nicht mehr atmen, die gelöst auf weiche Spitzenkissen fielen — warum kann ich die rauschenden Tanzweisen nicht mehr hören, bei deren Klängen ich im wirbelnden Fluge meine fiebernde Tänzerin ans Herz drückte — warum nicht den matten Stimmlaut vernehmen, mit welchem der heiße Purpurmund „je t'aime" haucht, während aus den Augen Wonnetränen quellen . . .

Nein — das ist alles auf ewig vorbei. Ich könnte Ähnliches nicht mehr empfinden, und würde nicht einmal wünschen, es zu empfinden. Dazu gehörte die Jugend und die ganze Atmosphäre von Lust und Üppigkeit, die mich damals umgab. Alle Abgefeimtheiten des Luxus sind dazu angetan, das Vergnügen zu einem Götzen zu erheben. Aus den kristallnen Schalen fließt der Wein berauschender; zwischen den kapitonnierten Seidenwänden klingen die Liebesseufzer süßbeklemmender; unter all diesen Höflingen von gebückten Dienern, Wagenhändlern, Juwelieren und sonstigen Lieferanten fühlt sich das verschwenderische Lebemannsdasein als eine Art Königlichkeit, die gern vom Selbstkutschierbocke herab, oder aus der Avantscèneloge heraus, die Huldigungen der neidenden Menge entgegennimmt.

Nein, nein, ich wollte das alles nicht mehr mitmachen. Oft hört man den Seufzer: „Ach könnte ich nur wieder diese oder jene Stunde aus der Jugend oder Kinderzeit durchleben!" Aber wenn sich dieser Wunsch erfüllen ließe . . wer von uns würde sich freiwillig wieder auf das Schaukelpferd setzen, das einst unser Entzücken war? — Unser jetziges Ich ist so sehr mit seinen gegenwärtigen Neigungen und Abneigungen verwachsen, daß, wenn man sich auch nur einen einzigen Gemütszustand — und wäre es die Blasiertheit — wegzauberte, man schon nicht mehr derselbe wäre. Mit dem Aufheben des Selbst, also mit dem Verluste der Identität, wäre der

Verzauberte ein „anderer“ und es wäre doch nicht sein Zweck gewesen, daß sich ein anderer glücklich fühle.

Blasiertheit ist kein Vorzug — wohl dem, der in voller Genußfähigkeit strotzt. Wohl dem Jüngling, dem das Leben durch einen rosigen Schleier leuchtet, und noch wohler dem Kinde, das über einen rotbackigen Apfel zu jauchzen vermag. Aber der Mann kann keinen Schritt zurückgehen in jene Zeiten, und soll auch nicht wünschen es zu tun. Wenn man einmal gelernt hat, irgend ein Vergnügen schal zu finden, so ist das auch ein Gewinn: man kann dasselbe nun nie mehr schmerzlich vermissen. Oder kränkt es uns etwa, daß wir an Markttagen keine Lebzeltsoldaten bekommen? Das Vergnügen, eine Mazurka zu tanzen, kann ich mir jetzt ebensowenig vergegenwärtigen, als die Lust, die ein Frosch empfinden mag, wenn er sich in den Schlamm verkriecht; und obwohl ich mich erinnere, daß meine erste Mazurka mit einer schönen polnischen Edeldame mich einmal in Verzückung versetzte, daß mir dabei das Klirren der eigenen Sporen ein himmlisches Gerassel schien, so regt sich doch jetzt nie mehr die Sehnsucht in mir, auf einem Parkett in Mazurkaschritt herumzuschleifen, wie ich auch nicht von dem Wunsch geplagt werde, die Schlammwonnen des erwähnten Frosches zu teilen.

Nein. Wenn heute Mephisto zu mir käme — ich würde keinen Jugendtrank von ihm begehren. Ich wollte nicht so plötzlich meinen ganzen Erfahrungsschatz verlieren, meinem innersten Selbst entsagen und nochmals alle Torheiten durchmachen, die meinen Lebensweg bezeichnet haben — nochmals so wahnumfangen, so rastlos vergnügungssüchtig, so irrtumbeladen sein, wie ich es in meinen Jugendtagen war. — Freilich könnte man — wenn man schon einen allesgewährenden Mephisto voraussetzt — auch den Wunsch so formulieren, daß man mit Beibehaltung aller gewonnenen Lebens-

anschauungen in ein jugendlicheres Alter zurückversetzt würde; man hätte jedoch bei dieser Auffassung vergessen, daß in solchem Wunsche ein sich selbst widersprechender, mithin in nichts aufhebender Satz enthalten ist, und dessen Erfüllung daher auch einer göttlichen oder dämonischen Allgewalt unmöglich wäre. Wenn ein Viereck verlangen würde rund zu werden und dabei seine vier Ecken beizubehalten, so wäre das etwa eine ähnliche Zumutung, wie die eines gereiften Mannes, der ein Jüngling werden wollte mit Beibehaltung seiner vollen Gereiftheit. Der Zauberer könnte unter dieser Bedingung dem Wunschsteller höchstens das äußere Ansehen der Jugend gewähren, aber nicht deren innerstes Wesen, denn dieses, und die ihm eigene frohe Genußfähigkeit, besteht eben aus der Ungereiftheit, aus der allgemeinen unbefriedigten Lebensneugier.

Wenn man einen gelüfteten Schleier wieder gesenkt sehen wollte, so müßte man zugleich auch aufhören können zu wissen, was dahinter liegt — aber eine erkannte Wahrheit, ein ergründetes Geheimnis: das gibt niemand so leicht her. Ich habe das in lyrischen Versuchen bleicher Jünglinge und ältlicher Jungfrauen so oft angewandte Gejammer um „verlorene Illusionen" nie recht begreifen können. Was verdient wohl eine Illusion besseres, als verloren zu werden? Es wäre traurig, wenn die Jugend mit der ganzen Ernüchterung des reifen Alters an das Bankett des Lebens träte; aber ebenso traurig, wenn das gereifte Alter um den Preis seiner gewonnenen Erfahrungen wieder in den Zustand überwundener Torheit zurücktreten wollte.

Überhaupt — es gibt kein „Zurück" und soll keines geben, in dieser unserer vorwärtsschreitenden Welt. Eine Frucht, die wieder zur Blüte würde, wäre ein Unding... besser sie fällt wurmgestochen zu Boden. Ein, wenn auch zerrüttetes Kulturvolk, welches zur patriarchalischen

Sittenreinheit umkehrte, wäre eben solch ein Unding... besser es löst sich gänzlich auf. Aus der gefallenen Frucht trennt sich vielleicht doch der Kern und sprießt zu einem neuen Baum; und von der zerstörten Kultur bleibt doch der befruchtete Grund für das Wachstum des neuen, höher befähigten Geschlechts. — Nein, es gibt kein „Zurück", und jeder auf dieses Wort gegründete Wunsch ist ein unnatürlicher. Was ein Mensch erfahren, ist nicht nur sein eigener unveräußerlicher Gewinn, sondern gehört auch dem Gesamtschatze der allgemeinen Vernunft an. Es wäre jammerschade, wenn Alexander von Humboldt mit vierzig Jahren etwa den gewährten Wunsch gehabt hätte, wieder ein unerfahrener verliebter Jüngling zu werden. Damit will ich nicht sagen, daß meine Erfahrungen von solcher Wichtigkeit für die Nachwelt wären, wie die des Genannten; — aber zur Illustration einer Behauptung bringt man immer die grellsten Beispiele vor; und was ich denke und mitteile, mag sich immerhin zu Humboldts Mitteilung verhalten, wie eins zu hunderttausend, wie das Stäubchen zum Berg, so besteht darum doch die Gültigkeit des Vergleichs; so gehört das Stäubchen meiner Erfahrungen doch auch schon dem allgemeinen Vorrat menschlichen Wissens an.

Übrigens fassen wir einmal das Gespenst „Blasiertheit" fest ins Auge und sehen wir, ob das Ding gar so schrecklich ist. Ich glaube gar, es ist einfach eine Affektation. Weil wir an einem einstigen Spielzeug keine Freude mehr haben, sind wir darum weniger freudefähig, oder ist nur das Spielzeug, das wir heute ersehnen, ein anderes geworden? Es wird wohl letzteres der Fall sein. Ich kann in dieser Sache nicht recht zuversichtlich mitsprechen; denn wenn ich auch auf meine Jugenderlebnisse als schal zurückblicke, und mir dieselben heute nicht die geringste Freude machen würden, so kann ich mich nicht „blasiert" nennen im jammernden Sinn des Worts,

denn ich bedaure jene Freuden nicht. Ich wollte sie nicht wieder haben — mir sind meine gegenwärtigen lieber. Auch bin ich nicht wunscheslos; aber das Glück, wie ich es jetzt genießen wollte, hat mit den spanischen Schlössern meiner Jugendtage nichts gemein, und zudem scheint mir das Heutgewünschte besser, reiner, inniger, begehrenswerter. — Ist das wieder ein Ergebnis jener Täuschungsperspektive, durch welche alles Gegenwärtige alles Entfernte zu überragen scheint? Möglich, aber es ist so. Ich will mir kein einziges „gestern" zurückzaubern, wenn ich mir nur das „heute" nach Wunsch einteilen könnte.

Sogar wenn man sich die Gegenwart eines teuren Toten zurücksehnt, so ist das nur ein scheinbares Versetzen in die Vergangenheit. Nein, — heute wollte man ihn da haben, — unsere heutigen Herzensgeheimnisse wollten wir ihm mitteilen, mit ihm vereint in das kommende „Morgen" hinübergehen . . . Und wäre das auch nicht tausendmal glücklicher, als eine Wiederholung der vergangenen Tage? Jetzt wüßten wir ja erst recht, wie sehr wir ihn lieben, und schwelgten in seiner teuren Nähe; damals, als wir ihn noch nicht verloren, da kannten wir gar nicht das ganze Glück seines Besitzes . . .

Nicht einer meiner gegenwärtigen Genußfähigkeiten wollte ich entsagen, um meiner Jugendspäße willen. Das Entzücken, welches ich empfinde, wenn eine Sendung neuer Bücher und Zeitschriften mir in meiner Einsamkeit Kunde von der großen Gedankenwelt draußen bringt, und irgend einer jener Gedanken in meinem eigenen Geiste eine plötzliche Helle verbreitet — wie ein Blitz, der einen neuen Horizont beleuchtet — dieses Entzücken gäbe ich nicht her für die Genüsse, die ich einst am Rennplatz gefunden, wo mein pursang Sieger war; oder am Baccaratische, wo meine Karte zehnmal passierte; oder im duftigen Teppichgemach, wo mir die Kamelienschöne die leichten

Siege gewährte. Dieser ganze tolle Reigentanz, der die sogenannte „jeunesse dorée“ umgaukelt, mit seinem betäubenden Lärm von klirrenden Goldstücken, rollenden Wagenrädern, ausgelassenem Gelächter und käuflichen Küssen; mit seinen Blitzen und Funken von brennenden Lustren, kohlgeränderten Augen und überschäumenden Champagnergläsern; mit seinen Düften von Theatergas, Pferdestall, Trüffelsauce, Glashauspflanzen und Sandelholzfächern erscheint mir heute nicht einer sekundenlangen Sehnsuchtsregung wert. — Nicht daß ich den Vergnügungstaumel leugnete, in den ein solches Leben uns zu reißen vermag, oder in philosophisch sein wollender Verachtung diese Freuden unreell nennen würde, — habe ich doch selbst in diesem Strudel geatmet und mit wirklicher Wonne geatmet; wie sollte ich da dessen Gewalt, oder dessen Wirklichkeit bestreiten? Ich sage nur: für heute erscheint mir dies alles nicht wünschenswert; ich, so wie ich jetzt bin, fände keine Freude dran. Oder wenn auch Freude (denn so ganz und gar griesgrämig ist man mit siebenunddreißig Jahren doch nicht), so gewiß nicht Zweck und Ziel des Lebens, und am allerwenigsten das Ideal des Glücks. Aber in jenen Tagen war mir's, als ob ein Zustand ununterbrochenen Vergnügens mein stetes Streben sein müsse, als ob es mir Aufgabe und Beruf wäre, mich rastlos zu amüsieren. An nichts anderes denkend und von jener Selbstsucht und Selbstüberhebung befangen, welche die eigene Person zum Mittelpunkt der Schöpfung macht, um den alles Übrige nur gravitiert, lebte ich wahrhaft, als ob die Rolle, die ich in meiner Welt spielte, das wichtigste Moment des Universums wäre und fühlte mich von der Pflicht durchdrungen, diese Rolle so glänzend als nur möglich auszufüllen. Wie treu vollzog ich denn auch die kleinen Obliegenheiten meines Berufes, so z. B. kann ich mit gerechtem Stolze sagen: ich habe nie eine Premiere versäumt.

Freilich habe ich sie teuer bezahlt, aber ich bin doch nicht böse, diese Erfahrungen und Erinnerungen gesammelt zu haben. Sie bilden im Inventarium meines geistigen Besitzes ein kleines Marqueterieschmuckkästchen mit allerlei kleinen Schubladen und Geheimfächern, in welchen blitzende Edelsteine und allerliebste elfenbeingemalte Miniaturporträts ruhen.

Es war im Winter des Jahres 1867—68. Das zweite Kaiserreich war in seinem vollsten Glanze. Wer hätte damals geahnt, welches Entsetzen drei oder vier Jahre später über diese lust- und prachtgefüllte Stadt hereinbrechen würde, welch weltgeschichtlicher Sturm die Bäume des heiteren Boulogner Hölzchens brechen, die Pavillons des stolzen Tuilerienpalastes zertrümmern sollte . . . Seit der Zeit sind freilich die Bäume wieder gewachsen, die Trümmer wieder aufgebaut und alle Lust und Pracht neu erstanden, so daß der Sturm im Grunde genommen doch nur ein leises Lüftchen war — — das Wehen von Muse Clios sorglosem Fächerspiel! Aber immerhin, von allem dem, was mich dort umgab, wurde von diesem Zeitwehen — ob Sturm, ob Lüftchen — das Meiste spurlos weggefegt.

Wie wenige wissen, daß es Napoleons Lieblingsplan war, allen europäischen Mächten eine allgemeine Abrüstung in Vorschlag zu bringen, denn trotz der Kriege, zu welchem er von den Parteien gedrängt wurde, war es ihm doch aus der Seele gesprochen, das berühmte „l'empire c'est la paix". Die ganze Nation stürmte zu dem Feldzug gegen Preußen. Der Enthusiasmus war unbeschreiblich — Republikaner und Legitimisten stimmten die Marseillaise an; in ganz Frankreich gab es nur e i n e n Menschen, der diesen Krieg nicht wünschte, und das war der Kaiser. Aber er konnte der allgemeinen Bewegung nicht widerstehen. „Also denn," sagte er, als

er schmerzengeplagt durch sein damals schon lebensgefährliches Leiden zu Felde zog, „nur noch diese eine Campagne und dann le desarmement.“ . . . Ja, das „Dann“ liegt in keines Menschen Hand; d a n n ist es meistens — und so war's auch hier — z u s p ä t.





Zehntes Kapitel.

Der Abrüstungsantrag des Abgeordneten Bühler. — Ansichten Henry Thomas Buckle's über den kriegerischen Geist. — Die Idee des Weltfriedens. — Die Greuel der Schlacht.

Abrüstung! Als ich dieses Wort niederschrieb, stiegen mir vielerlei Gedanken auf, die mich oft über die Frage des Weltfriedens beschäftigt haben, die sich mir halb unbewußt zu einer ganzen Überzeugungskette aneinanderreihten und die ich nun als eine meiner liebsten Ideenfolgen einer genauen Durchsicht unterziehen will. Der Begriff „Frieden" ist auch eine meiner Freuden, einer meiner Glaubensartikel.

Wenn sich das Licht der göttlichen Wahrheit in Strahlen brechen läßt, so denke ich mir als dessen auffälligste Regenbogenfarben: das Schöne, das Gute und das Glückliche. Friede ist eine der Abschattungen des Glücks. Auch die Liebe gehört in dieses selbe gotthelle Strahlenbüschel hinein. Krieg und Haß liegen außerhalb. Diese sind die Schatten, die Abwesenheit des Lichts.

Aber wenn ich mir auch einen ewigen Frieden als den Zielpunkt vorstelle, dem entgegen alle Errungenschaften der Zivilisation streben, so gebe ich mich doch nicht der Illusion hin, daß, falls Napoleon III. gelebt hätte, um seinen Vorschlag vorzubringen, dieser Vor-

schlag Anklang und Ausführung gefunden hätte. Im Jahre 1879 stellte im preußischen Parlamente der Abgeordnete Bühler einen ähnlichen Antrag, und derselbe wurde als eine Kinderei, als eine träumerische Utopie mit lächelndem Achselzucken angehört. Fürst Bismarck äußerte darauf: — Deutschland könne am allerwenigsten das Beispiel einer Abrüstung geben, denn es müsse gegen vier Seiten Front machen — und überhaupt hätte der schwärmerische Antragsteller bedenken sollen, daß wir in Deutschland und nicht in „Wolkenkukuksheim" leben. — Hätte irgend jemand unter der römischen oder griechischen Republik die Abschaffung der Sklaverei angetragen; oder wäre zur Zeit der Inquisition und der fanatischen Religionskämpfe Gleichberechtigung aller Konfessionen verlangt worden, so würde man damals solche Ideen auch für wolkenkukuksheimisch erklärt haben.

Dennoch haben sich diese Ideen verwirklicht. So wird auch einstens Bühlers Antrag durchdringen — das kann er sich zum Troste sagen — doch werden wohl weder er noch seine Enkel es erleben; es wird dann nicht einmal als Antrag formuliert werden, sondern sich aus der Kraft der Dinge sozusagen von selbst ergeben. Nur so treten die Wandlungen ein: als Resultate beinahe unauffindbarer, tausendfach aufgehäufter Motive; nicht aber auf die Initiative eines, wenn auch noch so klar sehendes Geistes, noch durch den Kraftstreich eines, wenn auch noch so mächtigen Armes.

Es gibt Anschauungen, die so klar und einleuchtend sind, die eine solche Schar von Beweisgründen mit sich führen, daß man gar nicht weiß, womit man beginnen soll, um deren Berechtigung zu demonstrieren — und zu solchen Anschauungen gehört doch offenbar die Überzeugung, daß Frieden besser ist als Krieg. Ich denke, das ist so selbstredend, so gewiß als daß Eins mehr ist als Null.

Aber gerade diese Ansichten, die einem Teil der Menschheit so klar vorkommen, daß ein Demonstrieren derselben beinahe unnütz erscheint, sie sind eben bei dem andern Teile der Menschheit in solchen Mißkredit und so endgültig en bloc verurteilt, daß das Beweisenwollen in der Tat unnütz ist. Es wird einfach nicht zugehört, die Achseln gezuckt und gelächelt.

Zugestanden noch, der ewige Friede an sich sei besser — werden die Kriegsanhänger sagen, — so ist er doch nicht möglich, nicht denkbar: Krieg liegt in der Natur, er ist ein ewiges Gesetz.

Darauf möchte ich erwidern: Das ist ein bloßes Wortmißverständnis — Kampf ist das Gesetz, nicht Krieg. Das Kriegführen ist nur eine der Betätigungsformen des großen allgemeinen Kampfes, welcher zu seinen Siegen nicht bloß die brutale Kraft verwendet, und daher um Mißverständnissen vorzubeugen besser Wettbewerb als „Kampf" genannt werden sollte. In der Konkurrenz gewinnt das Überlegene, das sich den umgebenden Verhältnissen am besten Anpassende. Waffen gegen Waffen werden überall die überlegeneren siegen; aber dies gilt nicht nur von den Kanonen, sondern auch von den Kampfwerkzeugen des Geistes, der Schönheit, der Geschicklichkeit, der Veredelung überhaupt. Und so kann man sich ganz gut im Lauf der Zeit den Kampf der sich immer mehr und mehr befestigenden Humanität gegen die Barbarei vorstellen: ein allmähliches Ausrotten der kriegführenden Stämme durch friedliebende Nationen; ein Aussterben des Völkerhasses durch Umsichgreifen kosmopolitischer Ideen; ein Abnehmen der militärischen Ehren angesichts des wachsenden Ruhmes des Wissens und der Künste; ein sich immer enger verbrüdernder Bund der Weltinteressen, gegenüber den kleinlichen verschwindenden Sonderinteressen; — und auf diese Art

kann und wird durch den gesetzmäßigen ewigen Kampf — der Preis des ewigen Friedens errungen werden.

Daß diese Zuversicht keine Schwärmerei ist, kein bloßer frommer Wunsch, sondern eine auf Tatsachen beruhende Folgerung, das läßt sich durch das Studium der Geschichte bekräftigen; sofern man dieses Studium im Zusammenhange mit den übrigen Wissenschaften, und mittels der darin üblichen Methode — nämlich die Nachsuchung der Gesetze — zum Gegenstande vergleichender und schlußfolgernder Forschung macht. Ist es möglich in der Geschichte — trotz der stets wiederkehrenden Kriege — den Weg nicht zu sehen, den die Zivilisation schreitet und dessen Richtung zu verkennen, welche nach unverrückten Friedenszielen lenkt? Ich lasse jetzt Henry Thomas Buckle sprechen, welcher einer der überzeugendsten Bannerträger moderner Geschichtsschreibung ist; in dessen „History of Civilization in England“ ich mir viele meiner Ansichtsfreuden gestärkt habe.

„Das größte Übel, welches die Menschheit kennt“ — so schreibt der große Denker im vierten Kapitel seines Werkes — „das, wenn wir die religiöse Verfolgung ausnehmen, das meiste Leiden verursacht hat, ist ohne Zweifel die Sitte des Kriegführens. Daß dieses barbarische Verfahren im Fortschritt der Gesellschaft fortdauernd mehr außer Gebrauch kommt, muß auch dem flüchtigsten Leser europäischer Geschichte einleuchten.*) Wenn wir ein Jahrhundert mit dem andern vergleichen, werden wir finden, daß seit sehr langer Zeit Kriege weniger häufig geworden sind und jetzt tritt diese Bewegung so deutlich hervor, daß bis zu dem letzten Aus-

*) Über die verminderte Liebe zum Kriege, die sich noch mehr offenbart als die wirkliche Verminderung der Kriege, siehe einige interessante Bemerkungen von Auguste Comte Philosophie positive IV. 488, 713. VI. 68, 124—36, wo der Kampf des militärischen und industiellen Geistes gut dargestellt ist.

bruch wir fast vierzig Jahre Frieden gehabt haben,*) ein Zustand ohnegleichen nicht nur in unserem Vaterlande, sondern in der Geschichte jeden andern Landes, das bedeutend genug gewesen ist, um eine Hauptrolle in den Welthändeln zu spielen.

Die Frage entsteht, welchen Anteil unser sittliches Gefühl gehabt hat, um die große Verbesserung herbeizuführen. Und wenn wir diese Frage nicht nach Vorurteilen, sondern nach den Tatsachen, die uns vorliegen, beantworten, so werden wir sagen müssen, daß dieses Gefühl gar keinen Anteil daran gehabt hat. Denn sicher wird niemand behaupten wollen, daß in neuern Zeiten irgend welche neue Entdeckungen über die Übel des Krieges gemacht worden sind. Darüber ist jetzt nichts bekannt, was nicht vor vielen hundert Jahren bekannt gewesen wäre. Daß Verteidigungskriege gerecht und Angriffskriege unrecht seien, sind die beiden einzigen Grundsätze der Moralisten. Und sie waren ebenso klar ausgedrückt, ebenso gut verstanden, ebenso allgemein anerkannt im Mittelalter, wo keine Woche ohne Krieg war, wie jetzt, wo ein Krieg für etwas Seltenes und Außerordentliches gilt. Seitdem hat sich das Verhalten der Menschen zum Kriege allmählich verändert, während ihre Moralweisheit über den Krieg dieselbe ist; und so liegt es auf der Hand, daß die veränderte Wirkung nicht durch die unveränderte Ursache hervorgebracht worden ist. Soviel über den Einfluß des sittlichen Gefühls auf die Erhöhung unserer Abneigung gegen den Krieg. Wenden wir uns aber zur Intelligenz im engern Sinne, so finden wir, daß jede Vermehrung ihrer Tätigkeit ein schwerer Schlag für den kriegerischen Geist gewesen ist. Den vollständigen Beweis im einzelnen werde ich später ausführlicher geben; in dieser Einleitung kann ich nur einige hervorstehende

*) Dieses hat Buckle im Jahre 1855 geschrieben.

Punkte bezeichnen, die sogleich verständlich sind, da sie auf der Oberfläche der Geschichte liegen.

Einer davon ist sehr naheliegend, nämlich, daß jeder wichtige Zuwachs an Kenntnissen den Einfluß der intelligenten Klassen vermehrt, indem er die Mittel vermehrt, über die sie zu gebieten haben. Nun ist der Gegensatz dieser und der militärischen Klasse offenbar; es ist der Gegensatz zwischen Denken und Handeln, zwischen dem Innern und dem Äußern, zwischen Beweis und Gewalt, zwischen Überredung und Körperkraft, oder mit einem Worte, zwischen Menschen, die von den Kräften des Friedens und denen, die von den Kräften des Krieges leben. Was daher der einen Klasse nützlich ist, ist offenbar ungünstig für die andere. Unter sonst gleichen Umständen muß sich die Neigung zum Kriege vermindern, wie sich die intellektuellen Erwerbungen eines Volkes vermehren, und wenn seine intellektuellen Schätze sehr gering sind, wird seine Neigung zum Kriege sehr groß sein. In völlig barbarischen Ländern gibt es keine intellektuellen Erwerbungen, der Geist ist eine leere, dürre Wüste, und so bleibt nichts übrig als Tätigkeit nach außen,*) persönlicher Mut ist das einzige Verdienst. Dies ist die reine Wildheit und es ist die Stufe menschlicher Entwicklung, auf welcher kriegerischer Mut am höchsten geachtet und Krieger am meisten geehrt werden.

Von dieser furchtbaren Erniedrigung bis zu der Höhe der Zivilisation führt eine lange Stufenleiter; auf jeder Stufe verliert die Macht der Gewalt etwas, und gewinnt die Macht des Gedankens etwas. Langsam, eine

*) In einigen makedonischen Stämmen wurde der Mann, der nie einen Feind erlegt, durch ein erniedrigendes Mal bezeichnet. Unter den Dyaks auf Borneo kann ein Mann nicht heiraten, bevor er nicht eines Menschen Haupt gebracht hat; und wenn er mehrere hat, so kann man ihn an seiner stolzen und hohen Haltung erkennen, denn dies ist sein Adelspatent.

nach der andern erheben sich die intellektuellen und friedlichen Klassen; zuerst werden sie von den Kriegern tief verachtet; dennoch fassen sie allmählich Boden, nehmen zu an Zahl und Macht, und schwächen bei jedem Zuwachs, den sie erhalten, den alten kriegerischen Geist, in dem sich früher alle andern Richtungen verloren hatten. Handel, Verkehr, Manufakturen, Gesetze, Diplomatie, Literatur, Wissenschaft, Philosophie — alles dies war ursprünglich unbekannt und wurde dann zu einer besonderen Aufgabe für eine besondere Klasse. Obgleich ohne Zweifel einige dieser Klassen weniger friedlich sind, als die anderen, so sind doch selbst die weniger friedlichen dies natürlich mehr, als Menschen, die nur mit dem Kriege zu tun haben und die in jedem neuen Kriege die Möglichkeit persönlicher Auszeichnung erblicken, von der sie im Frieden gänzlich ausgeschlossen sind."

Im weiteren Verlaufe dieser Erörterung bringt nun Buckle drei Hauptgründe vor, welche seiner Meinung nach in der angedeuteten Bewegung beschleunigend mitgewirkt haben. Nämlich:

1. Die Erfindung des Schießpulvers, an sich zwar eine kriegerische, aber die Interessen des Friedens fördernde, da durch die Bildung einer stehenden Armee die Anzahl der Personen verringert wurde, denen die Ausbeute des Krieges oblag.

2. Die Entdeckungen, welche durch die politische Ökonomie gemacht worden sind, indem die Handelseifersucht, welche früher eine der hervorstechendsten Ursachen des Krieges war, nachgelassen hat, die Nationen gegeneinander aufzubringen, da durch die Lehren der obengenannten, leider noch nicht genug geschätzten Wissenschaft, das wahre Wesen des Völkerreichtums erläutert worden ist, und festgestellt, daß das Wohl einer Nation durchaus nicht durch das Wehe einer andern bedingt sei und daß

die Hebung des eigenen Handels nicht aus der Niederdrückung des Nachbarhandels hervorgeht.

3. Die Anwendung des Dampfes zu Reise- und Verkehrszwecken. Durch diese wurde die unwissende Verachtung zerstört, welche ein Volk so geneigt ist, gegen ein anderes zu nähern — welche aber schwinden muß, sobald durch den erleichterten Verkehr die Völker Gelegenheit haben, einander näher kennen zu lernen.

„Denn von allen Ursachen des Völkerhasses," sagt Buckle in bezug auf das Angeführte, „ist Unwissenheit die mächtigste. Wenn der Verkehr zunimmt, nimmt die Unwissenheit ab und so vermindert sich der Haß. Dies ist der wahre Bund der Liebe und wiegt alle Lehren, die Moralisten und Theologen geben können, ohne den geringsten Eindruck auf die Menschen zur Verminderung der Kriege hervorzubringen. Aber ohne die geringste Übertreibung kann man behaupten, daß jede neue Eisenbahn, die angelegt wird; daß jeder neue Dampfer, der über den Kanal fährt, weitere Garantien für die Erhaltung des Friedens sind, welcher das Glück und die Interessen der gebildeten Nationen miteinander verbindet."

Buckle ist kein Träumer. Was er ausspricht, sind nicht fromme Wünsche, noch inspirierte Prophezeihungen, sondern das Rechnungsergebnis mathematisch aneinander gereihter Tatsachen. Es hat selten einen fleißigeren, gewissenhafteren Denker gegeben, als diesen. Er sucht aus der Masse der vorhandenen Erfahrungen seinen Stoff hervor und experimentiert damit sozusagen vor den Augen seines Lesers, wie ein Physiker im Vortragssaal. Ein solcher ruft auch nicht nach Moralistenbrauch aus: „Ach, Wasserstoffgas mit Sauerstoff verbunden sollte Wasser geben — auch soll nach glaubwürdigen Traditionen dies sich schon zugetragen haben . . . hoffen wir und beten wir, daß es wieder so geschehen möge!" sondern er zeigt

einfach, daß dies „wie Sie hier sehen, meine Herren,“ unfehlbar so zutrifft.

Der Frieden ist ein Zustand, welcher aus dem Fortgange der Kultur notwendig sich ergeben muß. Zwar sind wir noch lange nicht an diesem Punkte angelangt und daher der experimentale Beweis etwas erschwert. Aber sobald der Beweis für eine eingeschlagene Richtung gefunden ist, so ist damit auch schon der Zielpunkt angegeben, denn wir müssen doch das Gesetz anerkennen, nach welchem eine sich vorwärts bewegende Strömung nicht leicht innehalten und noch weniger umkehren kann. Daß sich der Kriegsgeist im Laufe der Jahrhunderte fortwährend vermindert hat, ist eine historische Tatsache, daß eine fortwährende Verminderung endlich zu infinitesimalen Bruchteilen, die wir mit Null ausdrücken, führen wird, ist eine mathematische Gewißheit. It is a safe world.

Aber die Kulturformationen schichten sich mit derselben erhabenen und unermüdlichen Langsamkeit, mit welcher sich die Gebirge durch sedimentäre Ablagerungen aus den Wassern erheben. Zum geologischen Studium genügt kein Alpenspaziergang und zur Beurteilung geschichtlicher Gesetze genügt kein Durchblättern zeitgenössischer Parlamentsberichte. Die Natur arbeitet in großen Zügen und dabei mit so kleinen Werkzeugen, daß wir, um ihre Arbeiten zu erkennen, ganz von den Raum- und Zeitverhältnissen absehen müssen, die für unsern Wirkungskreis maßgebend sind. Die unendlich kleinen Ursachen entziehen sich unsern groben Sinnen, und die unendlich großen Wirkungen liegen außerhalb unserer kurzen Erfahrungen. Wir haben erst lernen müssen, unser Gesicht durch Instrumente zu schärfen, bis wir entdecken konnten, aus welchen mikroskopischen Bestandteilen die Riesenbauten der Erde aufgeführt, und um die Riesenbauten jener Anhäufungswerke zu beurteilen, haben

wir von der Spanne unserer persönlichen Erfahrungszeit absehen müssen und gedachte Epochen zu Hilfe nehmen, die nach Jahrmillionen zählen. Ebenso müssen wir auch — und das ist der Geist der modernen Geschichtsforschung — trachten, die geistigmikroskopischen Faktoren aufzufinden, welche in ihren unzählbaren Anhäufungen kulturhistorische Zustände bilden, und möglichst große Epochen ins Auge fassen, wenn wir den Lauf der Menschengeschichte betrachten wollen.

Auf die Frage angewendet, die mich gegenwärtig beschäftigt (das Prinzip des Friedens nämlich — Abschweifungen würden mich zu weit führen) findet die Theorie der unendlich kleinen Faktoren auch ihre Bestätigung. Dem unbewaffneten geistigen Auge müßte es nämlich scheinen, als ob der Geist des Friedens zu seiner Kräftigung und Verbreitung diejenigen Prinzipien und Gefühle gebrauchte, welche seine Wesenheit kennzeichnen, nämlich Menschenliebe, Gerechtigkeit, Sanftmut, Mitleid und dergl., aber die Erfahrung zeigt, daß ganz andere, mit den Interessen des Friedens scheinbar unzusammenhängende Motive — wie das von Buckle angeführte Beispiel von der Entdeckung des Schießpulvers — diese Interessen gerade am meisten fördern. So steht auch zu hoffen, daß einst die Erfindung von immer gewaltigeren Zerstörungsmaschinen, welche endlich imstande wären, mittels eines — was weiß ich — elektrodynamischen oder magnetischexplosiblen Apparats ganze Armeen auf einmal zu vernichten, dadurch die ganze Strategik aufheben und das Kriegführen überhaupt zur Unmöglichkeit machen werde.

Das Zusammenwirken und das Nebeneinanderwirken von unzähligen Motiven bringt ein Resultat hervor. Faßt man letzteres allein ins Auge, in seiner Gesamtgestalt und in seinen verschiedenen Aspekten, so entgehen einem dabei die unscheinbaren Bestandteile, aus welchen

es sich zusammengestellt hat. Allgemeiner Frieden als fertiges Resultat würde allerdings Sanftmut, Mitleid, Gerechtigkeit und Menschenliebe als charakteristische Züge aufweisen; aber diese wären nicht das Material gewesen, aus welchem der vollendete Bau sich aufgerichtet hätte.

Die geistige Chemie, deren Aufgabe es wäre, die Zeiterscheinungen zu analysieren und die geistigen Grundstoffe in ihren Vermischungen zu erkennen, nimmt noch keinen Platz unter den exakten Wissenschaften ein. Die Messungs- und Wägungsinstrumente für solche Experimente sind noch nicht erfunden, oder wenigstens nicht genug verfeinert. Diese Instrumente wären allenfalls strenglogischer Scharfsinn einerseits und umfassendes statistisches Vergleichsverfahren andrerseits. Einstweilen ist das Analysieren der Geschichts- und Kulturerscheinungen, der seelischen und gesellschaftlichen Zustände noch nicht im Schwange. Sobald ein Denker den Versuch wagt, an die psychischen Probleme dieselbe Methode anzuwenden, die in naturwissenschaftlichen Zweigen zu so klaren Ergebnissen geführt hat, so erhebt sich im Lager der sich „Idealisten" Benennenden ein entrüsteter Klageruf gegen solches „materielle", „prosaische", „pedantische" und „ketzerische" Eingreifen in ihr abgesondertes Gebiet. Sie verharren dabei, innerhalb der sich selbst gezogenen Grenzen alle ideellen Erscheinungen nicht in Erwägung ihrer Bestandteile, sondern in anbetracht ihrer Gesamtphysiognomie zu erklären. So zum Beispiel, wenn der Geist des Friedens — gewiß eine ideelle Erscheinung — ohne Rücksicht auf die vielfältigen, oft zur Friedensidee in Widerspruch stehenden stofflichen Einwirkungen, bloß durch die geistigen Merkmale der Liebe, Tugend, Milde u. s. w. erläutert würde. Wollte man behaupten, daß die Verbreitung dieser Eigenschaften einst den Weltfrieden zustande bringen könne, so wäre das ebenso, als würde man lehren, daß die Gebirgsketten sich aus Höhen, Steil-

heiten, Gipfeln und Tälern heranbilden. Wolkenragende Gletscher sind ein Aspekt der Alpen — aber gebildet haben sie sich aus Meeresschlamm, nicht aus eisigen Höhen. Und so wird sich der Frieden bilden aus sich überbietenden Geschützen, aus neuangelegten Straßen, aus aufblühenden Fabriken, aus Eisen-, Petroleum- und Kohlenminen und nicht aus Menschenliebe. — Wäre denn sonst unter allen zivilisierten Völkern das Ideal Bühlers und seiner Gesinnungsgenossen — zu welchen ich mich gern bekenne — nicht schon längst erreicht, wenn Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Friedlichkeit genügte, es zu verwirklichen? Wie viele gibt es noch unter uns, die an den Massenmorden der Kriege einen Gefallen finden? Gewiß keinen. Selbst die Feldherren nicht, selbst die Fürsten nicht — welche sich zwar an den Folgen der Siege, aber gewiß nicht an den Greueln der Schlachten freuen. Wenn sie zu Felde ziehen, so fühlen sie sich von den Umständen gedrängt, als Vollzieher schwerer Pflichten, aber nicht als kampfesfrohe, feindeshaßerfüllte Menschentöter.

Freilich kann mitunter persönliche Auszeichnungssucht — dieser natürliche, jedem Berufsmenschen innewohnende Trieb — die Gefühle der Abneigung gegen den Krieg ersticken und sogar eine gewisse Freude an den strategischen Künsten hervorrufen. Bei manchen — wie bei einem Napoleon I. kann die Ruhm- und Herrschsucht eine so gewaltige sein, daß das Elend von Millionen Menschen nur wie eine Unze wiegt in der Wagschale der eigenen Begierden. Er war es auch, Napoleon, welcher sagen konnte, als er die von Berthier überreichte Konskriptionsliste durchsah: J'ai donc dix mille hommes á dépenser par mois. Eine Aussage, welche an die Worte Shakespeares in Heinrich IV. mahnt: These words will cost ten thousand lives to-day."

Jeder einzelne Mensch, sei er nun Soldat oder Bürger, der seine Pflicht tut, verdient die Achtung seiner

Mitmenschen in dem Grade, als er eben dieser Pflicht nachkommt, verdient auch die Bewunderung, die seinen Erfolgen in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise gezollt wird. Daß überhaupt noch Kriege geführt werden, ist ein bedauerlicher Rest aus barbarischen Zeiten; aber da dies einmal der Fall ist, so könnte auch der friedliebendste Mensch, ich wette, Herr von Bühler selber, und wir alle daneben, nicht Kehrt machen, wenn wir in der Fronte eines festungsstürmenden Regimentes stünden. Die Sitten, Gesetze, Institutionen sind alte, arbeitende Riesenmaschinen, in deren Räderwerken wir unwiderstehlich verfangen sind, und unser persönliches Handeln kann nur von unserem Verhältnis zu dem uns unmittelbar berührenden Maschinenteil bestimmt werden, nicht aber von unserer moralischen Beurteilung des Gesamtwerkes. Am allerwenigsten können wir durch Widerstand, durch Rütteln an dem uns naheliegenden Rade das ganze Werk vernichten; — das Rad wird uns einfach zermalmen und dreht sich ungehindert fort.

Die verschiedenen Äußerungen, die seit neuester Zeit gegen den Krieg laut werden, sind wohl bezeugende, nicht aber lenkende Momente der Friedensbewegung. Vielleicht können sie im geringen Maße auch einen Beitrag bilden zu dem allgemeinen Vernichtungsprozesse, der die große Kriegsmaschine einst zerstören soll, aber eine aus so vielen Elementen zusammengesetzte, durch solange Zeit bestehende, allgemein verzweigte Institution kann nur durch eben soviele Zersetzungs- und Unterminierungselemente, welche sich ebensoweit verzweigen und ebenso langsam wirken, zum Falle gebracht werden. Die Langsamkeit des Wachstums und des Verfalls ist an so feste Gesetze gebunden, daß alle unsere zeitlichen Beschleunigungseingriffe erfolglos daran scheitern müssen. Unsere Handlungen und Worte haben nur die Kraft von Samenkörnern: Tausende darunter werden ganz verweht, manche

wuchern mit ungeheurer Vermehrungsgewalt weiter — aber immer ist es nur die Zeit, welche die Entfaltung der einzelnen Keime bewerkstelligen kann.

Und wir können es allenthalben keimen sehen, das holde Friedensprinzip. Unter Pickelhauben selbst treiben die kleinen Sprößlinge hervor; in der Torpedofabrik des Mr. Whitehead blüht es in Form von Kunstindustrie, welche ja eine seiner wichtigsten Varietäten ist. Es rankt an der Dichterleier empor, — denn während sonst die Barden zumeist Schlachtenlieder, geharnischte Sonette und dergl. sangen, beginnen unsere modernen Poeten Klagerufe über die Jammer des Krieges und begeistertes Lob auf Menschenliebe anzustimmen. Will Watson, der amerikanische „Zukunftsdichter", schildert mit solch rührenden Zügen das Elend der Krieger; ein moderner italienischer Poet besingt so glühend „il trionfo della pace; immer matter und in alternden Floskeln reimen die kriegerischen Sänger; immer beredter und flammender singen die jungen Friedensdichter. Auch dieses zählt zu den Zeichen der Zeit, welche die Bewegung der Geister nach der Richtung des Weltfriedens zugleich bezeugen und beschleunigen. Es wäre eine lohnende, schöne Aufgabe, eine Anthologie zusammenzustellen von all den in unseren Dichterwerken zerstreuten Friedensstrophen. Es gibt so viele gesammelte Schlachtenverse, soviel aufeinander gehäufte „Siegesbanner, Ahnenschwerter, Heldentode, Pulverwolken, blutige Morgenröten, gehütete Grenzmarken, Feindesleichen, Trommelwirbel, tapfere, kühne, kampfesfrohe, trutzigbiedere Brüderscharen, treue Schlachtrosse, auf Festungszinnen aufgepflanzte Siegesfahnen, triumphierende Doppelaare" und sonstige Requisiten der alten Bataillenkomödie — daß es auch einmal nicht schaden könnte, die Stimmen zu sammeln, welche die hinter jenen Theaterdekorationen versteckten Greuel von Haß und Tod und Pest und Verzweiflung anklagen und

die leuchtenden Gebilde des süßen Friedens besingen. So vereint würden diese Lieder in einen kräftigen Akkord zusammenklingen, welcher das Eintrachtsevangelium, das unsere Dichter ahnen, in weite Fernen hinaus verkünden sollte.

Unter solchen Gedichten ist mir auch folgendes — von Theodore de Banville — aufgefallen und im Gedächtnis geblieben. Es liegt ein so schöner tiefgeistiger Sinn darin. Der Dichter erzählt in den ersten Strophen, wie er einst an einem sonnigglänzenden Morgen auf einem gewesenen Schlachtfelde einen kleinen Vogel beobachtete, der sich am Rande einer geplatzten Granate setzte und daraus fröhlich das angesammelte Regenwasser trank. „Ach, ich verstehe," ruft der von dieser Szene ergötzte Beschauer und fährt also fort:

Je comprends enfin, ô prairie.
Sous ton beau ciel serein
Ceux qui font la rouge tuerie
Ne l'auront pas faite pour rien.

Je disais parfois, je l'avoue.
Pensant à ce qui nous est cher,
A quoi sert ce canon qui troue
Toutes ces murailles de chair?

A quoi bon tant de meurtrissures,
Et sous la mitraille de feu,
Toutes ces lèvres des blessures
Que l'on entend crier vers Dieu?

Guerre, il faut que tu me révèles,
Pourquoi tes coursiers en chemin
Foulent des débris de cervelles
Où vivait le génie humain.

Oui, je parlai ainsi, poète,
Ayant en souverain mépris
La bataille, sinistre fête
Mais à présent, j'ai tout compris:

Non, ce hideux massacre, où l'homme
Egorge l'homme sans remords,
N'était pas inutile, en somme,
Puisque les amas des corps morts,

Tant de dépouilles méprisées,
Ces pâles cadavres cloués,
A terre, ces têtes brisées,
Tous ses affreux ventres ouverts,

Aboutissent à quelquechose,
Car, s'éveillant, ô mes amis
Sous le regard de l'aube rose
Ce champs plein de morts endormis,

Ce charnier de deuil et de gloire,
Au souffle pestilentiel,
A la fin sert à faire boire
Un tout petit oiseau du ciel.

Ja . . . dazu war es gut, das ganze Schlächterfest: daß ein kleiner Vogel aus der Bombe trinken konnte. Mit diesem Kontraste drückt der kriegsverachtende Poet so treffend das Mißverhältnis aus, welches zwischen den Opfern und den Resultaten der Kriege besteht. Freilich ist das fröhliche Vögelchen nur eine Illustration des dichterischen Gedankens. Aber wahrhaft auch die errungenen Ordensbänder, die Siegesberichte, die eroberten Provinzen, sind nur ein geringer Ersatz für das vergossene Herzblut, für die hufzertretenen Schädel, für all die Vernichtung und Zerstörung. Und wenn auch die Eitelkeit, der Ruhmestaumel, die eine der kriegführenden Parteien zu trösten vermag — was bleibt aber für die andere, die bei gleichen Opfern, gleichen Schmerzen auch noch die Demütigung davontragen muß; was bleibt ihr anderes übrig als der Trost des Racheschwörens? Die Gefühle, welche beide Gegner beim Anritt des Kampfes beseelen, müssen sich nach Entscheidung desselben

Luft machen — hier in Triumph, und dort in Haß. Damit ist dann glücklich ein Same zu einem nächsten Kriege gestreut. Die Erinnerung von 1870—71 wäre an sich genügend, die Franzosen zu einem Feldzug gegen Deutschland zu begeistern. Der Haß, der zwischen zwei gebildeten Nationen ein Unding ist, wird durch die Kriegsereignisse erst berechtigt. Es versteht sich von selbst, daß alles übermütige Siegesprahlen, alle Ausdrücke der Geringschätzung, alle Verleumdungen und dergl., die zu Kriegszeiten kursieren, wo sie nicht mit der Waffe gerächt werden können, als bittere Schuldposten in das Revanchebuch der Geschlagenen eingetragen werden. Zum Glück verblassen viele dieser Racheposten durch den Einfluß der Zeit; der Groll schreibt mit tiefschwarzen, aber sich leicht verflüchtigenden Zeichen.

In welcher Verlegenheit müßte sich doch der „Gott der Armeen" befinden, wenn er die gegenseitigen Wünsche erhören wollte, die von den beiden Feldgottesdiensten aufsteigen; ein Dank-Tedeum bleibt ihm schließlich auf jeden Fall gesichert, ob nun dort oder da der Sieg gefeiert wird . . .

Das Eingreifen der Gewalt zur Entscheidung des Rechts widerspricht so sehr dem allgemeinen Rechtsgefühle, daß ein solches Eingreifen, wo es in Privatangelegenheiten auftritt, sofort geahndet wird. Schon das Duell verfällt dem Gesetz und ist im Aussterben begriffen; Familienfehden, die sonst durch mehrere Generationen sich forterbten und zwischen zwei Häusern Mord und Verfolgung zur Ehrenpflicht einsetzten, sind überhaupt schon verschwunden; nur zwischen zwei Nationen, die einander nichts zu Leide fügten, die sich keinerlei Haß weihen, wird noch manchmal ein Riesenzweikampf anbefohlen. Alles, was sonst in vereinzelten Fällen als schweres Verbrechen gestraft und gemieden wird, wird plötzlich zum Gesetz erhoben: Mord, Raub, Brandlegung,

Zerstörung wird zur Pflicht gemacht. Dagegen muß sich jedes aufrichtig in sich gehende Gemüt sträuben und es bleibt dem zivilisierten Manne, der zu Felde zieht — abgesehen von der Freude an den ihm möglicherweise erwachsenden Auszeichnungs- und Beförderungsvorteilen — nur der Trost: „Es muß sein.“ Allerdings es muß so sein, denn wenn es nicht sein müßte, so wäre es nicht. Tun wir also getrost unsere Pflicht. Aber bei dieser Behauptung, daß Kriege notwendig seien, wird eines nur verwechselt. Das „Muß“ wurzelt nicht in der Berechtigung des Kriegführens selbst, nicht in einem Naturgesetze, welches unaufhaltsam Mensch gegen Mensch treibt, sondern entspringt einem andern allgemeineren Gesetze, nach welchem nämlich alles aus alten Zeiten Herübergekommene, wenn es gegenwärtig auch ganz unberechtigt ist, so feste und weitverzweigte Wurzeln geschlagen hat, mit so vielen Lebensbedingungen verwachsen ist, daß es, solange eben seine Wirkungskraft währt, auch wirken muß. Der Kriegszustand ist eine von der Menschheit in ihren Anfängen durchgemachte Lebensfunktion und noch sind die Organe derselben tätig und werden erst absterben, bis sie in ihrer Umgebung immer weniger und weniger Nahrung und immer geringere Gelegenheit zur Übung finden werden.

Meine Zuversicht geht sogar weiter. Ich bestreite nicht nur, daß es immer Kriege geben müsse, sondern ich bin vielmehr überzeugt, daß deren einstiges Aufhören durch ein dringendes „Muß“ verbürgt ist. Alles strebt nach Gleichgewicht. Gerechtigkeit ist aber das Gleichgewicht der Tatsachen. Das Ungerechte kann erstehen, aber bestehen kann es nicht. Diesem Gesetze gemäß haben wir — in der kurzen Epoche unserer geschichtlichen Erfahrung — schon nacheinander viele scheinbar noch so befestigte Institutionen schwinden sehen: Sklaverei — Religionsverfolgung — Torturgericht u. s. w. — Warum

sollte der Krieg allein — dieses Kompendium von Ungerechtigkeiten — widerstehen können? Unmöglich.

Jede soziale Einrichtung, die sich mit einem Organismus vergleichen läßt, ist aus einem Rechtsgedanken hervorgegangen. Die Überzeugung, daß etwas „recht“ sei, ist sozusagen der Lebenskeim der meisten Sitten und Gebote. Den eigenen Herd verteidigen gegen den Einfall des Räubers — sei dieser nun Höhlenbär, Tiger oder Mensch — ist jedenfalls ein Recht, und dieses war die Wurzel aller Kriege. Die einzig seligmachende Religion durch jedes Mittel zu verbreiten ist eine gerechte Sache — denn was gilt das bißchen Erdenleid gegen die ewige Seligkeit? Dieser Gedanke kann als die Wurzel aller Ausschreitungen der Unduldsamkeit betrachtet werden. Da nun aber die Entwickelung der Menschenvernunft den Zweifel an die „Alleinseligmachung“ geweckt hat, so wurde dieser Zweifel zum Vernichtungskeim des ganzen, aus der Intoleranz hervorgeblühten Verfolgungssystems. Ebenso können wir annehmen, daß auch am Kriegsorganismus schon die Vernichtung nagt, denn das Überfallen des eigenen Herdes durch Räuber hat aufgehört, zwischen gebildeten Nationen ein Verteidigungsgrund zu sein, da der Entwickelungsgang derselben offenbar nicht nach Bestreitung, sondern nach Vereinigung aller Interessen strebt. Wenn einmal im öffentlichen Bewußtsein eine Sache als unrecht erkannt ist, so geht sie ihrer vielleicht langsamen, aber sicheren Auflösung entgegen. Recht und Unrecht sind zwar an sich positive Gleich- und Übergewichtszustände der Dinge, aber die Unterscheidung des Rechts hängt von dem Grade der Intelligenz ab, daher in der Unwissenheit, und in dieser allein, nicht im mangelnden Rechtsgefühle, die Ursache alles bestehenden Unrechtes zu suchen ist.

Einer nebelverscheuchenden Sonne gleich, steigt langsam und majestätisch das Licht des Wissens am Horizonte

der menschlichen Einsicht empor, und vor ihm fliehen alle Greuelgestalten, die im Finstern hausten. Die Menschenhekatomben, die schmutzgenährten Epidemien, die Foltern, die autokratischen Wüterichgewalten, die Glaubensverfolgungen, alles dies ward von jenen Sonnenstrahlen verscheucht und auch der Krieg, dieses mächtigste der Schreckphantome, wird den andern folgen.

Und wer wird wohl dem Kriege nachweinen? In seiner Todesstunde doch nur wenige. Denn er wird erst dann sterben, bis er keine Ursache mehr haben wird zu sein. Heute würde sich wahrscheinlich noch ein Riesenschmerzensschrei erheben, wenn der Kriegsgott von seinem Piedestale fiele. Seine Priester, seine Sänger und seine Anhänger würden glauben, daß mit ihm auch all die schönen Dinge verloren wären, mit welchen der grause Gott sich zu schmücken liebte: Lorbeer, Ehrensterne, Siegeskronen, — und daß alle edlen Gefühle und Tugenden absterben müßten, die in seinem Dienste geglänzt haben: Aufopferung, Begeisterung, Loyalität, Ehrgeiz und Mannesmut.

Die Kurzsichtigen! Für e i n Feld der Ehre gibt es zehn. Während es in alten Zeiten — oder auch gegenwärtig bei wilden Völkern — nur e i n e Gelegenheit der Auszeichnung gab, die des Krieges, erwachsen jetzt täglich neue Möglichkeiten des Lorbeerpflückens. In Technik, Kunst, Wissenschaft, Wohltätigkeit, überall winken dem Ehrgeiz schönere Ziele als auf den Schlachtfeldern. Ich wollte lieber Edison heißen, als Hannibal, lieber Peabody als Radetzky, lieber Newton als Wellington. Einst hat auch die Geschichte, als die Historiker selbst vom Kriegsgeiste beseelt waren, den größten Ruhmeslärm um die Kriegshelden geschlagen, und der durch Jahrhunderte zu uns herüberschmetternde Klang hat den Wahn geschaffen, daß die Kriegstaten die höchsten und wichtigsten seien. Aber auch das wird anders werden. Die modernen Ge-

schichtschreiber. die Jünger Buckles, Comtes, Scherrs werden bedeutendere Taten ihrer Zeitgenossen, als deren verschiedene Gefechte und Bataillen verzeichnen; Taten, von welchen die Spuren nicht durch das nächste Gefecht, die nächste Bataille wieder verwischt werden, sondern die in der nachkommenden Zeit fortwirken, stets sich mehrend und fruchtbringend; so werden dann nicht mehr bloße Militärchroniken, Hofintriguen und Konzilsdisputationen in den Geschichtsbüchern geschrieben stehen, sondern eine gewissenhafte Aufzeichnung der Kulturelemente, eine Biologie der Menschenentfaltung. Und daß heutzutage in Sachen der Kultur den Kriegen nur eine negative Wichtigkeit zukommt, insofern dieselben als Hemmnisse dem Entwicklungsgang entgegentreten, versteht sich wohl von selbst. Die fördernden Elemente der Zivilisation werden es sein, welchen man fortan die größte Wichtigkeit, mithin den größten Ruhm, zuerkennen wird. Die Entdeckungen der Wissenschaft, die Erfindungen der Mechanik, die Vereinsbildungen der Philanthropie, die Zivilisationsbestrebungen auf fernen Kontinenten: das werden die Ruhmestaten sein, deren Chronik die verschiedenen Schlachtenberichte überleben wird. Für Aufopferung, Begeisterung und Mannesmut gibt es auf allen diesen Gebieten, Gott sei Dank, auch genügendes Feld. Tapferkeit ist eine schöne Sache, wer wollte es leugnen? Wer sich rettend durch die Flammen eines brennenden Hauses stürzt, verdient gewiß viel Lob; — ob es auch darum angezeigt wäre, zeitweise unsere Häuser willkürlich in Brand zu stecken, um dem Rettungsmut eine Entfaltungsmöglichkeit zu geben (so wie die hinausgesandte Kriegserklärung der Armee Gelegenheit gibt, sich tapfer zu zeigen), das will mir nicht ganz einleuchten. Für den Mut würde es in Zeiten allgemeinen Friedens überhaupt nicht an Prüfsteinen mangeln. Das Bekämpfen der Elemente, welche uns oft feindlich gegenübertreten,

das Bekämpfen der Krankheiten und des Elends fordert auch seine Helden. Berge sprengen, Dämme bauen, Feuer löschen, Spitäler besuchen, heilen, helfen, — das sind wohl nicht feige Taten. Zu kämpfen gibt es immerhin genug, ohne sich untereinander auf Kommando zu schlagen. Krankheiten, Überschwemmungen, Lawinen, Elend, Wahnsinn, wilde Tiere — und wilde Menschen — das sind alles Feinde, gegen welche sich zur Wehr zu setzen, gar viel Kampfeslust befriedigen kann.

Nur solche Kämpfe sind gerecht, deren Siege aus einem positiven Gewinn bestehen, welcher nicht durch einen ebenso positiven Schaden aufgehoben wird. Wenn z. B. durch Bekämpfung der Pestepidemie dieselbe unterdrückt wird — wie dies 1879 in Wetljanka mit intertationalem Dazutun geschah — so ist das ein positiver Siegesgewinn, der niemanden zu Schaden brachte. Wenn aber eine Milliarde in einem Lande gewonnen wird, dabei jedoch aus dem andern Lande geholt werden muß, so ist der Gewinn nur illusorisch — oder doch zum mindesten ebenso ungerecht, als wenn ich ein Goldstück aus Johanns Tasche in die meine praktiziere. Ein brachgelegenes Stück Landes auf einer unbewohnten Insel, das sich eine Kolonie urbar gemacht hat, ist ein positiver Gewinn, und daher als Beute wohl die gefahrvolle Meerfahrt lohnend, aber eine Provinz, welche nun auf den Landkarten mit grüner statt mit roter Farbe bemalt werden soll, die bietet keine reelle Errungenschaft, denn wenn sie auch des Siegers Anteil wurde, so fehlt sie doch in des Besiegten Schatze, gerade so wie Johanns Goldstück in seiner Tasche gefehlt haben würde, wenn ich mir dasselbe geraubt — oder will sagen — erobert hätte. Der Nutzen des einen, der auf dem Schaden des anderen beruht, widerspricht so sehr allem Rechtsgefühle, daß unzählige Gesetzparagraphen gegen solche Nutzgewinnung gerichtet sind. Auch im Handelsgeiste hat sich die Tat-

sache bewahrheitet, daß der Gewinn einer kontrahierenden Partei durchaus nicht von dem Verluste der anderen abhänge, sondern daß im Gegenteil nur das ein Geschäft zu benennen sei, wobei beide Beteiligte Vorteil haben; sobald der eine oder der andere zu Schaden kommt, das ist „übervorteilt" wird, so heißt die Transaktion nicht mehr Geschäft, sondern Betrug.

Die durch den Krieg zwischen zwei gleich zivilisierten Nationen zu erreichenden Erfolge können niemals zu dem allgemeinen Kulturwohl einen positiven Gewinn beitragen. Denn ob jenes Stück Landes dort oder dahin gehört; ob jene Generale avancieren und Großkreuze bekamen und jene anderen vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, das kann doch für die Allgemeinheit unmöglich ein Vorteil sein. Wohl ist aber der Schaden auf beiden Seiten der Kämpfenden und in seinen Nachwirkungen auch für die neutralen Nachbarn von positivem Gehalt. Die vernichteten Arbeitskräfte, die gehemmte Industrie, die zerstörten Bauten und Kunstsammlungen, die aus den Kadaveranhäufungen sich notwendig entwickelnden Miasmen; alles dies bringt unleugbare, mathematisch sichere und allgemein nachwirkende Verluste, die in keinem Verhältnis zu den einzelnen Gewinnen stehen.

Der Feldherr, welcher glücklich eine Festung erstürmt hat, — irgend einen unbedeutenden Steinhaufen, welcher bei Unterzeichnung des diplomatischen Friedensvertrages vielleicht wieder geräumt werden muß; oder auf dessen Zinnen beim nächsten Feldzug wahrscheinlich wieder eine andere Fahne weht — sollte zu seiner Siegesdepesche „Ardahan, — oder Kars, oder Metz, oder Olmütz, oder wie das Bollwerk heißen möge — liegt zu den Füßen Ew. Majestät" auch im Nachsatze sagen: „Unter einem habe ich zehn Gros Typhusmiasmen und ein paar Dutzend Cholerakeime bestellt; auch ist dem Lande bereits für kommendes Jahr eine gehörige Mißernte mit Hungers-

not zugesichert." Vielleicht würde dann die Siegesbotschaft doch nicht in allen „vaterländischen Gauen" mit so freudigen Dankgottesdiensten gefeiert werden.

Wenn mein Nachbar, Graf R., mit welchem ich neulich im Geiste über Fortschritt gestritten habe, mich hörte, würde er mich wohl wieder anarchischer Gefühle zeihen und sich im Namen der ganzen Armee für beleidigt erklären. Er hätte wahrscheinlich nicht verstanden, daß meine summarische Verurteilung eines Systems durchaus nicht die Vertreter eines von diesem Systeme hervorgerufenen Standes in sich begreift. Bin ich doch selbst der Sohn eines Feldmarschallleutnants des österreichischen Heeres und habe ich doch im Jahre 1866 als Freiwilliger in Böhmen mitgefochten. Die Geringschätzung der Soldaten muß mir daher ferne liegen. Meine braven, armen österreichischen Brüder, die ich neben mir fallen sah — und meine braven, armen deutschen Brüder, die drüben in den Feindesreihen fielen — und meine braven Menschenbrüder alle, die ihr auf französischen und russischen und italienischen Schlachtfeldern geblieben seid — vor euch allen senke ich grüßend den Säbel. Euer Andenken, das Andenken eures tapferen Opfertodes wollte ich mit keinem Schatten eines mißachtenden Gedankens beleidigt haben, — aber die barbarische Sitte, deren zwingende Gewalt uns gegeneinander entfesselt und uns so menschenunwürdige Pflichten auferlegt, von dieser kann ich laut bekennen, daß sie mich mit Abscheu füllt.





Elftes Kapitel.

Pause. — Träumerei und Traum. — Nichtsgedanken.

Das war eine langatmige Abhandlung! Ich bin wahrlich müde davon und muß mir als Ruhepunkt ein Kapitel gönnen, das ich mit nichts ausfülle. Das heißt mit nichts Geordnetem, Verbundenem . . . ein einfaches Fallenlassen der Gedankenzügel.

Ich bin ja mit mir allein. Ob ich nun beim Kamin sitze und in die Flammen schaue; oder hier am Schreibtisch und in die eigene Seele blicke; ich kann mich ja ungehindert jenem bequemen Zustand hingeben, welcher für den Körper in einem pantoffelbehaglichen Fauteuil-Zurücklehnen und für den Geist in einer ziellosen Träumerei besteht. Halb Schlaf, halb Dichtung, halb Blödsinn . . . Sehnsucht nach man weiß nicht was, Vorstellungen von nie gesehenen Dingen, Lauschen einer aus Empfindungen tönenden Musik, ein Wiegen und Schaukeln auf rhythmischen Nichtsgedanken. Freilich läßt sich da schwer mit Worten — diesen Reptilien — nachkommen, wenn sich die Gedanken — diese Äthervögel — in die Phantasiegewölke erheben. Das wogt und zittert und kreiset, ein phosphoreszierender Atomentanz . . . Das hat alles keine Namen; es hat auch keine sinneswahrnehmbare Kundgebung; es leuchtet nicht, es klingt nicht,

es denkt sich nur. Vergebens träte die Frage „was?" an diese Mikroideen heran. Sie sind, aber was sie sind, das sagen sie nicht ... vielleicht die Embryonen noch ungeborener Begriffe? ...

Von der Träumerei zum Traume ist's nicht weit. Wenn in der ersteren den Gedanken bloß willkürlich die Zügel gelockert werden, — im letzteren gehen die Dinger wirklich durch, jeder Lenkung, d. h. der Lenkung des bewußten Willens, ledig. Das ist dann ein wirres Rasen. Es ist gar nicht möglich, mit den wachenden Begriffen nur zu verstehen, was die träumenden Gedanken ersinnen. Ich weiß nicht, ob dies bei anderen Leuten auch so der Fall ist, aber mein Träumen hat solch ein bizarres Denk- und Empfindungsverfahren, daß ich im wachen Zustand keine adäquaten Vorstellungen — viel weniger Worte — dafür finden kann. Während des Einschlummerns oder in etwas unruhigen Nächten, wo ich mich öfters erwachend von einer Seite auf die andere wälze, dabei von irgend einem unübersetzlichen Bewußtsein erfüllt, habe ich dieses Phänomen beobachtet; aber bin dann nie imstande gewesen, mir nachher im vollen Wachen die ganze Empfindung wieder zu vergegenwärtigen. Ich erfasse es wiederholt im Halbschlaf, daß die mich befangende Idee ein Unsinn ist, ein Unbegriff — aber in der nächsten Sekunde werde ich wieder davon durchdrungen. Das zuletzt gelesene Buch, eine abends gehörte melodische oder gesprochene Phrase spielt meist eine vorwiegende Rolle in diesen Wahnbegriffen; aber so verkehrt, so mit andern entgegengesetzten Dingen vermengt, daß es gar keine wesentliche Bedeutung mehr hat. Es wird mir schwer ein Beispiel anzuführen, denn Worte gibt es nicht für diese Mischprodukte untereinander gerüttelter Gedanken; doch ungefähr z. B. so: Ein aus Zündhölzeln geschriebener Brief, welcher auf dem Nachttisch nach der Melodie des Faustwalzers sich selbst liest,

ist zugleich identisch mit einem leisen Schmerze in meiner Kniehöhle, und meine Decke m u ß hinaufgeschoben werden, um die vom Plafond herabhängende Schachaufgabe zu lösen . . .

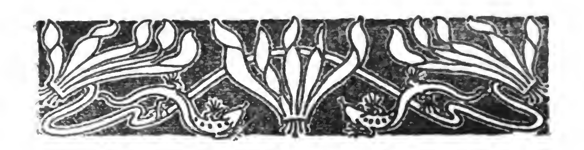
Ich erkläre mir das folgendermaßen: Die im Hirne flatternden losen Gedanken und Eindrücke kreisen so furchtbar schnell untereinander, daß sie ganz unfaßbare Figuren bilden. Das wache Verständnis, und zumal die Sprache sind gewohnt, nur die zusammengehörigen Dinge zu gruppieren, zu begreifen und auszudrücken. Die im Traume zusammengeworfenen Ideen jedoch entziehen sich dem Worte, wie sich etwa ein geschütteltes Kaleidoskop der photographischen Aufnahme entzöge. B e w e g u n g ist das große Losungswort der ganzen körperlichen und geistigen Erscheinungswelt; und so finde ich sie auch in meinem wirren kleinen Traumreich wieder, diese Allursache der Dinge. Die Ideen, welche in ordnungsmäßiger Zusammengehörigkeit sich aneinander reihen, bilden die vernünftigen Begriffe des wachen und gesunden Geisteszustandes; die Ideen aber, die aus ihren Formen gelöst, in moleküler Freiheit untereinander schnellen, die entsteigen dunstgleich unsrem schlafenden Hirn als Träume, oder unserem gestörten Geist als Wahnsinn.

Wie kommt es, daß wir jene Augenblicke, in welchen das denkende Ich sich nicht selbst beschaut, lenkt und erkennt, nicht zu unserem Leben rechnen, obgleich alle übrigen Lebensfunktionen dabei doch in ununterbrochener Tätigkeit verbleiben? Ist das nicht ein Beweis, daß das Bewußtsein, das sogenannte „Selbst“, eine höhere Potenz des Lebens ist, als das einfache Lebendigsein? Auch die biologischen Erscheinungen haben ihre Stufenleiter. Sie beginnen bei der atmenden Pflanze, bei dem Strahlentierchen und gipfeln in dem menschlichen „Ich bin“. Da wir aber von keiner Stufenleiter die letzte Sprosse sehen, so muß es auch hier noch eine höhere und höchste

Lebenssteigerung geben. Etwa das, was die indischen Weisen ahnten, als sie vom „atman“ lehrten, vom allumfassenden subjektiven „Selbst“, in das sich zu vertiefen als das Ziel der Glückseligkeit galt ... Oder dasjenige, das auch wir bloß ahnen ... das wir in Sehnsucht und Ehrfurcht nur mit einem gestammelten Namen nennen: — Gott ...

Aber wohin versteige ich mich? Ich wollte dieses Kapitel mit „nichts“ füllen und nun bin ich bei dem Gegensatze des „Nichts“ angelangt, bei dem welterfüllenden Alles. Atman und Nirwana liegen eben nebeneinander. Der Träumerei steht ja die ganze Welt offen. Freilich nur eine Welt, die um den Mittelpunkt des eigenen kleinen Ichs zu kreisen scheint — doch was da alles vorüberwirbelt im bunten Gewühle: schwebende Gestalten — Fabelländer ... und ein Sehnen, Fragen — ein unbestimmtes Wissenwollen — ein glühendbanges Geliebtseinwollen ein, ... nein, das schreibt sich nicht. Da lehnt man den Kopf an die Schlummerrolle zurück — schließt die Augen — lauscht seufzend dem eigenen Herzschlag — und läßt die Feder sinken ...





Zwölftes Kapitel.

Meine Bibliothek. — Das Werk der Kritik. — Klassikerkultus. — Aktualitätspassion.

Beim Inventieren meiner seelischen Besitztümer muß ich doch jener Goldgruben gedenken, aus welchen mir mein klarstes Einkommen zugeflossen ist, aus welchen mir noch immer neue Schätze zu heben bleiben: ich will sagen — meine lieben Bücher. Dieses Kapital kann ich natürlich nicht als mein eigen rechnen, aber ich freue mich des Nutzgenusses. Schließlich ist ja doch alles, was ein einzelner weiß und denkt, nur die geistige Besitznahme von einem kleinen, verschwindend kleinen Teil der Interessen, welche das Gesamtkapital der allgemeinen menschlichen Geistesschätze abwirft. Und wie wenigen nur unter uns ist es gegönnt, zu dem Universalreichtum eine Münze eigener Prägung zuzufügen!

Jedes Buch enthält die konzentrierten Reflexe aller Bücher, die dessen Autor je gelesen hat. Da diese letzteren ihrerseits auch wieder aus solchen Reflexen bestehen, so breitet sich die Verwandtschaft eines jeden Werkes auf dem ganzen Literaturgebiete aus und dessen Abstammung reicht bis zu der ersten beschriebenen Pergamentrolle zurück.

Meine teure, kleine Bücherei! Da steht sie dicht zu

meiner Linken, neben dem Schreibtisch. Da ist übrigens auch nicht viel Ordnung noch System zu finden. Weder Rangordnung noch Zusammengehörigkeit — einfach eine zwanglose Gesellschaft geladener Freunde. Denn hier sind nur meine Lieblingsbücher und nur solche, die ich wirklich lesen, oder wieder lesen will. Ich habe noch wo im Hause eine Bücherkammer, hochklingend Bibliothek genannt, dort kommen alle gedruckten alten Honoratioren hin, und der ganze Vorrat vom ererbten, gelegenheitsgekauften, geschenkten, zugesandten Büchern und Broschüren, Diktionären, Grammären, Zeitschriften u. s. w., welche sich im Lauf der Zeit in einem Hause anzuhäufen pflegen. Es sind auch sehr lesenswerte Werke darunter, aber Werke, von welchen das fortgesetzte Bewußtsein genügt, daß man sie besitzt und daß man sie später vielleicht — nächstens einmal — ganz gewiß bei Gelegenheit — auch noch lesen wird.

Ferner sind in dieser Bibliothek alle die Fachbücher zurückgelegt, welche eine stumme Chronik meiner durchgemachten verschiedenen Lebensrichtungen und Passionen bilden, Chemie, Mathematik, Gärtnerei, Schachspiel, Landwirtschaft, Maschinenbau, Handelswissenschaft, Heraldik, Zeichenschulen, Klavier- und Violinmethoden — — habe ich denn dies wirklich alles ergriffen, vom Wunsche beseelt, die Sache einmal gründlich durchzunehmen, oder gar von der Überzeugung erfüllt, jetzt meinen eigentlichen Beruf entdeckt zu haben? Fast scheint es so, denn wozu hätte ich mir sonst alle diese Werke in so umfassender Anzahl angeschafft? Das ist ein eigentümlich naiver Eifer, mit welchem man — wenn man für irgend einen Zweig menschlichen Wissens oder Könnens Interesse gefaßt hat — alle möglichen, in das betreffende Fach schlagenden Methoden und Schriften kennen lernen will und glaubt, daß mit Anschaffung eines massenhaften Materials schon der Hauptschritt in der neugewählten

Bahn gemacht sei. Aber wie man sich da irrt! Ja — alles, was auf einem gewissen Felde gelernt, erfahren und gearbeitet wurde, das ist wohl in dem Bücherpaket vollständig enthalten und sieht daher gar leicht und schnell zu bewältigen aus — aber welche Täuschung! Die Erfahrung, das Studium, die Arbeit vieler Jahre, deren Ergebnis in einem Oktavbande quintessenziert enthalten sein kann, — das mag wohl in wenigen Stunden gelesen werden; muß aber, um in den eigentlichen Besitz des Lesers überzugehen, von diesem ebensoviele Jahre durchstudiert, durchgearbeitet und womöglich von außen durcherfahren werden.

Nun, wenn ich den Inhalt jener behufs gründlicher Durchnehmung angeschaffter Fachbücher mir zu eigen machen wollte, brauchte ich, gering gerechnet, nebst einer Anzahl aufgehäufter genialer Anlagen, etwa siebenunddreißig Menschenleben dazu. Es ist wirklich schade, daß wir nur so kurze Zeit leben im Verhältnis zu der Arbeit, welche der sich immer vermehrende Lernstoff um uns ansammelt! Freilich bliebe bei einer durchschnittlichen Erhöhung des Lebensmaßes jenes Mißverhältnis zwischen Zeit und zu bewältigendem Wissensvorrat immer dasselbe. Denn wenn nun plötzlich zweihundertneunzigjährige Gelehrte und vierhundertjahralte Forscher ihre Erfahrungen in klafterdicke Enzyklopädien niedergeschrieben hätten, so würden die armen Schüler auch nur mit großer Mühe nach ihrem hundertsten Semester ihre Maturitätsprüfung ablegen können. „Kaum hundertachzig Jahre alt“ würde man von einem fleißigen Studenten sagen „und schon zum Doktor promoviert! — Der Junge kann es weit bringen!“

Einstweilen lasse ich denn meine Fachbände im großen Bibliothekzimmer unter ihrer leichten Staubschichte ruhen und kehre hier zu meinem vertrauten kleinen Bücherregal zurück. Die Titel und die Autors-

namen wollte ich einfach ablesen und zu jedem dieser Bücher — die mir soviel sagten — nun auch ein paar Worte sagen. Nicht etwa eine Kritik soll das werden, sofern man nämlich unter Kritik das Richteramt versteht, welches über seinen Gegenstand einen Urteilsspruch fällt. Solche Kritik sollte überhaupt der einzelne nur mit Vorsicht wagen, denn kraft welcher Autorität kann sein gefälltes Urteil endgültig sein? Wer fühlt sich groß und gerecht genug, um den eigenen Geist zum Richter über andere Geister zu erheben?

Die Werke der Kunst unterstehen einem allgemeinen Geschworenengericht: erst die Ballotage der Mit- und Nachweltstimmen ergibt das richtige Verdikt.

Versteht man aber unter Kritik nicht einen Entscheidungsspruch, sondern einfach die aufrichtige Äußerung des gehabten Eindrucks, dann ist zu Kritik in solchem Sinne wohl jeder Einzelne vollkommen berechtigt; denn es ist doch ganz natürlich, daß jeder, ohne Rücksicht auf das Verhältnis, in welchem seine Urteilsfähigkeit zu dem Beurteilten steht, sagen darf: „Ich denke darüber so und so — es gefällt mir oder es gefällt mir nicht,“ oder auch „ich verstehe es oder ich verstehe es nicht.“ Würde der Eindruck auch verschwiegen werden, er wäre ja doch gewesen. Ob richtig oder falsch, der Eindruck ist reell und hat somit ein Recht auf Äußerung. Ob auch ein Recht auf Beachtung, das ist wieder eine andere Frage. Autorität in kritischen Aussprüchen sollte nur den schärfsten und unparteiischesten Geistern zuerkannt werden. Wenn einer aufrichtig sagt: „Goethe scheint mir schwachsinnig,“ so kann man diesem Kritiker keine Lüge vorwerfen, denn es ist ja wirklich so: Goethe scheint ihm schwachsinnig. Dem Geiste Goethes geschieht aber durch diesen Ausspruch kein Eintrag, denn letzterer trägt in sich doch keine andere Beweiskraft, als daß der Sprecher selbst schwachsinnig ist. Jene allgemeine Jury, die ich

meine, aus welcher die wahre kritische Entscheidung von selbst hervorgeht, ist eben die Ansammlung aller individuellen Meinungen, aller verschiedensten in dieselbe Urne zusammengeworfenen Ansichtsäußerungen, welche sich untereinander bekämpfen. Die Aussprüche der Schwachsinnigen gehen da als Krüppel ihrer Gattung natürlich zugrunde, auch wenn sie in der Überzahl sind; die Aussprüche der Scharfsinnigen vermehren sich und breiten sich aus; der Tadel erstickt das Lob, oder das Lob erstickt den Tadel, je nach der innern Berechtigung dieser beiden Streitkräfte, und so wird schließlich, von den Schmähungen oder Lobhudeleien der einzelnen Rezensenten ganz unabhängig, das zu beurteilende Kunstwerk nach seinem wirklichen Werte kritisiert. — Unter wirklichem Wert verstehe ich nicht so sehr die absolute Schönheit eines Werkes, als vielmehr dessen glückliche Adaptierung an die umgebenden Verhältnisse. Hier wie überall entscheidet die Umgebungssphäre. Ein Buch, das in einem gewissen Lande und zu einer gewissen Zeit ein ungeheures Aufsehen erregt, würde unter andern Umständen und in einer andern Epoche vielleicht ganz verschwinden. Nichtsdestoweniger bleibt dessen Ruf, sowie er eben ist, ein berechtigter und begründeter, weil die Rechte und die Gründe, welche diesen Ruf hervorbrachten, in Wirklichkeit existiert haben.

Gegen die Gerechtigkeit des Nachruhms erhebt sich leicht der Einwand, daß das über ein längst anerkanntes Werk kursierende Lob zu dem wirklichen Wert desselben nicht im gleichen Verhältnis steht, wie das Lob, welches einem neuen Werke gezollt wird. Wenn z. B. ein modernes Drama eine Lobgröße von — sagen wir — sechs Lobeinheiten aufzuweisen hätte (nach der heutigen Bestrebung überall Äquivalente in den Berechnungen einzuführen, erlaube ich mir, so wie man Wärmeeinheiten und Arbeitseinheiten annimmt, auch einen bestimmten

Kunstwert nebst dessen Kritikäquivalent anzunehmen), so finden wir für dasselbe Wertgewicht bei Shakespeare eine Lobgröße von — sagen wir — sechshundert Lobeinheiten vor. Dadurch ist keineswegs der Beweis zu führen, daß der Shakespearische Wert spezifisch schwerer wiegt, als der moderne, noch läßt sich darum dem kritischen Vorurteil vorwerfen, daß es in diesem Falle einen Rechenfehler — eine durch zwei Nullen ausgedrückte Ungerechtigkeit — begeht, — sondern man muß da in Betracht ziehen, daß das Lob — wie so viele andere Dinge, z. B. eine Lawine — eine accelerierende und accumulierende Bewegung hat, so daß demnach ein seit dreihundert Jahren gelobter Künstler natürlich eine Anerkennung besitzt, die zu dessen Werte in einem ganz andern Verhältnis stehen muß, als die Summe des Lobes, welche ein Zeitgenosse bei gleichem Verdienstwert errungen haben kann. Zu den Stimmen der Kenner gesellen sich im Lauf der Zeit die Stimmen der Nachsprecher; es entsteht die Berühmtheit, endlich die Klassizität; das Lob der Massen wird dann so gewaltsam mit immer steigender Kraft fortgerissen, daß sich um die Namen der sogenannten Klassiker förmliche Bewunderungslawinen bilden. Wenn man erst ein genaues Meßinstrument für die Kritik gefunden hätte, und imstande wäre zu berechnen, um wieviel mit den Quadraten der Entfernung die Lobkraft sich steigert, so könnte man von dem scheinbaren Mißverhältnis zwischen Wert und Lob abstrahieren und es ergäbe sich doch immer wieder ein kritisches Fazit von mathematischer Gerechtigkeit.

Die Beurteilung einer künstlerischen Persönlichkeit, wie sie als Resultat von tausend und abertausend Urteilen sich ergibt, erscheint, sobald sie von einem Kunstkritiker resümiert vorgetragen wird, wie ein Ganzes, welches aus dem kritischen Sinne des jeweiligen Beurteilers fertig hervorgegangen ist, und ebenso fertig in

den Sinn seiner Hörer oder Leser übergehen soll. Aber das ist eine Täuschung. Und diese Täuschung ist es, welche die Rezensenten zum Ausspruche einer endgültigen Totalbeurteilung neuer Kunsterscheinungen verleitet, da sie wähnen, ihre Kritik könne mit voller Wirkungskraft dem beurteilten Werke den ihm zugedachten Platz in der allgemeinen Meinung anweisen. Doch vermag jeder einzelne Kritiker nicht mehr, als ein oder mehrere Meinungsatome in den großen Kampf zu senden, aus welchem dann als Ganzes die sogenannte „allgemeine Meinung" hervortritt, die keine sichtbaren Spuren der Atome mehr zeigt, aus deren Anhäufung sie sich zusammengesetzt hat.

Ich möchte kein Kritiker sein, — es ist ein gefährliches Amt. Da sagt man ganz aufrichtig von einem anfangenden Literaten, „der arme Mensch ist ein Stümper," und siehe da, nach ein paar Jahrzehnten stellt sich heraus, daß es ein Dichterheros war, und man wird samt seiner Kritik unter dem Marmor des neuenthüllten Denkmals zermalmt. Oder man begrüßt ein junges auftauchendes Genie, spricht ihm Weltruhm und Lorbeerkronen zu — und nach einiger Zeit ist der Name des so Gepriesenen ganz vergessen. Beispiele von solchen Fällen ließen sich wohl aus den meisten Künstlerbiographien anführen. Und dies gilt nicht nur mit Bezug auf Winkelrezensenten — die größten Geister sind bei Beurteilung anderer Geister solchem Irrtum ausgesetzt. Das Urteilen geschieht so spontan, so unwillkürlich und leicht, daß es erst einer nachträglichen Überlegung bedarf, die Richtigkeit desselben zu bezweifeln und nach dessen Entstehungsmotiven zu forschen. Wir schlagen die Augen auf und sehen den Sternenhimmel. Mit diesem Blick haben wir auch schon eine Vorstellung in uns aufgenommen und ein Urteil darüber gefällt. Ebenso öffnen wir ein Buch: das geistige Auge erblickt und beurteilt

den Autor. Aber so wenig wie wir dort alle Sterne wahrgenommen, konnten wir hier alle Eigenschaften des Autors erfassen. Es hängt in beiden Fällen von unsrer physischen und geistigen Sehkraft ab, inwieweit unsere Vorstellung der gegebenen Wirklichkeit nahe kommt. Und so gibt es gar viele absprechende Kritiken großer Leistungen, welche bei aller Aufrichtigkeit nicht mehr Wert haben, als etwa die Ansichten eines Maulwurfs über Sonnenflecken. Vor meiner eigenen Kritik habe ich ein besonders scheues Mißtrauen, denn ich habe es so oft erlebt, daß ich ein Buch, ein Bild, eine Oper herzlich nichtssagend fand und später, bei gereifterem Sinne, oder nach tieferem Eingehen in die Sache, deren Schönheiten erst auffaßte — und einsah, daß mein abgeurteiltes Objekt nicht „nichtssagend", sondern ich einfach „nichtshörend" gewesen.

Urteil ist ein Reflex. Die Kritiker kommen mir vor wie lauter kleine Spiegel, die sich geschäftig um eine große Lichterscheinung gruppieren und anmaßend ihr zurückgeworfenes Bildchen der Welt zeigen: „— Seht her — so sieht jene Erscheinung aus." Nun gibt es aber unter diesen Spiegelchen nicht nur glatt polierte, sondern auch matte, eckige, trübe, mitunter recht verzerrende Scherben. Ich werde mich also hüten, von euch, ihr großen Geister, die ihr mein Bücherregal ziert, zu sagen: „So seid ihr beschaffen," ich kann nur sagen: — „So seh' ich euch." Das kann mir niemand wehren — ich gebe damit nicht euch, sondern nur mich selbst dem allgemeinen Urteil preis.

Ich fange nunmehr an mit der Revision meiner Bücherei. Im ersten Fach von oben — freilich etwas hoch oben, so daß mir die Bände nicht ganz beqeum zur Hand sind — die deutschen Klassiker. Goethe, Schiller, Wieland, Lessing u. s. w. Natürlich habe ich sie alle gelesen . . . aber ich sollte sie wieder lesen. Es ist schon

solange her, seit ich das Meiste aus dieser Sammlung kennen lernte — Don Carlos und die Wahlverwandtschaften waren meine erste Jugendlektüre — daß ich vieles wieder vergessen habe.

Und — um aufrichtig zu sein — so ganz und gar habe ich sie doch nicht durchgenommen, meine Klassiker. Es ist eine Schande. Sonderbar, man schafft sich solche Gesamtausgaben an mit der festen Überzeugung, daß man sich heute oder morgen in sie vertiefen werde, und läßt's sich größtenteils mit dieser Überzeugung genügen. Den dreißigjährigen Krieg habe ich nicht gelesen, Werther habe ich nicht gelesen — Oberon habe ich nicht .... Nein, es ist besser, ich zähle sie nicht alle auf, die Ungelesenen ... es ist ja wie eine Beichte und das ist immer unbehaglich. Ich möchte wissen, ob es andern Leuten auch so geht? Man besitzt seine vollständigen Klassiker und hat deren Schätze zu täglicher Verfügung, geradeso wie ein Residenzbewohner alle möglichen Kunstsammlungen und Museen, zu welchen alle Fremden wallfahrten, in seiner unmittelbaren Nähe hat, sich freuend, daß er diese Sehenswürdigkeiten an jedem beliebigen Tage so leicht genießen kann, dabei aber grau wird, ohne sie gesehen zu haben. Nein, wahrhaftig, das muß ich gut machen. Nächstens, wenn ich mir wieder aus dem Rayon da oben ein Buch hervorhole, wird es keiner der alten Lieblinge sein — kein Nathan, kein Faust, kein Wallenstein — sondern von den Ungelesenen eines.

In jener ersten Reihe sieht es übrigens ganz ordentlich aus; es sind nur die Zusammengehörigen da — ganz klassisch und ganz deutsch. Nur die Iliade ist griechisch, zwar auch in deutscher Übersetzung. Homer ist doch eine ebenbürtige Nachbarschaft. Aber dennoch werde ich nächstens diese beiden Bändchen in die große Ruhestandbibliothek hinüberschaffen und den Raum für einen neuen deutschen Dichter freilassen, der inzwischen zum

Klassiker vorgerückt sein mag. Durch jene Götter-, Helden- und Herdenberichte werde ich mich noch gewiß nicht mehr durchschlagen — die ochsenäugige Hexe und der männerbeherrschende Sauhirt locken mich nicht. Und wenn ich nur zwei Seiten Hexameter und Pentameter hintereinander gelesen habe, so schwirrt es mir im Kopf herum. Dieses Versmaß bleibt mir so lästig im Sinne hängen, daß es mir nachklingelt wie eine Drehorgelmelodie und daß sich mir dann die einfachsten Gedanken fortwährend in ähnlichen Wortfolgen präsentieren:

Was säumet so lange des Hauses grauhaarige Wirtin,
Zu bringen der Bohnen schwarzlabenden Saft mir?

würde es mir z. B. nach homerischer Lektüre im Geiste klingen, während ich mir sonst einfach gedacht hätte: „Warum bringt denn die gute Madame Susi meinen Kaffee nicht?“

Im zweiten Fach sieht es schon gemischter aus. Da sind alte und neue Autoren nebeneinander, ohne Genre- noch Sprachordnung. Deutsch, französisch, englisch.

Von Ordnung ist, wie ich sehe, wirklich nicht die Spur in meinem Bücherregale. Soll ich da vielleicht einmal sichten und einteilen: die Philosophen nebeneinander, die Dichter, die Romanciers? Doch wozu? In meinem Geiste, wo ich sie aufgenommen und liebgewonnen, alle diese Großen, sind sie ja auch untereinander vermengt. Leider sind sie nicht alle da, meine Lieblinge. Es ist schade, daß ich nicht in ein Register alle Werke eingetragen habe, die ich im Laufe meines Lebens gelesen... wie interessant wäre das Durchsehen eines solchen Verzeichnisses! Ohne die Werke zu rechnen, die drüben im Bibliothekzimmer ruhen und die ich allenfalls noch mustern könnte — wie viele Bücher muß es geben, deren Titel ich selbst vergessen und die ich in öffentlichen und Leihbibliotheken und auf Reisen gelesen, die mir ge-

liehen wurden, oder die ich selbst auf Nimmerwiedersehen hergeliehen habe. — Und außerdem die Flut von Artikeln, Novellen, Essays, welche mir in den Zeitungen und Revüen begegnet sind! Die unzähligen neuen, noch nach Druckerschwärze duftenden Bände, die ich in den angenehmen Paketen durchblättert habe, die der Buchhändler „zur gefälligen Ansicht“ ins Haus zu schicken pflegt.

Diese Bücherpakete und die Zeitschriften sind es eigentlich, welche mir die heftigste Lesefreude bereiten. Es gibt antiquarische Passionen — ich möchte meine Leidenschaft die Aktualitätspassion nennen. Das ist so im natürlichen Zusammenhange mit meinem ganzen Fortschrittsglaubensbekenntnis, welches mich dazu leitet, das Heutige höher zu schätzen, als das Gestrige und dem Morgigen ein noch höheres Vertrauen entgegenzubringen. Freilich muß das allen jenen, welche dem Klassikerkultus obliegen, wie ein Frevel erscheinen. Aber wie soll ich glauben, daß unsere Vorfahren das Schönste bereits geschaffen haben, wenn ich doch überzeugt bin, daß Schönheit auch eines jener Dinge ist, die sich zu immer höherer Steigerung entfalten; — und wie soll ich annehmen, daß die menschliche Weisheit schon ihr letztes Wort gesagt hat, wenn dieselbe doch an der Quelle, die sie seit ewig nährte — nämlich die Erkenntnis der Natur — in immer tieferen Zügen schöpft?

Freilich, ich bin kein Philologe — die Alten sind mir fremd; denn ich kann mir doch die Schulqualen meiner Knabenjahre nicht als Eindringen in die Schönheiten der alten Klassiker anrechnen; vielleicht würde ich, falls ich mich in ihre Werke vertieft hätte, die Begeisterung ihrer Anbeter teilen und dadurch gegen die Neueren mißtrauisch gestimmt sein. Aber ich glaube nicht. Meine Zuversicht in die sich stets mehrende Kraft des Geistes, überhaupt jeder ideellen Bewegung ist mit allen meinen Anschauungen zu sehr verflochten, als daß ich je von

etwas Vergangenem hätte sagen können: „Dieses ist das Höchste.“ Ein Höheres ist überall denkbar.

Die Klassiker der Zukunft entsteigen der Gegenwart. Aber ich glaube, sie werden in späteren Jahrhunderten nicht solange ihr Ansehen erhalten, wie dies den Klassikern des Altertums gelungen ist, die aus einer Entfernung von zweitausend Jahren zu uns herüberreichen. Erstens, meine ich, wird später das Mißtrauen gegen das Neue schwinden, weil der Glaube an den Fortschritt immer mehr Anhänger finden wird; und zweitens wird auch die Progression der kommenden Geschlechter eine viel raschere sein (da die Kultur nicht in arithmetischen, sondern in geometrischen Reihen zunimmt); daher ein Zeitraum von zweitausend Jahren zwischen uns und unseren Epigonen eine viel weitere Kluft bilden wird, als zwischen uns und unseren vor eben so langer Zeit gelebt habenden Vorfahren besteht. Auf seinem stets vorwärtsschreitenden Wege machte das Menschengeschlecht in seiner Kindheit nur gar langsame, kriechende Schritte, taumelte mitunter auch eine Strecke zurück, aber immer sicherer und schneller wird sein Gang. — Wie sollen die Alten weiser sein als wir, da sie so vieles, was wir wissen, noch nicht vermuten konnten? Was in unseren Dorfschulbüchern steht, die Alten konnten es entweder gar nicht ahnen, oder doch nur mit dem Aufwande ihrer ganzen Philosophie kombinieren.

Aber abgesehen von diesen allgemeinen Anschauungen, welche eigentlich nicht aus der Vergleichung alter und neuer Kunstwerke in mir entstanden sind, sondern in einer andern gar nicht hierhergehörigen Theorie wurzeln, beruht meine Aktualitätspassion noch auf andern Gründen. Ich liebe meine Zeitgenossen — wie man etwa seine Landsleute liebt. Nicht nur der Raum — auch die Zeit, in der wir geboren sind, bildet eine Heimat. In der Zeit wurzeln auch wie an der Scholle die tausend Sitten,

Gewohnheiten, Sprechweisen, die uns so vertraut und lieb sind, und darum fühle ich mich unter den Büchern meiner Zeitgenossen ebenso wohl und heimisch, wie ich mich in Gesellschaft meiner Landsleute fühle, die meinen Dialekt reden, die in meiner Gegend zu Hause sind; besonders wenn sie alle die kleinen Klatschereien kennen, die in dieser meiner Gegend kursieren. Auch so geht's mir mit meinen lebenden Autoren. Auch sie sind aus meiner Zeitgegend; auch sie atmen die Luft des Heute; sie sprechen den Jargon des Tages; sie kennen alle die Fragen und kleinen Geschichten, die in unsrem Gegenwartsheim im Umlauf sind. Die großen Toten sind doch mehr oder minder vornehme Fremde und was sie uns aus ihrem Lande — ich meine aus ihrer Zeit — erzählen, hat wohl ein hohes Interesse, aber die gemütliche Vertraulichkeit fehlt. Es fehlt die gewisse sympathische Strömung der völligen Übereinstimmung. Ich habe oft den quälenden Gedanken, wenn ich eines großen verstorbenen Denkers Buch lese, daß, wenn er heute lebte, er sicherlich in manchen Stücken ganz anders sprechen würde. Das ist auch unleugbar so, denn wenn er die Ereignisse und Entdeckungen kennte, die uns seit seiner Zeit bekannt geworden sind, so müßte er auf Grund seiner eigenen Anschauungen vieles anders betrachten, als er es damals betrachten konnte.





Dreizehntes Kapitel.

Ungeborene Begriffe. — Fehlende Sinne. — Innere Sinne. — „Dunkle Ahnungen".

Ich weiß nicht, ob es andern auch so geht, aber — ich sprach vorhin von ungebornen Begriffen — ich fühle, wie solche Ideensporen in meinem Hirn wimmeln, noch unerschlossen, noch gebunden. Das sind was manche Leute so unrichtig „dunkle Ahnungen" nennen, und was eigentlich Geistesanlagen sind, Dinge zu begreifen, von denen man noch nichts weiß. Das ist ja ganz natürlich. Im Hirn des Wilden muß doch auch schon der Keim zu dem Auffassungsvermögen da sein, welcher sich später durch die Kultur in den bis jetzt von ihm „dunkel geahnten" — d. h. noch nicht gewußten — Begriffen betätigen wird. Es herrscht ja überall eine zukunftsvorbereitende Tätigkeit, also gewiß auch im Menschengeiste. Dieses Sehnen und Drängen, das wir so dunkel empfinden, das ist ein Wachstumsprozeß. Aber ein Wachstum, dessen Resultat erst künftige Geschlechter zeigen werden. Wenn man versucht, mit seinen fertigen Begriffen und Worten jene vaguen Regungen auszudrücken, so muß man entweder die Unmöglichkeit dieses Verfahrens einsehen und davon mit dem entmutigten Seufzer abstehen, den uns vergebene Anstrengungen erpressen —

oder aber, man verfällt in Unklarheit und Mystizismus. Hier und dort löst sich ein mikroskopischer neuer Gedanke los; aus dem Pressen und Drängen entsteht vielleicht ein neues Wort und so wird die allgemeine Vernunft wieder um eines Stäubchens Dicke vermehrt; aber es bedarf Billionen und Trillionen solcher Neugeburten, bis sie ein wahrnehmbares Ergebnis der menschlichen Begriffserweiterung zeigt.

Wie wir uns mit unsern Wissensschätzen zu den primitiven Menschen verhalten, so verhält sich wohl auch unser gegenwärtiger zu einem andern noch nicht erreichten, aber doch erreichbaren Geisteszustande. Und darüber hinaus mag noch ein wirklich unerreichbarer Zustand liegen, für dessen Auffassung wir keine Formel besitzen. Wir haben fünf Sinne, die Quelle aller unsrer Eindrücke und Erkenntnisse. Wenn wir alle blind geboren wären, hätten wir auch nur eine Ahnung von den Phänomenen des Lichts? Hätten wir je die Idee des Schalles gefaßt, wenn uns die wunderbaren Gehörswerkzeuge nicht von diesem Dinge Kunde brächten? — Wie — wenn es noch hundert, noch unzählige solcher möglicher Sinne gäbe? . . . Jetzt, wo sich die Wissenschaft immer mehr und mehr der gewaltigen Einsicht nähert, daß es ein einheitliches Prinzip ist, welches allen Kräften und Erscheinungen zugrunde liegt, daß von diesen Kräften und Erscheinungen eine in die andere verwandelt wird; — daß Wärme in Licht, Licht in Wärme, Elektrizität in beide umgesetzt werden kann — daß es überall, je nach dem Sinne, der sie empfängt, eine anders aufgefaßte, aber an sich doch nur einzige Erscheinungsursache gibt: die Bewegung; warum sollte es nicht noch unendlich mehr andere Wirkungen der Bewegung geben, für welche unser Organismus keine Empfänglichkeitswerkzeuge besitzt? — Auf der Leiter der Wesen sind wir doch nicht die denkbar vollkommensten . . . wohl sind wir's auf der

Erde und in unsrer Epoche — aber in andern Sternen . . . zu andern Zeiten? Vergessen wir nur nicht, daß wir Bürger einer Welt sind, deren Ausdehnungen Unendlichkeit und Ewigkeit heißen. Ein „mehr" ist überall und immer anzunehmen.

Aber ohne in jene Regionen hinauszugreifen, die außerhalb unsrer Begriffsgrenzen liegen und auf die wir nur Kraft unsrer Erkenntnis, daß alles unendlich sei, schließen können, gibt es gewiß auch noch innerhalb unsres Auffassungsvermögens Dinge, für welche wir heute weder Worte noch Gedanken haben. Erfahrung ist unsere Einweiherin — aber wie langsam, sandkörnchenweise überläßt sie uns ihr Feld! Welch ein ungeheurer Teil der Natur war uns z. B. verschlossen vor der Anwendung des Mikroskops — eine ganze Unendlichkeit im Kleinen. Wie vieles mag auch noch um uns herumliegen, das wir wohl sehen, aber nicht schauen. Das sogenannte innere Auge ist für manches blind, das sich treu in der Netzhaut spiegelt. Ebenso fällt auch jeder Ton eines Musikstückes auf das Trommelfell eines Musikunkundigen, und doch hört dieser wahrhaftig keine Musik dabei. Das innere Perzeptionsvermögen ist eine Sache, die so gut wie das eindruckvermittelnde Organ erst geübt und verfeinert werden muß. Der Sprachgebrauch (ein unbewußter Philosoph) hat daher auch jenen Fähigkeiten, die Sinneseindrücke mit Verständnis zu erfassen, ebenfalls den Namen „Sinn" erteilt. Man sagt Sinn für Musik, Sinn für Naturschönheiten u. s. w. Diese Sinne — vielfach an der Zahl — der Mensch hat sie erst langsam einen nach dem andern, oder vielmehr einen aus dem andern, erlangt und herangebildet, die jedesmalige Verfeinerung auf seine Nachkommen vererbend. Unsere Vorfahren sahen dieselbe Natur wie wir, und doch wie anders sehen *wir* die Naturschönheiten an, wenn man nämlich unter „Sehen" die Funktion des „Sinnes für Natur" im Gegensatz zum

einfachen Gesichtssinn annimmt. Es fehlt uns also, neben den möglicherweise uns noch abgehenden äußern Sinnesorganen, gewiß noch so mancher innere Sinn für Dinge, die uns von unsern verschiedenen Nerven zwar zugeführt werden, aber für die unser Geist keine Empfänglichkeit hat. Und was so ein noch unausgebildeter innerer Sinn ist — ein strebendes Erfassenwollen von noch Unverstandenem — das empfinden wir auch mit in den sogenannten „dunklen Ahnungen". Ahnung ist nicht das, wofür der Aberglaube sie hält: das Vorausfühlen zukommender Ereignisse; nein, Ahnungen sind noch festgeschlossene, sehnsuchtsschwellende Gedankenknospen.

„Ich weiß nicht was soll es bedeuten," wie's in dem alten Volksliede heißt . . . Das ist es auch: so manches sehen, hören und erfahren wir, aber wir wissen nicht, „was soll es bedeuten".





Vierzehntes Kapitel.

Ein Phantasiefest. — Schönheit, Güte, Glück.

Wie ist's traurig in dem düstern, alten Schlosse des verwitweten, verarmten, vereinsamten Mannes! An so vielen falschen Freunden, an sich selbst betrogen ... in einer Welt, wo alles, alles dem sichern Tode entgegengeht ... wo so viele Tränen fließen, so viele Herzen brechen — wo soviel Schlechtes, Niedriges und Albernes sich breit macht — wo alle Weisheit nur auf Zweifel stößt — wo es keine Freiheit gibt, sondern alles im unbarmherzigen Räderwerke der Natur zermalmt wird — wo Elend, Schmutz, Laster und Verbrechen ...

Genug, genug, verehrter Herr Pessimist. — Ihr Gejammer berührt mich nicht, und hoffen Sie nur ja nicht, daß ich darein einstimme. Wenn ich noch zehnmal bedauernswerter wäre, so könnte es mir höchstens aufrichtig leid tun, daß ich ein so armer Teufel bin, doch würde ich mich nie dazu hergeben, unsere ganze herrliche Welt mit meinem kleinen Tränenkruge begießen zu wollen. Und obwohl ich allein und verwitwet und sonst wie berechtigt bin, verdrießlich zu sein, werde ich Ihnen zum Trotz, langweiliger Kosmoshasser, mir hier ein Fest veranstalten, so reich, so fröhlich, so glänzend als nur mög-

lich. Und ich lade Sie ein dazu, — schmähen Sie und heulen Sie, soviel Sie wollen, das wird einen guten Kontrast abgeben.

Die Kosten meines Festes sind nicht bedeutend. Dieses weiße Blatt Papier, eine Feder, die Aufrichtigkeit meiner optimistischen Gesinnungen und ein bißchen Phantasie. Letztere soll die Honneurs machen und sie ist es auch, welche Sie, geschätzten Herrn Griesgram, in die Gesellschaft meiner Festgäste eingeführt. Übrigens ein sehr kleiner, gewählter Kreis. Neben der Hausfrau Phantasie noch drei Damen: die Edelfrauen Schönheit, Güte, Glück und zwei Herren: Sie und ich. Für die Herrichtung des Festlokales habe ich der genannten Herrin des Hauses carte blanche gegeben; also sehen wir zu, was sie zu unsrem Empfange vorbereitet hat.

Mehrere tausend Fuß über der Meeresfläche ein Stückchen Atmosphäre mit rosenfarbenen Eiderdunen ausgefüttert. Von der azurnen Kristalldecke hängt als Luster ein Sternenbüschel, aus welchem glitzernde Funken sprühen; laue, veilchenduftende Luft durchströmt den Raum und dabei perlt aus schäumenden Kaskaden ein kühlend frischer Regenstaub. Von schwebenden Genien getragen, winken uns saphirne Schalen mit ambrosischen Früchten gefüllt; ein Springquell süßberauschenden Weines ergießt sich in diamantene Becher, und von ferne tönen leise rhythmische Harfenklänge. Auf einem flockigen Wolkenlager hingegossen, ruht die Schönheit, in durchsichtige Silberschleier gehüllt; ihr zu Füßen habe ich mich niedergelassen und blicke zu ihrem Zauberlächeln auf. Von etwas höherem Wolkenlager, ganz in sanftes Glorienlicht getaucht, sieht die Güte herab; und über uns allen, auf goldsäulengetragenem Blumensitze, unter einem Strahlenbaldachin, thront das Glück.

In einer entfernten Ecke unseres Festsaales ragt aus

dem Boden der Krater eines dumpfgrollenden Vulkans hervor: an dessen Rande nimmt Herr Pessimo Platz.

Die Schönheit.

Du blickst so wonnberauscht in meine Züge, so traulich, innig, altbekannt —
Und doch, o Sohn der Erde, bin ich fremd dir, mein Name nur ward dir genannt;
Von meiner Krone fällt ein schwacher Abglanz wohl in eure kleine Welt;
Doch weißt du nicht, mit welchen Herrlichkeiten die ganzen Himmel sie erhellt.
Hab' ich, zerstreut, von meinem Blumenschmucke ein duftend Blütchen losgemacht
Und ist es da auf deinen Pfad gefallen, als Botschaft ungeahnter Pracht?

Ich.

Gern will ich, Tochter Gottes, dir verkünden, wie ich dein Wesen hab' erfaßt,
Wenn du auch nicht mit deinen vollen Gaben mein Erdenheim beschenket hast.
Ein Abglanz nur? So sei's darum und höre, wie deines Zaubers Widerschein
Mit tausend hellen Prismenbildern ringsher umfunkelt unser Sein.
Im zarten Nebelduft der Morgenröte und in des Westens Purpurglut
Erhebest du die goldene Sonnenscheibe und senkst sie in die Meeresflut;
Gebrauchst dabei in deinem Übermute, verschwenderisch und ohne Ziel,
Die Sonnenfunken alle, um zu treiben dein lieblich siegbewußtes Spiel.

Du schmückst ein jedes taugebeugte Gräschen mit einer Diamantenlast
Und zündest mit des Nordlichts roten Strahlen die Luster an im Polpalast.
Im Schacht der Berge und in Tropfsteinhöhlen, sowie im tiefsten Ozean,
Und in den Spiegelbilderwahn der Wüste und auf des Mondes Silberbahn;
In fernen Tropenwäldern, wo Lianen von Ast zu Ast sich Brücken baun,
Wo Vögel mit Rubin-Smaragdgefieder und Blumenriesen sind zu schaun . . .
Genug — ich müßte zuviel Wunder nennen, die allenthalben ich gesehn,
Wenn ich die Zinnen alle nennen wollte, von welchen deine Flaggen wehn.
Sogar Entsetzen und des Schreckens Schauer hast du auch dienstbar dir gemacht;
Wenn sturmgewälzt die Fluten, und wenn Flammen aufleuchten in der finstern Nacht,
Wenn Berge Lava speien, und wenn Lawinen, verderbend stürzen von den Höhn,
Muß untergehend dann der Mensch noch sagen: „Entsetzlich ist's, entsetzlich schön!"
Doch folg' ich, holde Zauberin, am liebsten deiner geheimnisvollen Spur,
Wenn du dich ohne Bild und ohne Farben, gesehen nicht — erraten nur,
Dem innern Auge zeigst, ein flücht'ger Schatten, ein Liebesblick, ein Ton, ein Duft,
Ein unbestimmtes Etwas, das „Hier bin ich" aus Künstlerwerken zu uns ruft.
Und was mit ahnungsvoller stolzer Freude bei deinem Winke mich erfüllt,

Was eine Bürgschaft mir der eignen Würde, was Seelenrätsel mir enthüllt,
Ist: daß mir ward ein innrer Sinn gegeben, der, Schönheit, dich erfassen kann.
Es ward also das Recht, dich zu genießen, mir zugeteilt im Schöpfungsplan.

Pessimo.

Es ist wahrhaftig zum Erbarmen,
Was ich für Unsinn hören muß,
Und da ist wirklich für mich Armen
Bei eurer leeren Worte Schwall
Der Kratersitz kein Hochgenuß.
Denn ach, auf unsrem Erdenball
Seh' ich keine Freud' uns winken,
Das Beste ist noch: — Lethe trinken
Und schließlich dann in nichts versinken.

Wie seid ihr doch so sehr verblendet
Und gebt der Täuschung und dem Wahn,
Wenn's den Verstand auch noch so schändet,
Gefangen preis den schwachen Geist.
Wie man mit Worten gaukeln kann,
Und stets ein Tor den andern preist,
Das glaubt ihr nicht, und wollt nicht fassen,
Daß allerorts und aller Rassen
Der Mensch vom Truge nicht kann lassen.

Das Absolute und das Wahre,
Ihr wähnet stets es sei euch nah,
Doch von der Wiege bis zur Bahre
Ist alles nur Phantomenspiel.
Die Schönheit selbst noch keiner sah,
Und nie gelangt man an das Ziel,

Der Schönheit echten Wert zu kennen,
So richtig scharf Begriffe trennen,
Um Schönes nur auch schön zu nennen.

Was uns gefällt, in andern Landen
Erscheinet es als Häßlichkeit;
Was heute schön, es wird zu schanden,
Wenn unsre Laune, unser Sinn,
Gewechselt hat im Lauf der Zeit.
Denn ruhlos wanket her und hin
In unserm Geist, dem flügellahmen,
Ein wechselnd Bild in vielen Rahmen,
Das jeder nennt mit andrem Namen.

Und überall, wähnst du, o Schwärmer,
Sei jener Schönheit Spur zu sehn?
Erfahrungsreich, an Träumen ärmer,
Behaupt' ich kühn, daß überall
Die Häßlichkeit mit Schmerz und Wehn,
Mit Niedrigkeit, mit Sündenfall,
Dem Menschen zeiget ihre Schrecken
Und es verschmäht, sich zu verstecken
Ganz stolz darauf, nur Graus zu wecken.

Die Schönheit.

Ich sagt' vorhin zu meinem kühnen Streiter, daß er mich niemals selbst geschaut,
Und dennoch wagt er's, auf mein Sein zu schließen — und hat so nicht umsonst vertraut.
Du aber, Zweifler, scheinst mir viel verwegner, wenn du mein Wesen leugnen willst,
Indem du, selbst getäuscht, statt zu beweisen, erbittert mit Sophismen spielst.
Wenn wahrhaft, wie du sagst, Begriffe schwanken, bald dies, bald jenes schön man heißt;

Wenn je nach Land und Zeit, nach Brauch und Sitte man grundverschiedne Dinge preist,
So deutet dies auf eure schwachen Kräfte, auf euer flackernd Geisteslicht,
Das wechselnd falsch und matt mein Bild beleuchtet, doch dieses Bild, es schwanket nicht.
Und daß ihr mich zu suchen und zu finden, in tausend Formen seid bestrebt,
Wenn ihr auch irret oft und oft verzaget, — beweist es doch, daß in euch lebt
Ein unaufhaltsam Drängen und ein Sehnen nach stets geahntem Ideal,
Und solche Ziele nur, die zu erreichen, sind aufgestellt im Schöpfungsall.
Auch daß mit Abscheu Häßliches dich füllet — ich nehm' als Huldigung es hin:
Denn wenn du, wo ich nicht bin, mir kannst sagen, so sagst du selbst doch, daß ich bin.

Ich.

Doch holde Schönheit, sag', mußt du nicht neiden
Den sanften Glanz der Güte, die bescheiden,
Mit ihrem Lächeln spendet einen Segen,
Der unsres Herzens Blüten labt wie Regen,
Aus Himmelshöhn herabgetaut . . .

* * *

Hier breche ich die Reimerei ab. Auch das ist mir erlaubt. Phantasie, die Hausherrin, kann allerlei Kaprizen haben. Sie hat nämlich plötzlich, statt weiter Verse zu schmieden, in der bewußten Festhalle eine Verwandlung in Szene gesetzt.

Wie ich zu der Güte, die ich eben ansingen wollte, aufblickte, sah ich wieder dasselbe Antlitz, welches mich vorhin als Schönheit angelächelt hatte; und als ich dann nach dem Glücke schaute, sah ich dort den Goldthron sich in eine Sonne verwandeln, deren Strahlen die vorhin gesehenen drei Gestalten zu bilden schienen, die eine in die andere verschmelzend — und Pessimo war dabei in sein Kraterloch versunken.

So sind jetzt die ganzen Dekorationen geschwunden und es bleibt mir noch übrig, das Schlußtableau als eine Allegorie zu betrachten, deren Sinn ich nun ganz bequem in Prosa deuten kann. Unter uns gesagt, ich bin kein Dichter. Ich spreche so gern alles aus, was ich denke, und n u r was ich denke, und das ist nur in Prosa möglich. Wie man die Sprache in rhythmische Tanzbewegung gebracht hat, so ist's mit dieser absoluten Aufrichtigkeit vorbei; man muß gar vieles Gedachte ungesagt lassen, weil es durchaus nicht reimen will; und ärger noch: die fatalen Reime rufen unterwegs Gedanken herbei, die nicht aus der besungenen Sache selbst, sondern aus den jeweiligen Wortverrenkungen hervorsprießen. Will man da noch ehrlich bleiben, ist es jedenfalls eine große Mühe — und warum sollt' ich mit Mühe von Glück und Güte reden, wenn mir dieses Thema zu besprechen soviel Freude machen kann!

Jawohl: wie es jene Allegorie darstellte — Strahlen e i n e r Sonne sind Schönheit, Güte und Glück, und so ineinanderfließend, daß man oft nicht weiß, mit welchen Namen sie zu bezeichnen. Der Sprachgebrauch deutet auch auf diese Identität der genannten Begriffe hin. Eine Handlung, die der Güte entspringt, wird eine „schöne Handlung" genannt; ein schönes Bild, eine schöne Harmonie heißen ein „g u t e s Bild", „gute Musik"; „glückliche Anlagen" bedeuten gute Anlagen, und mit einer „schönen Stunde" ist wohl eine Stunde des Glücks

gemeint. Der Anblick des Schönen macht uns Freude und Freude verschönt; ein gutes Werk kommt aus schönem Herzen und die Güte spendet Glück.

Glück als dauernder Zustand wird in unsrer Mitte stets erjagt und nie erreicht, darum hat es auch seine Leugner. Wäre mein Pessimo nicht in Lava begraben, er würde gewiß auch zum Glücke „Wahn, Trug, Chimäre!" sagen — und doch wäre dieses auch berechtigt, zu antworten „Ich bin". Sehen wir nicht ringsum alle die Parzellen des Glückes uns umflattern und haben wir sie nicht alle mit Namen versehen: Freude, Lust, Frohsinn, Genuß, Entzücken und etwas abgeschwächt: Annehmlichkeit, Behaglichkeit, Anregung? Und diese alle sind immer im Gefolge der Schönheit und Güte. Nur ein gutes Buch kann anregend sein, nur Schönes kann uns entzücken. Auch Schiller sang in seinem Liede an die Freude: „Wollust ward dem Wurm gegeben." Ja, es gibt einen Urherd des Glücks, von welchem alle jene Empfindungen ausströmen und dessen teilhaftig zu werden, sind alle Geschöpfe befähigt. Und solchen, die da leiden und weinen, die elend und krank sind, welche klagend ihren Mangel an Freuden erwägen, solchen könnte das Glück wieder die gleiche Antwort sagen, welche vorhin die Schönheit meinem Pessimo gab: „Wenn du, wo ich nicht bin, mir kannst klagen, so sagst du selbst doch, daß ich bin."

Güte im Sinn von Tugend ist auch von Glück begleitet. Einmal im beglückenden Selbstlohn des Gewissens und andrerseits dadurch, daß nur jene Handlungen tugendhaft sind, welche das Glück der anderen fördern, wie Wohltun, Vergebung, mutige Verteidigung, Errettung und dergl. Die Theologie, obwohl sie den irdischen Genüssen im Prinzip so abhold ist, stellt ewige Freuden als Lohn der Tugend hin und hat auch die Begriffe von gut und glücklich miteinander identifiziert, in-

dem sie die übermäßig Guten — nämlich die Heiligen — übermäßig glücklich — nämlich selig — nennt.

Schönheit, Güte und Glück sind perfektible Dinge. Wir können im Rückblick unsrer historischen und naturwissenschaftlichen Erfahrungen bestätigt sehen, wie die Entfaltung dieses Kleeblattes gleichzeitig vorgeschritten ist. Der rohe und der einfache Zustand weist noch nichts davon auf. Erst die höhere Entwicklung bringt das Schöne hervor. „Roheit“ ist auch ein Doppelausdruck, der bei leblosen Dingen reizlose Unförmigkeit, bei menschlichen Wesen jedoch Bosheit, Grausamkeit, Stumpfheit, kurz Schlechtigkeit bedeutet. Das Wort Veredelung weist gleichfalls doppelsinnig auf die Blätterfüllung der Rose, auf die Saftversüßung der Frucht und auf die Verfeinerung des Gemütes. Alles Edle haben die Jahrtausende gezeitigt. Auf der noch nicht abgekühlten Kruste unsres Feuerballs blühten noch keine Zentifolien und unter barbarischen Menschenstämmen gibt es keine Feinfühligkeit. Nicht ein verlorenes Paradies haben wir zu beklagen, sondern ein zu erreichendes winket unsern fernsten Enkelskindern!

Mit dieser Anschauung ist auch wieder die Anerkennung des Kultursegens verbunden, denn wir sehen ja, daß die Kultur es ist, welche rings das Schöne, Gute und Beglückende um uns angesammelt hat. Natürlich muß man diese Frage aus der Höhenperspektive ins Auge fassen, dabei ganze Epochen und ganze Kontinente in ihrer Entwicklung betrachten, um nicht in die Irrtümer solcher Streiter zu verfallen, welche Einzelfälle und Lokalbegebnisse zum Kriterium der Weltordnung machen wollen. Wenn mir jemand sagt, daß er einen gutmütigen Mittelafrikaner und einen rohgesinnten Professor der Literatur gekannt hat; oder daß bei einem Naturvolke viele glückliche Hirten weiden, während im Herzen der Zivilisation die Kerker und die Fabriksarbeiter-

wohnungen von elenden Menschen wimmeln; so kann das ebensowenig meine Zuversicht in den vorwärtsschreitenden Glücksgang der Kultur erschüttern, als sich ein Meteorologe, der die Richtung von Passatwinden berechnet, irre machen ließe, wenn ihm jemand sagte: — „Dein Sturm geht durchaus nicht nach der angegebenen Himmelsgegend, denn ich spüre deutlich einen entgegengesetzten Luftzug." — „Aber Schwachrechnender!" — müßte der Meteorologe erwidern — „dein Luftzug ist ja durch jenen Hügel, an welchem dein Haus lehnt, oder gar durch jene gebrochene Fensterscheibe bedingt — das beweist nichts gegen die Strömung meines Sturms." — Wenn die untergeordneten Einzelerscheinungen, die von andern Gesetzen beherrscht werden, als Gegenbeweise angeführt werden, dann hört jede richtige Schätzung eines Allgemeingesetzes auf. Und daß Schönheit, Glück und Güte auf unsrer Erde langsam entstanden und in stetem Wachsen begriffen sind, das glaube ich als Betätigung eines solchen Allgemeingesetzes annehmen zu dürfen, wenn mir noch so viele Einzelfälle von schwankenden Erscheinungen des Häßlichen, Bösen und Unglücklichen entgegengestellt werden.

Die Veredelungsarbeit, die die Schönheit an sich vollbracht hat, wird wohl weniger bestritten. Es ist zu klar, daß in der Kunst, z. B. von den ersten in Stein geritzten Tierfiguren bis zu Makartschen Gemälden; von einem Panpfeifchenlied bis zum Lohengrin eine lange, Schritt für Schritt zurückgelegte Straße liegt. Aber für Güte, unter ihren verschiedenen Namen von Tugend, Moral u. s. w. will man schon eher eine Art Umwandelbarkeit geltend machen und deren Fortschritt unter den Menschen in Abrede stellen; ebenso mit dem Glück, welches manche in die primitivsten Naturzustände zurückversetzen wollen. Dennoch haben Güte und Glück (nicht als absolute Begiffe, sondrern nach dem Maße, in welchem sie sich unter uns geoffenbart haben) eine gleiche Entwicklungs-

geschichte hinter sich, wie die Schönheit. Die Zahl der guten Menschen nimmt immer zu, und dieser guten Menschen Sinn ist in zunehmender Veredlung begriffen. Auch die Tugenden verzweigen sich. Einst hat es nur eine Tugend gegeben, nämlich die mutig angewandte Kraft, (daher das lateinische virtus, welches zugleich Tapferkeit und Tugend bedeutet), doch wer kann heute noch alle die großen und kleinen Formen zählen, in welchen sich die Güte zeigt: von der Barmherzigkeit bis zur Höflichkeit — von der Großmut bis zum Zartgefühl.

Immer mehr und mehr neigt unser Sinn zur Sanftmut und zur Milde; das kann man ebensowohl an den neuern Gesetzbüchern, als an den modernen Dichterwerken sehen. Die Schilderungen von ausgeübter Strenge, von Haß und Rachegefühlen befriedigen uns nicht mehr. Wir fühlen uns nur erschüttert und hingerissen, wenn Dichter und Dramatiker uns Szenen von Vergebung, Milde und Versöhnung vorführen. Eine Szene, wie sie Emile Augier in den Fourchambaults geschaffen, wo der ins Gesicht geschlagene Bruder die Wange hinreicht: — „efface“ — damit die Insulte durch einen Kuß ausgelöscht werde — hätte vor zweihundert Jahren nicht mit der poetischen Kraft gewirkt, die dieses Wort heute auf die Zuschauer ausübt. Wenn der Beleidigende auch nicht wußte, daß die Beleidigung einem Bruder galt, und daß dieselbe überhaupt unbegründet war, so hätte sie in den Augen unserer Vorfahren doch nicht mittels eines Kusses, sondern nur mittels vergossenen Blutes gelöscht werden können.

Unter den Sängern der Güte nimmt auch mein so hochgepriesener Victor Hugo eine lichte Stelle ein; bei ihm ist das versöhnende Gefühl auf der Höhe seines poetischen Gemütes. In seinen Werken könnte man eine ganze Lese von gütebelebten Ansprüchen finden. „N'insultez jamais une femme qui tombe“ hat er in

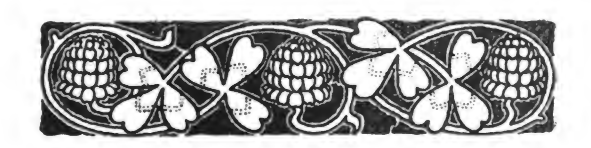
einem unsäglich schönen Gedichte ausgerufen. In Hernani sagt Karl V. zu den Manen von Carolus Magnus, bei welchem er sich zur Erfüllung seiner Herrscherpflichten Rat holt:

> Je t'ai crié: par où faut-il que je commence,
> Et tu m'as répondu: mon fils, par la clémence.

Von demselben Dichter stammt auch das berühmte „Tout comprendre c'est tout pardonner," welches in sich ein ganzes System, nicht nur von Güte, sondern von Weltweisheit faßt.

Die Strenge, deren Herrschaft solange mit Qualen und Foltern unter uns zu Gerichte saß, sie wird immer mehr und mehr abgeschwächt. Gerechtigkeit braucht zur Ausübung ihres Amtes nicht nur Wage und Schwert, sondern vor allem: Schätze von Nachsicht.





Fünfzehntes Kapitel.

Das Prinzip des Bösen — ein Phantom.

Das Kapitel, welches ich dem Gegensatze des vorigen widme, nämlich dem „Bösen“ in seinen verschiedenen Schreckgestalten von Schlechtigkeit, Elend und Tod — wird vielleicht das freudigste Kapitel meines Gesinnungsinventariums werden.

Ich glaube nämlich nicht an diese Phantome. Bloße Schatten sind es, Nullen, Pausen, Nichtse. Es sind nur Negationen von wirklichen Dingen, nicht aber selbst solche. Die menschliche Sprache hat für die erkannten Begriffe Worte ersonnen, und bezeichnet mit diesen Worten jedes wahrgenommene Sein. Für die Abwesenheit solchen Seins hat aber die Sprache jedesmal auch ein selbständiges Wort entgegengestellt, und dadurch sind alle jene verwirrenden Gegensätze und Widersprüche entstanden, welche — von den Veda-Weisen bis zu Hamlet — allen Sein- oder Nichtseinfragen zugrunde liegen. Man hat sich gewöhnt, durch die Gleichwertigkeit der gegensätzlichen Ausdrücke auch eine Gleichwertigkeit der Begriffe anzunehmen und hat dieselben als sich gegenseitig aufwiegend, aufhebend oder bekämpfend dargestellt: Leben — Tod; Licht — Finsternis; Gutes — Böses. Aus dem Gegenüber-

stellen der beiden letztgenannten ist der ganze Teufelsglauben hervorgegangen. Das Böse als Prinzip im Kampfe mit dem Prinzip des Guten, das ist der Grundgedanke all der widerstreitenden Anschauungen, die soviel Unheil und Verwirrung in das menschliche Philosophieren gebracht haben.

Ich denke mir die Sache einfach so: Licht gibt es — aber Finsternis gibt es keine. Diese ist nur das Nichtsein des Lichts. Es gibt ein Leben; — Tod aber ist nur ein lokales Aufhören der Lebenserscheinungen. Als miteinander im Streite liegend kann man sich nur zwei verschiedene Wirklichkeiten denken, wovon bald die eine, bald die andere die Oberhand und schließlich die eine den Sieg behält. So können zwei Flammen mit verschiedener wechselnder Lichtstärke einander bekämpfen, aber Finsternis und Licht können miteinander nicht streiten. Da, wo das Licht ist, ist keine Finsternis. und umgekehrt. Zu einem Duell gehören jedoch zwei. Wenn ich in meinem Zimmer bin, so bin ich hier, wenn ich hinausgehe, so bin ich nicht hier . . . könnte man sich vernünftigerweise einen Kampf zwischen meinem „Ichhier" und meinem „Ichnichthier" vorstellen? Die Abwesenheit eines Dinges ist nicht auch ein Ding, obwohl der Sprachgebrauch sie mit einem ebenso volltönenden Namen bedacht hat. Gäbe es keine Worte für Finsternis und Schatten, sondern hießen diese beiden „Keinlicht" und „Minderlicht", so hätte die Vorstellung vor den einander feindlich gegenüberstehenden Mächten des Lichtes und der Finsternis nicht soweit um sich greifen können.

Es ist nicht immer leicht zu unterscheiden, ob ein Wort nur die negative Form eines Dinges umkleidet, oder ob dasselbe einen positiven Begriff ausdrückt. Das Böse zum Beispiel zeigt sich oft in so reeller, zeit- und raumausfüllender Gestalt; der Tod übt so sichtbar seine zerstörende Herrschaft, die Häßlichkeit zeigt so offenkundig

ihre ekelerregenden Gebilde, daß das Urteil leicht zu jener dualistischen Auffassung verleitet werden kann — aber dennoch glaube ich, daß solche Auffassung von einem Irrtum ausgeht. Wenn die obigen Gegensätze auch eine doppelte Wirklichkeit zu bergen scheinen, wenn im Streite liegende Prinzipien des Guten und Bösen — Ormuzd und Ariman — Gott und Teufel — auch noch denkbar sind, so gibt es doch andere Gegensätze, bei deren Betrachtung es ganz und gar auffällig erscheint, daß die beiden Namen nur Bezeichnung für das Dasein und das Nichtdasein desselben Begriffes sind. So zum Beispiel: Lärm — Silentium. Kann man sich ein Stillschweigen denken, das so gewaltig wäre, daß es ein Geräusch unterdrückte? Gewiß nicht; das leiseste Flügelschlagen einer Mücke hingegen genügt schon, die tiefste Stille aufzuheben. Nur das ist ein positiver Begriff, den man in der Vorstellung als steigerungsfähig erfassen kann. Der Lärm kann immer noch lauter gedacht werden, das Stillschweigen jedoch nicht stiller. Oder ein zweites Beispiel: Bewegung — Ruhe. Von dem Gang der Schnecke bis zur Zuckung des elektrischen Stromes weist die Bewegung die verschiedensten Schnelligkeitsgradationen auf, aber die Ruhe läßt sich nicht messen. Auch die Finsternis hat keine Grade. Es gibt Licht und mehr Licht, aber die Schattenabstufungen bestehen doch nur aus wenig Licht und weniger Licht. Wie schwarz müßte wohl eine Finsternis sein, die imstande wäre — ich sage nicht den Sonnenglanz — aber auch nur einen Glühwürmchenschein zu verschlingen? Dort, wo dieser verliebte kleine Käfer seine Kokettierlaterne angezündet hat, ist auch schon der Vollbegriff der Finsternis aufgehoben. Nur die Ziffern bilden Summen; die Nullen mag man addieren oder multiplizieren soviel man will, sie bleiben doch immer gleich Null. So ist das Leben eine Ziffer und der Tod eine Null. Die Intensität des

Lebens ist stets steigerungsfähig. Von dem kleinen Bruchteil der Lebensziffer, die sich im Strahlentierchen regt, bis zu der gedankenbewußten Daseinssumme eines hochorganisierten Wesens zeigen sich verschiedene Vitalitätsgrößen; aber der Tod — der ist einfach das Nichtsein, also die Null des Lebens, und er kann nicht als toter, als noch toter und als am totesten gedacht werden.

„Etwas" und „Nichts" können unmöglich miteinander im Kampfe liegen. Das Nichts hat keine Waffen. Das Nichts — als Selbstbegriff — ist überhaupt nur eine Mißgeburt menschlicher Gedankenschwäche. Freilich, wenn wir einen Beutel haben und es ist nichts darin, so werden wir dessen verdrießlich genug bewußt, aber zum Trost können wir uns sagen, daß dieses „Nichts" sich nicht verdoppeln kann, es kann unmöglich nichtser werden und der nächstbeste Heller hebt es gänzlich auf. Eigentlich sind alle „Nichtse" untereinander gleich. Was ist z. B. für ein Unterschied — um bei dem Beutel zu bleiben — zwischen einem Beutel, in dem kein Gold, und einem, in dem kein Silber ist? Das Nichts enthält immer alle Negationen — nur das Etwas hat einen bestimmten Inhalt. In demselben Beutel ist zugleich auch: Keinpapier, Keinstein, Keinkaninchen. Ich habe absichtlich die Worte als Substantiva geschrieben, in Nachahmung des Sprachgebrauches, der so viele Negationen mit selbständigen Hauptwörtern ausgedrückt hat, und damit die Konfusion unsres Denkverfahrens unterstützt. — Finsternis und Tod sind ja doch nur solche zu Hauptwörtern erhobene Abwesenheitsbegriffe.

So wie Schatten zu Licht, verhält sich auch die Unwissenheit zum Wissen, die Dummheit zum Verstand. Die Grade der Unwissenheit und Dummheit sind nur scheinbar, denn eigentlich ist die Quantität der Unwissenheit nur nach dem mehr oder minder großen Mangel an Wissen zu bemessen. Nur die Quantität des Wissens

ist einer Zunahme fähig, eine sich steigernde Unwissenheit läßt sich nicht vorstellen. Ebenso kann ich mir nur höhere Potenzen des Bewußtseins denken, nicht aber ein über alles erhabenes „Unbewußtes“, wie es manche moderne Philosophen anzunehmen belieben.

Es wird mir vielleicht schwer werden, bei obiger Methode auszuharren, wenn ich das Böse, das Häßliche und das Unglückliche auch als einfache Negationen betrachten wollte, denn es lassen sich diese Dinge nicht als bloße Abwesenheit ihrer Gegensätze hinstellen, sondern dieselben müssen als positiv anerkannt werden, da sie allerdings Gradationen zulassen. Es gibt häßliche, schlechte, unglückliche Wesen und daneben gibt es häßlichere, schlechtere und unglücklichere. Der Schmerz ist nicht nur ein Genußmangel, er ist ein selbständiger, steigerungsfähiger Zustand.

Will man nun die Gegensätze von Schönheit, Güte und Glück nicht als gleichberechtigt mit diesen annehmen, so bietet dies freilich einige Schwierigkeit, ein scheinbar verwickeltes Problem. Aber auch dazu läßt sich eine Lösung finden: Das Böse, Häßliche und Unglückliche sind nicht als Manifestationen einer allenthalben tätigen Kraft, sondern vielmehr als die Störungen einer solchen zu betrachten. Der Schmerz ist eine Abnormität, wer wollte es leugnen? Ebenso die Bosheit, ebenso das ekelerregende Häßliche — pathologische Erscheinungen sind es, weiter nichts. Und wie wäre an eine Gleichberechtigung, an sich aufwiegende Streitgewalten zwischen gut und schlecht, schön und häßlich, glücklich und elend zu denken, wenn wir die ersten dieser Prinzipien immer als Ziele aufgestellt sehen, zu welchen alle sozialen und natürlichen Tendenzen weisen, während die letzteren (die gar nicht Prinzipien, sondern nur Accidenzien genannt zu werden verdienen), um sich her nur allgemeine Fliehkraft erwecken?

Der Schmerz ist meist in Begleitung von den Negationen des Guten und Schönen zu treffen. Und da diese Negationen immer geringer werden durch das Entfalten und Verbreiten der Güte, so ist auch ein sichtliches Abnehmen des Schmerzes nachweisbar. Die Krankheiten werden geringer durch das Wachsen der medizinischen Kenntnisse und durch die Verminderung des krankheitsbereitenden Elends. Die Verbrechen, der Haß, die Unwissenheit — letztere der meisten Übel Urgrund — nehmen ab im immer stärker erglühenden Feuer der Menschenliebe und des Wissens. Nicht steigendes, überall im großen Ganzen sich verminderndes Elend können wir konstatieren. Und da, wo sich das Gute und Schöne und Wahre zeigt, da geht stets das Glück nebenher — man könnte das eine am andern abmessen. Die Liebe, dieser höchste Ausdruck des Guten, ist auch der höchste Ausdruck des Glücklichen. „Diesen Kuß der ganzen Welt“ konnte Schiller nur in einem Liede an die Freude singen. Das Mitleid, die Barmherzigkeit sind auch der Liebe entsprossene Gefühle und diese sind wieder Verminderer des Elends. Die Barmherzigkeit hat das rote Kreuz geschaffen, und eine noch höhere Barmherzigkeit würde ein Bannerzeichen tragen, das die ganze Welt in einen Bund des Friedens schlösse. Das Mitleid, berufen, die Summe der Leiden auf dieser Erde zu verkleinern, hat sich auch der Tierwelt angenommen, und obwohl schon längst in der Bibel der Satz stand „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Rindviehs,“ so war es doch erst unserer vorgeschrittenen Zeit vorbehalten, Tierschutzvereine zu bilden und die Schutzmaske zu erfinden, die dem armen Schlachtvieh soviel Angst und Leiden erspart und deren Anwendung, wie gegenwärtig an einigen Orten der Schweiz, hoffentlich bald allerorten gesetzlich vorgeschrieben sein wird. — Das Chloroform und das Lachgas heben den Schmerz der chirurgischen Operation auf; die moralischen

Schmerzen der erlittenen Unterdrückung weichen vor dem Einfluß des sich stets verbreitenden Freiheitsgeistes: Waisenhäuser, Schulen, philanthropische Anstalten aller Art mindern die Zahl der Verwahrlosten und somit die Zahl der Verbrecher — mit einem Worte, das Böse und das Gute kämpfen, aber ihr Kampf gleicht dem Kampf des aufgehenden Morgens mit der Nacht: ein sicheres Schattenweichen.

Und daß dies keine utopistische Schwärmerei ist, daß wahrhaft und wirklich das Gute die vorgezeichnete Straße des Weltlaufs bildet, das können wir doch deutlich im Rückblick auf den bereits zurückgelegten Weg ersehen. Freilich ist's im Ewigkeitsgange eine gar kurze Strecke, die hinter uns liegt, und zudem ist auch unser Gesicht nur schwach. Aber dennoch, wir müssen erkennen, wie allenthalben das Licht die Schatten verscheuchte, wie das Rohe sich veredelte, das Einfache sich verschönte, wie die Wahrheit den Irrtum besiegte, wie rings das Streben alles Seins sich im Vermehren des Guten und im Vermindern des Schlechten verwirklicht hat. Und da dieses tröstliche Bild sich vor unserem umgewandten Blick entfaltet, und da die unwandelbare Gesetzesordnung der Welt uns Bürge ist, daß jede Tätigkeit der Natur durch alle Zeiten auch in derselben Richtung tätig sein wird — was muß sich erst unseren hoffenden Blicken bieten, wenn wir sie nach der Straße richten, die v o r uns liegt? Dort in jener Ferne, wo künftige Geschlechter erstehen, die sich zu uns Menschen verhalten wie wir zu den Muschelschalen . . . dort in Gestirnen, gegen welche unsere Gäa ein Sandkorn ist . . . dort am Herde selbst der Wahrheit, am Flammenborn der Liebe . . . in gewaltig lichter Gottesnähe . . . da muß ich wonneschauernd das schwache Seelenauge schließen — solchen Allglanz kann es nicht ertragen!



Sechzehntes Kapitel.

Der Zeitgeist. — Epochenstempel. — Man kann seiner Zeit nicht voraus sein. — Das unsichtbare Keimen der Ideen. — Verwandlung der Denkstoffe.

Ich habe mich vorhin hinreißen lassen. Das geht schon nicht anders. Manchmal schlägt der Gedanke so mit den Flügeln, steigt gegen sonnige Höhen und fällt dann ermattet herab — wie dies die Sage des Ikarus schon längst versinnlicht hat. Wenn wir mit dem uns zu Gebote stehenden Vorrat von Begriffen und Worten jene Ahnungsschimmer ausdrücken wollen, die an unserem Geisteshorizonte nur so aufblitzen, dann werden wir so leicht überschwänglich und haben dabei doch lange nicht unsere intuitive Vorstellung erreicht. Freilich, wenn man seine Besitztümer zählt, wie dies ja des gegenwärtigen Inventariums Aufgabe ist, so kann man nicht nur die Umlauf habenden Münzen registrieren, sondern muß auch der ungeprägten Barren erwähnen — und solche sind ja die im tiefsten Schacht jeden Menschengeistes verborgen liegenden Einbildungen und Bestrebungen. Erst ein späteres Zeitalter verwertet einst nach allgemein anerkanntem Münzfuße die gegenwärtig noch ungehobenen Metalle.

Zeitalter, Epochen. Diese Worte kommen mir so

oft unter die Feder. Wohl deshalb, weil ja alles von der Zeitströmung abhängig ist und daher die Betrachtung aller uns auffallenden Erscheinungen mit der Betrachtung der Zeitgestaltung zusammenhängt. Unbeachtet geht das Heute in das Morgen über, und die Merkzeichen der Gegenwart fallen uns nicht auf. Aber von einiger Entfernung — wenn sich nämlich die aufeinander folgenden Tage zu einer Masse gruppiert haben, die man eine Epoche nennen kann, dann erscheinen die mannigfachen individuellen Empfindungen, Geschmacksrichtungen, Ausdrucksweisen in dichten Gruppen, und wir erkennen die verschiedenen Zeitphysiognomien in den Kunstwerken, Hausgeräten, Moden, Schreibstilen, Denkweisen der vergangenen Zeiten. Für den Atiquitätenkenner trägt jedes Porzellanstück, jedes Bild, jeder Bucheinband ein Datum, und so erhält noch immer alles um uns her unbewußt einen unauslöschlichen Epochenstempel.

Der sogenannte Zeitgeist, in welchem unser Geist sich bewegt, gerade so wie unser Körper in der ihm zunächst umgebenden Luftsphäre — wie ist der auch ein Gegenstand des Mißtrauens und des Hasses im Lager der Fortschrittsfeinde, wie wird da dessen notwendiger Einfluß, wo nicht gänzlich weggeleugnet, so doch angejammert. „Ach, die Zeichen der Zeit!“ „O, die Verderbtheit des Jahrhunderts!“ „Weh die Gefahren des modernen Gedankens!!!“ So klagen und warnen die Zionswächter. Aber was hilft's . . . selbst sie sind in die Zeitfluten getaucht, wenn sie auch entgegenschwimmen. —

Ein eigentümliches Ding um diese unsichtbare, mächtige Gewalt, Zeitgeist genannt. Erst in unsern Tagen beginnt man dessen unabwendbare Herrschaft anzuerkennen und derselben Rechnung zu tragen, während früher die Zeitströmung meist als ein feindliches, vorüber-

gehend auftretendes, mit allen Kräften zu bekämpfendes Element betrachtet worden ist. Das Wort Zeitbewußtsein ist neuester Prägung, und noch ist dieses Bewußtsein lange nicht allenthalben erwacht.

Wenn ich mir diese geheimnisvolle, ungreifbare und doch so fühlbare, uns von allen Seiten beeinflussende geistige Substanz versinnlichen soll, so muß ich mir wieder ein Bild aus der stofflichen Welt herüberholen. Von allen Körpern lösen sich minimale Teilchen los, welche als Staub unsere ganze Atmosphäre füllen. Unter den Stäubchen, die wir im einfallenden Sonnenstrahle tanzen sehen, flattern Parzellen von allen denkbaren Stoffen umher, aus Pflanzen-, Stein- und Tierreich. Diese im Schatten unsichtbaren, immer ungreifbaren kleinen Welttrümmer umgeben uns ringsum und dringen in alle Fugen; sie legen sich uns an und wir atmen sie ein — als Düfte, wenn sie dem Veilchenfelde, als giftige Miasmen, wenn sie dem faulenden Sumpfe entsteigen. Und so geht ein analoger Prozeß in immateriellen Dingen vor sich. Wie der Raum mit unsichtbaren Körpern, so ist auch die Zeit mit flatternden Ideen gefüllt. Von dem Vorrate menschlichen Wissens und Denkens lösen sich auch solch kleine Teilchen los und dringen in alle Seelenfugen. Es gibt solche Anschauungen, Meinungen, Tendenzen, die im allgemeinen fühlbar sind und doch von den meisten Individuen nicht erfahren, noch erkannt worden sind. Aus den Büchern, aus den Hörsälen, aus den Zeitungsspalten, aus den Versammlungsorten der Menschen, wo die Ideen wachsen und blühen, weht der Tageswind nur winzige Stäubchen in die übrige Welt hinaus — von den Künstlerhallen wehen die Düfte, von den Verbrecherspelunken oder von den stockenden Dummheitsregionen wehen die Miasmen — das alles atmet die Menge ein; das wirkt auf ihr geistiges Leben, auf ihr Bewußtsein, und das ist der uns rings umflatternde

Zeitstaub. Wer vermag es, sich aus solcher Atmosphäre herauszuheben?

Doch wollen die Leute so oft dem menschlichen Geiste das Verdienst andichten, außerhalb seiner Zeit zu sein. Entweder, wie einige von sich behaupten, „nicht so schlecht, wie das Jahrhundert" oder, wie dies so häufig von großen Geistern gesagt wird, „seiner Zeit voraus". Ein Mann, der seiner Zeit voraus ist, das ist, buchstäblich genommen, eben solch ein Widersinn, wie etwa ein Vogel, der über sich selbst hinausfliegt. Jeder Mensch kann immer nur mit den Ideen zu Werke gehen, welche in der ihn umgebenden Zeit schon — wenigstens im Keime — enthalten sind. Doch kommt es vor, daß durch fleißigeres Ansammeln, durch lebhaftere Empfänglichkeit bei einem Geiste mehr als bei anderen die im Zeitraum allgemein aufgelöst schwebenden Ideen sich zu dichteren Formen zusammenfügen und nun zum ersten Male in fester Ausdrucksform erscheinen. Solche Geistesergebnisse sind es dann, welche gewöhnlich mit dem Satze „ihrer Zeit voraus" bezeichnet werden.

Ein Zuwachs an Ideen findet zwar unablässig statt, sonst müßte der Menschengeist immer stillstehend bleiben; aber dieser Zuwachs entsteht nicht durch das Vorausnehmen eines dem Zeitgeiste noch nicht innewohnenden Gedankens, sondern durch die Vervielfältigungskraft des vorhandenen Stoffes. Aus dem Zusammenstoß zweier Gedanken entwickelt sich ein dritter; oder es teilt sich eine Idee und gebiert auf diese Art neue, wieder teilungsfähige Abkömmlinge. So kann bei fleißigen Denkern ein Schatz von Ideen entstehen, welche scheinbar der Zeit vorausgreifen, aber doch nur zeitentkeimt sind.

Daß man hinter seiner Zeit zurück sei, das ist ganz möglich. Man braucht nur durch Abgeschiedenheit, durch Unwissenheit oder durch Auffassungsmangel von den Zeiteinflüssen unberührt geblieben sein. Aber auch das ist

ein seltener Fall; jener Zeitstaub ist eben so durchdringend, daß er durch alle Ritzen und Fugen Einlaß findet, daß er durch Klostermauern, unter Dorfstrohdächer und selbst in das Kindszimmer seine Atome entsendet.

Eine Ansicht, die sich in der Studieneinsamkeit einzelner Denker aus dem überlieferten Gedankenmaterial heraus entwickelt hat, tritt erst langsam und mühsam ihr Dasein an; sie flüchtet sich in ein paar Bücher und trachtet da weiter zu leben; nun wagt sie sich hinaus und stößt auf Gegner. Letzteres ist vielleicht die beste Entfaltungsbedingung. Alle neuen Ideen werden zuerst durch ihre Widersacher bekannt. Die große Menge, welche die Gedankenarbeit nicht vorgenommen hat, die zu der Geburt der besagten neuen Idee führte, hätte natürlich kein Verständnis für dieselbe und würde deren Erscheinen daher gar nicht gewahr werden; — aber die Gegner sind da, zu verkünden, daß dieser oder jener ungeheuerliche Gedanke am Horizonte aufgestiegen, und laut fordern sie zum Kampfe dagegen auf. Ohne sich die Mühe zu geben, die als gefährlich bezeichnete Idee zu ergründen, wiederholt die Menge nun die Warnungsrufe, und die meisten Leute reden dann von einer Sache, die ihnen nur durch den aufgewirbelten Protest bekannt geworden. So kommt es, daß sich anfangs an die Namen neuer, bahnbrechender Ideen ein gewisser Schimpf haftet, welcher in den Ohren derer nachklingt, die von den mit dem verpönten Namen verbundenen Begriffen gar nichts erfahren haben.

Eine auffällige Illustration obigen Vorgangs weist die Lehre Darwins auf. Während das Buch „Von der Entstehung der Arten“ nur von wenigen Fachmännern gelesen ward, erhob sich im großen Publikum eine wahre Flut von Artikeln, Gegenschriften, Aufrufen, Diskussionen, worin der Darwinsche Gedanke verdreht, entstellt und angefochten wurde; und so ward der Name des großen

Naturforschers hoch berühmt und geächtet zugleich, das Wort Darwinismus beinahe gleichbedeutend mit Satanismus, und gerade solche, die von dem Geiste dieser Lehre das geringste Verständnis hatten, trugen durch ihr Zetern am meisten zu ihrer Verbreitung bei. „Der Mensch stammt vom Affen ab.“ Damit glaubten sie den Extrakt der neuen Theorie erfaßt zu haben, und das war dann leicht mit verächtlichem Achselzucken widerlegt. Es galt wohl anfangs in weiten Kreisen als eine Art Schande, als Geistesschwäche, wo nicht als frevelhafter Wahnsinn, ein Anhänger Darwins zu sein. Und gegenwärtig (wenn auch mit vielen Ausnahmen, denn das angeführte Beispiel ist noch neu), wo die verschiedensten Forschungen alle vereint auf den Satz weisen, „vom Einfachen zum Komplizierten“, jetzt wird Darwins Kettenfolge der Organismen — ohne bei den Affen eine auffällige Station zu machen — von den meisten gebildeten Menschen stillschweigend als Grundlage der Beobachtungen angenommen und gar nicht mehr als „Darwinismus“, sondern einfach als eine vernunftgebotene Methode gebraucht. — Wenn eine Idee einmal dieses Stadium erreicht, dann vermischt sie sich sozusagen mit dem öffentlichen Bewußtsein und dringt in den ganzen Kreislauf der Gedanken, wie sich z. B. eingenommenes Eisen dem Blute vermischt.

Oft glaubt der Mensch, daß er eine neue Idee zur Welt gefördert hat, während von vielen anderen gleichzeitig dasselbe gedacht wird. Das ist ja ganz natürlich: der Keim, aus dem *meine* Idee sich erschloß, der flattert ja allenthalben umher. Es geschieht sehr häufig, daß dieselben Erfindungen und Verbesserungen an verschiedenen Orten gleichzeitig ins Leben treten. Durch die Verbreitung des Wissens, durch den Fortschritt der Industrie hat auch die Fruchtbarkeit dieser beiden zugenommen, und darum treffen die neuen Entdeckungen jetzt so häufig zusammen.

Zuweilen findet man in alten Büchern Ansichten ausgesprochen, auf welche man als auf eine funkelneue eigene Kombination ganz stolz war. Wie soll man auch im eigenen Kopfe nachforschen können, was darein eingeführt wurde und was sich selbständig darin entwickelt hat? Die Masse des ersteren ist so unabsehbar und das letztere so verschwindend gering — in den meisten Köpfen gar nicht vorhanden.

Man begegnet mitunter in alten Werken Ideen, welche damals, als sie zuerst ausgesprochen wurden, unbemerkt vorübergingen und welche jetzt als neu die Welt revolutionieren. Dazu liefert der Darwinismus auch wieder ein Beispiel. Sowohl in Lamark findet man den Grundgedanken dieser Lehre, als auch in Oken und besonders in den Schriften von Darwins Großvater. Daraus sieht man wieder, daß nichts — auch Ideen nicht — bloß aus eigener Kraft bestehen kann, sondern daß jede Existenz durch tausenderlei äußerliche Wechselwirkungen bestimmt wird. Immer die alte Geschichte von den auf felsigen oder auf fruchtbaren Boden fallenden Samenkörnern. Der Boden, in welchen Ideen fallen, ist für die Entwickelung derselben von ebenso großer Wichtigkeit, als deren innewohnende Lebenskraft. Wieviel neue Gedanken mögen wohl heute entstehen, die das Heute aber unbemerkt vorüberweht, deren gebundenes Lebensprinzip erst in spätern Zeiten — wenn die angemessenen Umstände eingetreten sein werden — zur Tätigkeit erwachen soll? . . .

Es ist in allem und jedem so schwer, den eigentlichen Anfang eines Dinges anzugeben. Wir datieren gewöhnlich eine Erfindung, eine Idee von dem Zeitpunkte, in welchem zuerst Stimmen laut wurden, die diese Erfindung oder diese Idee besprechen; aber wer kann wohl wissen, ob nicht vielleicht weit früher dieselben Erscheinungen sich schon gezeigt hatten, ohne auf-

gefaßt worden zu sein? Wie die Fülle eines Tones nicht nur von der eigenen Klangeigenschaft, sondern hauptsächlich von der Resonanzkraft des Raumes abhängt, an welche seine Schwingungen prallen, so gehört als erste Bedingnis zum Weiterdringen eines Gedankens, daß er nicht einem Glockenton in wattierter Schachtel gleich, von dumpfem Unverständnis erstickt werde.

Ich möchte wissen, ob jemand mit voller Überzeugung und berechtigter Bestimmtheit bei Äußerung einer Idee sagen kann: „Diese Idee ist mein." Ich glaube kaum. Nachdem jeder neue Gedanke das Zeugungsprodukt jener Gedanken ist, welche Allgemeingut sind, so können mehrere solcher Zwillingsgedanken in verschiedenen Köpfen geboren werden. Zudem — wie will man sich so genaue Rechenschaft geben über den durchgemachten Denkprozeß, ob das eben Gedachte eigene Zeugung ist, oder vielleicht die Reminiszenz von etwas längst Gehörtem oder Gelesenem?

Eigentlich kann man jeden Gedanken sein eigen nennen, welcher nicht absichtlich abgeschrieben oder nachgesprochen wird, sondern welcher aus dem Vorrat der übrigen selbstangenommenen Anschauung hervorgeht und sich im Zusammenhange mit der ganzen eigenen Denkungsart befindet. Was man einmal gelesen, begriffen und behalten hat, das vermengt sich mit den vorhandenen Ansichten, und wenn man es dann wieder in Verbindung mit letzteren ausspricht, dann ist es immerhin eigene Idee zu nennen. Und erscheint diese selbst auch nicht neu, so ist es doch jedenfalls ihre Ausdrucksform. Die endlose Abwechslung, die rings in der Formenwelt herrscht, muß auch in der Gestaltung der Ideen sich einstellen, sobald man dieselben nicht nachplappert, sondern erst dann zum Ausdruck bringt, bis sie aus dem eigenen Gedankenmodel umgestaltet hervortreten.

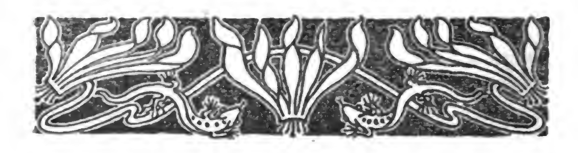
Über die chemischen Verbindungsprozesse, die sich im menschlichen Hirne abspielen, über jenen Formenwechsel der aufgenommenen Gedankenelemente habe ich einmal eine sehr hübsche Definition in der Revue des deux mondes gefunden (gezeichnet E. Montégut, deren Übersetzung ich hier folgen lasse:

„Eine geistige Chemie, welche der physischen analog ist, vermengt, zersetzt und neugestaltet die unter ihre Wirkung gebrachten Kenntnisse. Was vorhin ein geschichtliches Faktum war, löst sich auf, verliert allen konkreten Charakter und wird zu einer metaphysischen Abstraktion; was eine reine Idee war, eine einfache mathematische Monade, tritt aus dem Zustande der Abstraktion und verbindet sich, von den Gesetzen einer geheimnisvollen Wahlverwandtschaft getrieben, mit einer materiellen Tatsache und bildet sich so einen Körper durch Adhäsion; eine dornige und trockene philosophische Theorie wird sich mit Blumen bedecken, wie ein Heckenstrauch; ein ganzes System wird sich in ein einziges, einer leichten Dunstwolke gleichendes Bild auflösen; und umgekehrt: — eine einzige Metapher wird zum zeugenden Prinzip eines ganzen Systems."

Sie ist auch ein Zeichen unserer Zeit, diese Tendenz, die Dinge des Geistes nach derselben Methode zu beobachten, welche in den Naturwissenschaften längst angewendet wird, nämlich die Aufsuchung von Gesetzen. In diesem Sinne betrachtet zum Beispiel der Akademiker H. Taine in seinen kritischen Werken die Erscheinungen der Kunst, indem er dieselben als ein Ergebnis der Mitte (d. h. die Natur des Landes, die umgebenden Verhältnisse, die herrschende Zeitströmung 2c.) hinstellt. Jeder Schriftsteller ist nach Taine, wie jeder Künstler und jeder Mensch überhaupt, das unbewußte Resultat der erwähnten Kräfte, die in einer maßlosen Reihe von gegenseitiger Abhängigkeit einwirken.

Diese Theorie, welche auch ein Gegenstand der heftigsten Kontroverse ist, werde ich mir nach verschiedenen Seiten beleuchten und zum Gegenstande eines eigenn Kapitels machen. Solche Anschauungen, die ja meine innigsten Gedankenfreuden betreffen, will ich in diesen mir zu Gefallen geschriebenen Blättern nicht nur so im Vorübergehen berühren, sondern mit Liebe ausarbeiten.





Siebzehntes Kapitel.

Pause. — Über die Liebe. — Die tausend Spielarten derselben. — Das Ideal einer Geliebten. — Fürstin Kathi. — Das Ideal einer Frau.

Wieder eine kleine Pause. Der Gedanke, der, vom Ich abstrahierend, sich in der Allgemeinheit bewegt, macht da eine immerhin anstrengende Höhenfahrt. Das ist so ein vogelperspektivisches Luftballonvergnügen, welches gar bald ermüdet. Man sehnt sich da doch wieder herab, in seine kleine nächste irdische Umgebung, wo das eigene Heim nicht aussieht, wie ein schwarzes Pünktchen und wo das Menschengetue nicht nur wie Ameisengewimmel erscheint.

Wie bald hätte man Augenschmerzen, wenn man immer nur durch Fernrohre und Vergrößerungsgläser schauen würde; und obwohl diese Instrumente unser Gesicht verschärfen und uns das sonst ungeahnte Entfernte und Kleine nahe bringen, so sehnt sich doch das Auge nach den gewohnten Proportionen. Man sieht doch wieder lieber das Porträt der Geliebten im Medaillon an, als die Ringe des Saturns am Firmament, und verzichtet auch gern darauf, die Spirillen und Bakterien im Wasserglase tanzen zu sehen, das man eben an seine durstigen Lippen setzen will. Gerade so mag auch der

Gedanke die umgebenden Gegenstände nicht immer in den philosophischen Proportionen ihrer Weltbedeutung betrachten, sondern will sie lieber in ihrer Beziehung zu unsern kleinen persönlichen Verhältnissen auffassen.

Und da ich kein systematisches Buch schreibe — wieder freue ich mich dieses oft erwähnten Umstandes — so kann ich auf diesen Blättern selbst die wohltätige Geistesruhepause zum Ausdruck bringen und hier alles niederzeichnen, wie es meinen unbewaffneten Augen und meinen unabstrahierten Gedanken erscheint, wenn ich dieselben nicht über die Grenzen meiner vier Mauern und nicht über die Regionen meiner persönlichen Empfindungen hinaussende.

Soll ich wieder ein paar Erinnerungen aus vergangenen Tagen festzuhalten suchen? Ach, daß die schönsten davon so verflüchtigt sind wie Morgennebel! Liebesgeschichten wären es natürlich, die ich mir da erzählen wollte. „Krone des Lebens, Liebe bist du," wie es im Liede heißt, und so ist es auch. Das sind die herrlichsten Stationen in der Lebensreise, diese verschiedenen Etappen am „Flusse Tendre". Ein Herz, das nie mit Liebesgefühlen oder doch mit Liebessehnsucht geschlagen hat, ist nicht ganz normal. Beseligendstes aller Weltgesetze — tiefstes der Mysterien und doch vielleicht aller übrigen Mysterien Schlüssel! . . .

Nina . . . Marie — — Izabel — Adele — Kitti . . . wie süß klingen mir diese Namen an! Und an meiner Erinnerung schweben auch Gestalten vorbei, die ohne Namen sind, die nur so jählings aufschimmern, in Glut- und Anmutfarben getaucht, und dann wieder verschwinden . . . Einen Kussographen sollte mir Edison erfinden, in welchem sich auf einer beliebigen Staniolplatte die Empfindungen des ersten Kusses fixierten. Freilich — wenn alle diese Lippenflammen sich dann in einen einzigen Funken konzentrierten, der sich aus der Maschine

entlüde, so wäre das genügend, einen Mann zu erschlagen . . .

Welchen von meinen erlebten Romanen würde ich mir wohl zurückzaubern, wenn solches in meiner Macht läge? — Nein, keinen. Es müßte wieder eine „neue Liebe" sein. Da gibt es auch tausend Spielarten. So oft auf dieser Welt geliebt wurde, wurde auch anders geliebt. Wenn ich nicht schon fürchten müßte, mir selbst langweilig zu werden mit meinen ewigen Vergleichen aus der organischen Natur, so könnte ich mir wieder ganz gut versinnlichen, wie aus dem ursprünglichen Liebeskeime sich diese ganze blütenreiche Flora entwickelt hat, die den menschlichen Liebesgarten schmückt. Was war's zuerst? — Ein Naturtrieb, ein Fortpflanzungsgebot — und wie hat sich das entfaltet, veredelt, vergeistigt — wie ist daraus diese ganze duftberauschende, farbenglühende Blumenwelt entstanden, die unsern Jugendpfad verherrlicht!

Daß die Liebe, wie wir sie heute kennen und besingen, auch ein Produkt meines gelobten Fortschritts ist, das kann doch niemand leugnen. Was wissen die Wilden von dieser Gefühlsblume? Den Einwand ließe ich nicht gelten, daß das Mittelalter unsere sogenannte Geld- und Industrieepoche an Liebesschwärmerei übertrifft, denn ich denke, daß „Schwärmerei" überhaupt eine kindischere, niedere Stufe in der Gefühlsleiter ist, als z. B. Leidenschaft; auch müssen wir reicher sein als das Mittelalter in unseren Liebesbesitzen, und wäre es nur um die romantischen Chroniken aus jener Zeit. Alles sammelt sich an und alle Schätze, auch die des allgemeinen Menschenherzens — (so wie es ein Zeitbewußtsein, ein allgemeines Gewissen gibt, so nehme ich ein Universalherz an) mehren sich. Was unsere Vorfahren gedacht haben, was sie mit ihren Händen gearbeitet haben, alles das ist unser Besitz geblieben; und so ist uns auch das,

was sie fühlten, dichteten und liebten, nicht verloren. Wir gehen sogar oft zuweit in diesem Besitznehmenwollen von den zurückgelegten Empfindungsreichtümern: wenn wir verliebt sind, so glauben wir immer, alles das fühlen zu sollen, was die Verliebten aller Zeiten uns von ihren Gefühlen mitgeteilt haben. Alles, was wir gelesen und gehört haben von der Macht der Leidenschaft, von dem Feuer des Verlangens, von den Anbetungen, Entzückungen, Hingebungen — wir wollen das alles in dem eigenen Herzschlag vereint empfinden. „Diese oder Keine", „Ewig und ewig dein!" „Sie besitzen oder sterben", das sind so einige Schlagworte, welche die verschiedenen Liebenden hinterlassen haben und welchen man auch zuschwört, sobald man die erste Liebesregung fühlt. Das ist so, weil man meint, es gebe nur eine „echte" Liebe, und wenn man sich von der süßen Krankheit getroffen weiß, so denkt man, es müßten sich alle die bekannten Symptome einstellen. Aber es ist nicht immer so gefährlich. Wie oft liebt man wohl zum „ersten" und wie oft zum „letzten" Male? Wie oft sagt man „Die oder Keine" und nimmt dann doch die andere? Und wie, wenn Liebe schwindet?

„Die war's nicht, der's geschah."

Dieses Dichterwort gibt man sich zur Antwort; erklärt, die geschwundene Liebe sei nicht die richtige, und bringt der nächsten wieder das gleiche Vollvertrauen entgegen, bis man endlich alt und kalt und skeptisch wird und achselzuckend meint, die Liebe sei überhaupt nichts wahr Bestehendes — nur Dichterwahn und Backfischtraum. Aber solcher Zweifel ist auch falsch. Liebe gibt es, und in tausend und abertausend Gestalten umgaukelt sie unsere gefangenen Sinne und füllt sie unsere pochenden Herzen. Ihr Thermometer erhebt sich von Null durch unzählige Grade bis zum Siedepunkt; oder, um auf meine beliebte vegetabilische Allegorie zurückzukommen

(das wird bald zur fixen Idee): Hier wächst die Liebe als unscheinbares Moosgeflecht und dort als Rose — und in jenen südlich heißen Tropenherzen als gifthauchende Purpurblüte.

Das Analysieren und Zerlegen der Liebe, das Zurückführen derselben auf den einfachen Fortpflanzungstrieb, mit welchem manche Pessimisten dieses herrliche Gefühl entpoetisieren möchten, benimmt ihm eigentlich gar nichts von seiner Pracht und von seiner Wirklichkeit. Alles läßt sich auf ein Grundelement zurückverfolgen: der Diamant bis zum Kohlenstoff, das Brokatkleid zum Seidenwurm, Paganinis Spiel zur zitternden Darmsaite, das stürmende Meer zu bewegtem Sauer- und Wasserstoffgas — sind darum jene Erscheinungen minder prachtvoll und minder wirklich?

Alles, was einmal gedacht und einmal empfunden worden ist, hat im Reiche des Ideellen seine Existenzberechtigung und seine sich fortarbeitende Lebenskraft. Jede noch so überspannte Liebesspielart, die einmal gefühlt und ausgedrückt wurde, ist wahr und wirklich; man kann erklären, aus welchen ursprünglichen, einfachen Gründen sie sich entwickelt hat, aber ihr zusammengesetztes Dasein läßt sich nicht mehr wegleugnen.

Von der Beharrlichkeit der Liebesleidenschaft habe ich mir niemals zu viele Illusionen gemacht. Ich habe zu früh erfahren, daß die Liebesentwicklung die verschiedensten Phasen durchmacht. Und die entzückendste dieser Phasen bleibt doch das gewisse erste Gewahrwerden des eigenen und des gegenseitigen Gefühls. Das erste Einverständnis . . . das erste du . . . O, unsäglich süße, geheimnisvolle Dämmerstunde, die dem Aufsteigen der Liebessonne vorangeht! Noch hat man nicht gesprochen, wagt es aber, das geliebte Weib mit einem besitznehmenden Blick zu betäuben . . . Sie erblaßt und erbebt unter diesem Blicke und indem sie ihr Auge in das unsere

senkt — beklommen, schwindelnd, in beinahe schmerzlicher Wonneverheißung, gibt sie sich gefangen ... Der tiefste Reiz der beginnenden Liebe ist das Bewußtsein des geteilten Geheimnisses und das Bewußtsein, daß das geliebte Wesen auch solche Gedanken wie die unseren hegt, die mit einem Blitzeszucken das ganze gelobte Land des zukommenden Liebesglückes umfassen. Ist dieses Liebesglück nun ein verbotenes, so fühlt man für beide den Schmerz des Kampfes und die schwindelsüße Anziehungsgewalt des Abgrundes. Lieber, als sich trennen, wollte man mit einem wilden Schrei des Todes einander in die Arme stürzen ...

Aber gewöhnlich folgt nicht der Tod — sondern nur ein paar mit Lügen und Ränken erkaufte Taumelstunden; bald verliert der Abgrund an Tollheitszauber — man lustwandelt immer ruhiger dahin und das Ganze endet mit einem kalten Auseinandergehen.

Ich habe die verschiedensten Liebschaften gehabt. Es ist wahrlich nicht meine Absicht, hier Casanovasche Memoiren zu schreiben, aber warum soll ich diesen Umstand, der ja im Leben der meisten Männer enthalten ist — die verschiedensten Liebschaften nämlich — nicht erwähnen sollen? Nicht daß ich mich dessen brüstete. Im Gegenteile: wenn ein Mann ein Recht hat, auf etwas stolz zu sein, so ist es auf das Glück, eine Geliebte oder eine Gattin gefunden zu haben, die ihm ein so fesselndes Liebesleben bot, daß er an ihrer Seite in langjähriger Treue ausharren konnte. — Mein armes kleines Weibchen hat mir der Tod so schnell entrissen und von meinen Geliebten wußte keine Treue einzuflößen, noch zu wahren. Infolge meiner Erfahrungen über Frauen und Liebe mache ich mir zwar verschiedene Ideale — das Ideal einer Geliebten und das Ideal einer Gattin. Ersteres personifiziert mir die „große Dame". Nur keine Modistinnen, Soubretten, Landmädchen oder Kokotten; auch

nicht die ehrsamen Frauen und Töchter mittlerer Stände. Nein, die große Weltdame. Das will ich gleich erklären und mir so ein Bild vergegenwärtigen, wie es meinem Ideal entspricht.

* *
*

Sie soll Fürstin Kathi heißen. Es ist so ein beliebter Kontrast in aristokratischen Kreisen, die stolzen Frauen mit solchen abgekürzten, bäuerischen Namen zu nennen. Das ist nur um so stolzer. „Für meinesgleichen bin ich die Kathi“ — scheint das zu sagen — „desto größer ist der Abstand zu jenen, die mich als die durchlauchtigste Frau Katharina Fürstin von und zu ***, Sternkreuzordens- und Palastdame, zu bezeichnen haben.

Fürstin Kathi ist zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahre alt. Ihre Schönheit besteht weder in Farbenfrische noch in Regelmäßigkeit der Züge, sondern in dem Zauber ihrer herrschaftsgewissen Vornehmheit. Jede ihrer Bewegungen ist ein bewußtes, dabei doch nachlässiges Szepterschwingen. Gang und Haltung sind schwebend und müde zugleich; der Kopf etwas seitwärts gebeugt, wie diademgedrückt. Wenn sie die Marmorstufen einer teppichbelegten Treppe hinabsteigt, mit schwer nachwallender Schleppe, oder wenn sie in den Ballsaal tritt, oder auch nur aus einem Modeladen bis zu dem offengehaltenen Wagenschlage geht, — immer ist es, als durchschritte sie ein Spalier von tiefverneigten Huldigern. Sie ist zart und gebrechlich; die Glut ihres Blickes verschleiert sie mit halbgesenkten Lidern; ein eigener ätherischer Duft — wie von echten Spitzen, die in Sandelholzschatullen lagen — entschwebt ihren Gewändern und ein leises, goldenes Geklapper von Kettchen und Medaillons begleitet jede ihrer langsamgraziösen Bewegungen.

Rauhes und Hartes ist nie an sie herangekommen — sie kennt das Leben nur von der flimmernden, blumigen, leuchtenden Seite. Ihr Dasein ist vor aller Kälte durch Hermelin und Flaum geschützt. Die Luft, die an ihre entblößten weißen Schultern streift, ist von Lusterflammen durchwärmt und von Blumenatem gesättigt; ihr porzellanglattes Füßchen im hohen Hackenschuh von weichen seidenen Maschen umschmiegt, kennt die Steine der Straße nicht und tritt nur auf samtne Teppiche oder kiesbestreute Parkwege. Ihre gewohnte Stellung ist das hingegossene Lehnen: in den Kissen ihres rappengezogenen Landauers, auf den schwellenden Polstern ihrer Causeuse, in dem Lehnsessel ihrer Opernloge.

Eine endlose Reihe von Festen füllt ihre Tage und Nächte: Bälle, Hoffeierlichkeiten, diplomatische Diners, Gesandtschaftsrouts, Privattheater, Wohltätigkeitsbazare, Pferderennen, Badereisen, Jagdpartien folgen aufeinander. Sie übt das rastlose Vergnügen als eine souveräne Pflicht. Aber sie ist müde, müde. Unter dem knappen Atlas-Kuiraß zuckt das Herz in einer bangen Sehnsucht . . . ein neugieriges Wissenwollen: „es muß doch noch andere Freuden geben? . . .“

Fürst Rudi, Kathis Gemahl, wohnt im andern Flügel des Palais und hält bekanntermaßen eine hübsche Operettensängerin aus. — Liebe — Leidenschaft. Die Worte schlagen von allen Seiten an Kathis Ohr. Auf den Wogen der Opernmusik, durch die Blätter des neuesten Romans, durch das boshafte Flüstern der Salonchroniken, überall wird jenes Zauberwort ihr zugeführt. Da fällt es in die Tiefe ihrer Seele hinein und plötzlich flammt es lohend auf. Glücklich, dreimal glücklich derjenige ihrer anbetenden Sklaven, auf welchen in diesem Augenblicke ihr schmachtendes Auge ruht.

Der Gunstbeschenkte einer solchen Frau zu sein, ist wohl ein Los, das die raffiniertesten Liebesfreuden

bietet, für welche unser kultur- und luxusgefeilter Sinn empfänglich ist. Sofern Liebe ein Rausch ist, eine verzückte Erweckung der Lebensgeister, was kann man sich da für eine Atmosphäre denken, die narkotischer wirkte als diese Glanzatmosphäre, welche die große Dame umgibt? Alle Motoren der Leidenschaft, nämlich die Eitelkeit, das Geheimnis, die Schwererreichbarkeit, wirken hier zusammen. Eine solche Geliebte zu besitzen, ist ein Ruhm, ein Entzücken und eine Gefahr.

Die Bitterkeit des gestörten Friedens, welche andere unerlaubte Liebe vergällt, fällt hier weg. Fürst Rudi wird durch den Treuverlust nicht unglücklich werden, sofern der äußere Anstand gewahrt bleibt. Im schlimmsten Falle jagt er uns eine Kugel durch den Kopf. Für Kathi selbst ist die Einweihung in das Liebesleben keine Störung, sondern eine Vollendung ihrer Existenz. Sie fällt in unsere Arme, nicht wie in einen Abgrund, sondern wie auf ein sanftes Ruhelager; das heimlich getauschte „Ich liebe dich" klingt ihr nicht nach als ein banger Gewissensschrei, sondern wie das endliche Lösungswort eines heißquälenden Rätsels.

Das Geheimnis, mit welchem die „liaison" umgeben sein muß, ist nur dicht genug, um dieselbe zu verschleiern und erhöht so ihren Zauber. Die es durchblicken, schweigen lächelnd. Man ist in einer Art stillen Einverständnisses mit der ganzen Koterie und ist dennoch diskret dabei. Man muß stets vorsichtig sein, sein gestohlenes Glück verbergen, hüten, sich tausend Mühen geben, nicht entdeckt zu werden — und hat noch die Beruhigung daneben, daß, w e n n man entdeckt würde . . . es weiter auch kein Unglück wäre. —

Und wie stolz, wie ehrgeizbefriedigt man an seinen fürstlichen Schatz denkt! Ist es möglich? Diese selbe, zu welcher gewöhnliche Menschen nur in ehrfurchtsvoller Entfernung aufblicken, auf deren Weg sich alle Häupter

entblößen und neigen, wir sagen zu ihr „du“ und unter unsern Blicken erglüht dieses vornehmblasse, kalte Antlitz; diese hochaufgetürmten Locken, in welchen diamantene Reifen blitzen, unter unserer zitternder Hand stürzt ihr Aufbau zusammen und die seidenen Ringe fallen duftend auf unsere Stirn. Wir begegnen ihr auf der Korsofahrt oder im glänzenden Gedränge des Hoffestes, wir verneigen uns ehrerbietig, während sie uns mit gleichgültigem Kopfnicken grüßt und doch — und doch — ... krampfhaft süß beklemmt sich unser Atem bei dem Gedanken, daß die Hohe, Stolze, Unnahbare mit uns ein Geheimnis und tausend glühende Erinnerungen und Erwartungen teilt.

Was war doch der Anfang des Ganzen? War's ein Blick, ein leisegesprochenes Wort, ein zufälliges Aneinanderschlagen der Herzen in einer tollen Walzertour? — Ich glaube mich zu erinnern: es war im Theater. Damals war ich der einzige Besucher in ihrer Loge. Ich sprach, wie schon oft über das Thema der Liebe — im allgemeinen — aber in meiner Stimme zitterte die Leidenschaft. Ich saß hinter ihr und atmete den Duft ihrer blonden Haare, die in schweren, perlendurchflochtenen Massen auf ihren Nacken fielen; ihr Kopf war etwas abgewendet und die weißbehandschuhte Hand zupfte an den Blüten des Kamelienbuketts.

Nun fiel der Vorhang, das Stück war zu Ende. Sie trat in den Logensalon und ich nahm den pelzgefütterten roten Atlasmantel, um ihn auf ihre Schultern zu legen. Dieses Mantelumhängen war der Anfang. Geschüttelt wie von einem leisen Frost, schmiegten und drückten sich ihre Achseln in die weiche Hülle — wärmebedürftig, zärtlichkeitssuchend — und lehnten so eine Minute — eine halbe Minute an meiner Brust . . . Und Kathi war mein.

* * *

Aber es ist doch nur eine Glorienepisode im Leben, so eine Kathi. Sie lieben zu dürfen, ist wohl ein herrliches Glück — rauschend, berauschend und schnell verrauschend — doch ihr Gemahl wollt' ich nicht sein. Das Ideal eines angetrauten Weibes, das denke ich mir wieder anders.

„Die Ehe ist das Grab der Liebe." Derjenige, der diesen Satz zuerst ausgesprochen, glaubte wahrscheinlich eine geniale Entdeckung gemacht zu haben und alle, die ihn nachsprechen, meinen eine traurige allgemeine Wahrheit zu bestätigen, für welche hie und da nur eine Ausnahme zugelassen werden kann.

Ich muß mir doch auch so ein Prachtaxiom ersinnen. Etwa:

„Die Luft ist das Grab des Fisches."

Das ist von einer auffallenden Richtigkeit und ich habe dabei noch voraus, daß für diese meine Generalregel eine Ausnahme gar nicht möglich ist. Da mir der Satz sehr gut gefällt, so benutze ich ihn gleich zu einer Schlußfolgerung und stelle ihn als erste Prämisse auf:

Die Luft ist das Grab des Fisches.

Nun brauche ich eine zweite:

Der Fisch ist ein lebendes Wesen;

folglich: Die Luft ist das Grab der lebenden Wesen.

Halt! Das muß doch nicht ganz richtig sein. Es gibt lebende Wesen genug in der Luft. Raben und Maikäfer gar nicht mitgerechnet, befinde ich mich ja selbst ganz wohl darin. Sind das vielleicht ebensolche Ausnahmen, wie sie auch bei dem berühmten Satze über die Ehe zugelassen werden? Untersuchen wir das näher:

Die Ehe ist das Grab des Verliebtseins,

Verliebtsein ist ein Gefühl der Liebe,

folglich: ah, jetzt hab' ich's. Verliebtsein ist nur eine Unterabteilung des Allgemeinbegriffes „Liebe", geradeso

wie die Fische eine besondere Ordnung im Reiche der lebenden Wesen bilden. Ein Prädikat, das sich im Vordersatze auf einen besonderen Fall bezieht, darf im Nachsatze nicht auf die Allgemeinheit angewendet werden. Hätte jener Weltweise „Verliebtsein" statt Liebe gesagt, so wäre sein Axiom so unumstoßbar gewesen, wie meine Behauptung von den Fischen. Diese — obzwar auch lebende Wesen — unterscheiden sich eben von andern Lebewesen u. a. dadurch, daß sie an andere Lebensbedingnisse gebunden sind. Und das Verliebtsein — obschon auch Liebe — braucht zu seiner Existenz solche Bedingungen, die in der Ehe ebensowenig enthalten sind, wie das Wasser in den Baumkronen — nämlich das Geheimnis, das Verbotensein, das Erreichenwollen, das Hoffen, Harren, Sehnen, Zweifeln. Alle diese Dinge, in welchen das Verliebtsein entsteht und atmet, die sind in der Ehe für ewig verschwunden. Dafür sind andere Bedingungen eingetreten, welche auch wieder andere Gefühle befördern. Aber auch Gefühle der Liebe, Gott sei Dank, Liebe, wie sie eben nur in der Ehe gedeihen kann, nicht wild, nicht fiebernd, nicht sengend, aber innig, friedlich und beglückend. Nicht „Glück ohne Ruh'"; im Gegenteil: „Ein Glück ohne Reu'", eine Erfüllung alles Sehnens, ein süßes Rasten in schattig kühlem Hort. Ein Ruhekissen müßte mir meines Weibes Busen sein und sie müßte in meinen Armen sich im Hafen fühlen. Unser Ich sollten wir beide verdoppelt wissen; alle unsere Gedanken und Empfindungen müßten zusammentreffen, ineinanderfließen wie zwei zum Weiterrollen vereinte Bäche. Unter solchen Bedingungen muß die Ehe die harmonievollste Lösung aller Herzensfragen sein. Geheimnisse dürfte es keine geben zwischen mir und der Meinen; nirgends eine Lücke, nirgends ein Punkt, der uns trennte. Ich mag daher der so oft geäußerten Ansicht nicht beistimmen, daß, wenn der Mann über gewisse Fragen frei

denkt, es gut sei, wenn die Frau glaubensgefangen ist. Also während ich die am Wissenshimmel aufdämmernde einheitliche Weltanschauung zu erfassen strebe, soll meine Frau eine Wallfahrt nach Lourdes machen; ich soll wissen, daß sie für mein innerstes Seelenleben kein Verständnis hat, und sie soll ihrerseits glauben, daß ich ein verlorner Ketzer sei, für den sie mit Bangen allenfalls nur noch eine Totenbettbekehrung erhoffen darf — — und dabei sollen wir glücklich — das heißt eins sein? Wie ist das möglich? Nein, die Gefährtin meines Lebensweges müßte überall an meiner Seite sein, alle meine Geistesreisen mitmachen können; es dürfte kein stillschweigendes Übereinkommen zwischen uns bestehen, über gewisse Punkte nicht zu reden. Das bildet eine Kluft — das trennt zwei Herzen abgrundsweit. Übereinstimmung ist doch die wesentlichste Ruhebedingung. Dissonanz — ob sie nun mit diesem Namen im Reich der Töne, oder mit dem Namen Reibung, Streit, Feindschaft im Reich der Dinge und Menschen auftritt — bringt überall nur Qual. Also nur keine dissonierenden Seelen zwischen Lebensgefährten.

Und keine Falschheiten. Nichts von dem verschweigen müssen, was man denkt; nichts sagen sollen, was man nicht denkt. Alles soll man sich mitteilen und gestehen dürfen; nirgends ein moralisches Genieren. Ein vollkommenes Mitsichalleinsein zu zweien soll die Ehe sein.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Diese so schöne Maxime kann nur in der Ehe ihre volle Erfüllung finden. So wie man sich selbst in Armut, in Unglück, ja sogar im Verbrechen nie verläßt, so soll auch in jenem Doppelselbst-Verhältnis nie zu befürchten stehen, daß äußere Umstände das liebendfeste Zusammenhalten lockern könnten.

Ob mein Idealweib schön sei? Immerhin; mir ist's angenehm, wenn andere ihr diesen Vorzug zuerkennen;

auch ist mir's lieb, wenn sie die Freuden genießt, die eine Frau im Bewußtsein ihrer Schönheit schöpft; aber auf mein Liebesgefühl unmittelbar übt letztere nicht den geringsten Einfluß. Ich weiß es, und sie soll es sicher wissen, daß, wenn sie heute eine Krankheit entstellte, oder wenn das Alter ihre Reize zerstört, sie mir darum nicht um einen Schatten weniger teuer sein wird. Wie sie das beruhigt . . . Mit welch gleichgültigem Auge sie einst im Spiegel die ersten Furchen erblicken wird und wenn ihr Haar sich bleicht, wird sie sich nur auf die weiße Krone freuen, die ihre Matronenwürde schmücken soll. Und ich meinerseits bin ebenso ruhig dem Schicksal gegenüber. Ich bedarf nicht der weltlichen Erfolge, um in den Augen der Teuren höher zu steigen. Wenn ich Ehren und Reichtümer erwerbe, so werden wir uns zusammen freuen — aber wenn ich von Verlusten, — ja von Schande, — getroffen würde, in ihrer Liebe hätte ich keinen Sturz zu fürchten. Ich weiß es, ihr Kuß drückte sich nur noch sanfter auf die gebeugte Stirn . . . —

Ach, wenn ich solch ein Weib besäße!





Achtzehntes Kapitel.

Über die Analogie der moralischen und physischen Gesetze. — Hoffart der dualistischen Psychologen.

„It is a safe world“ und „Ich genieße die Gesetze“. Diese beiden Sätze, die ich für meine Freude an der schönen Ordnung der materiellen Natur gebrauchte, sie sind mir auch anwendbar auf den Gang der Ereignisse, auf die Kundgebungen aller seelischen Kräfte.

Aber während das erstgenannte Gebiet — die materielle Natur nämlich — allgemein und ruhig der Forschung und der Aufsuchung waltender Gesetze überlassen wird, besteht noch ein gewaltiges Vorurteil, welches allenthalben gegen die Anwendung der gleichen Methode auf immaterielle Dinge lebhaften Einwand erhebt. Es gibt da gewisse Leute und gewisse Schulen, die sich beleidigt und gekränkt fühlen, wenn man irgend welche psychische Erscheinung auf ein festes Gesetz zurückführen will, wenn man die Begebnisse des Menschen- oder auch des Staatenlebens mittels eines aus der Physik oder Mechanik herübergeholten Vergleiches erläutern will. „Unsinn, Frevel, Blasphemie,“ heißt es da, oder — um recht verächtlich zu reden: „Niedriger, krasser Materialismus.“

Warum „niedrig"? Daß so häufig der Standpunkt Andersdenkender als ein niedrigerer betrachtet wird, in Vergleich zu dem Standpunkte, den der Vergleichs-anstellende einnimmt! Der Unterschied mag ja auch darauf beruhen, daß der Andersdenkende höher steht. Aber nein; es bleibt dabei. Jeder glaubt, der andere könnte sich nicht bis zu ihm erheben. Nachdem Gretchen ängstlich ihren Geliebten ausfragt, wie er es mit der Religion halte, worauf Faust erwidert:

„Mein Liebchen, wer darf sagen
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein,"

da findet sie gewiß auch, daß der teure Mann es nicht bis zu ihrem Verständnis der Sakramente gebracht hat. Derjenige, der im Donner Gottes grollende Stimme hört und in einer Seuche göttliches Strafgericht erblickt, meint wohl auch mitleidig, daß Doktor X. nicht des gleichen Seelenschwunges fähig ist, weil er im Gewitter eine bloße Elektrizitätsentladung und in den Epidemien eine aus physischen Ursachen entstandene Verbreitung von Bakterien und Mikroben sieht.

Aber die Zahl derer ist schon sehr gering, die sich gegen das Bestreben stemmen, Naturerscheinungen auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen; dagegen sind die Hüter des sogenannten Idealen noch immer zahlreich, welche das Eingreifen des zerlegenden und verallgemeinernden Geistes von ihrem Felde abzuwehren bemüht sind. Diejenigen, die es dennoch wagen, die Gesetze zu suchen, welche die ideelle Welt beherrschen, und die vielen Analogien zu beleuchten, die ihnen zwischen körperlichen und geistigen Vorgängen auffallen, müssen sich dabei einer fortwährenden Bildersprache bedienen,

welche mitunter gezwungen erscheinen mag und ihnen so oft den Vorwurf zuzieht, daß sie alle psychischen Probleme zu den physischen herabziehen wollen. (Übrigens ist vielleicht auch hier das Wort „herabziehen" unrecht angewandt, denn jemehr wir in die Gesetze dringen, welchen der Stoff gehorcht, desto mehr müssen wir deren Erhabenheit bewundern und eingestehen: in unsrer schönen Welt, wo alles kreislaufend ineinanderfließt, gibt es kein „Herab".) Wenn man den Erforschern noch wenig betretener Geistesgebiete den Vorwurf macht, die Allegorien und Metaphern zu mißbrauchen, so vergißt man dabei, daß es eben im Wesen der menschlichen Sprache liegt, vom Bekannten auf das Unbekannte überzugehen, und daß dieselbe von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer gegenwärtigen Entwickelung eine beständige Folge von Metaphern aufweist. Nur zum erstenmal gebraucht, erscheint ein Bild als Bild, sobald dasselbe in den allgemeinen Gebrauch übergegangen ist, steht es schon nicht mehr als Bild, sondern als Ausdruck des neuen Begriffes da.

Oft wird mit so einem landläufig gewordenen allegorischen Worte eine ganze Reihe von Bildern und Vergleichen zugegeben, welche man einzeln genannt als eine vermessene oder doch übertriebene Metapher verurteilen würde.

Ich setze den Fall, es sagte jemand zu einem auf seine Staatskunst sehr stolzen Minister: „Ihr Staat ist ein Körper, dessen Leben von dem Boden, auf dem er wurzelt, abhängt; die einzelnen Glieder dieses Körpers vermögen nicht das Leben der Gesamtheit durch ihren Willen zu leiten, sondern alle Teile sind in wechselwirkendem Zusammenhang und das Wachstum oder der Verfall des Ganzen hängt von dem Umlaufe des Lebenssaftes, von der Zuführung des Ernährungsstoffes ab, von . . ."

„Genug, genug," würde der mächtige Staatslenker

unterbrechen, „Sie ermüden mich mit Ihrer Bildersprache, welche übrigens auf das unter meiner Leitung stehende Gebiet keine Anwendung hat. Denn wie lassen sich nur die Lebenserscheinungen von Pflanzen oder Tieren mit den Geschicken eines Staates vergleichen, die von den Willensäußerungen der Vernunft geleitet werden? Hier hängt alles nicht von Boden und Saft und Nahrung ab, wie Sie so prosaisch und mit so wenig Sachkenntnis erklären, sondern von der Weisheit, der Strenge, der Sittlichkeit und Willenskraft derjenigen Männer, welche den Staatsorganismus in Händen haben."

„Verzeihen Sie, Exzellenz — mit dem Worte „Organismus" haben Sie alle meine obigen Bilder und noch viele andere dazu in ein einziges Wort zusammengefaßt, und somit alles das zugegeben, was Sie bestreiten wollen. Zudem haben Sie, obwohl metapherfeindlich, ein zweites Bild gebraucht, welches allerdings unrichtig war, indem Sie sagten „in Händen haben". Ein Organismus kann unmöglich in Händen eines seiner Organe sein."

Das Wort „Bewegung" auf die verschiedensten Kundgebungen politischen und geistigen Lebens angewandt, ist auch längst in den Sprachgebrauch übergegangen, man gibt zu, daß es „Arbeiterbewegungen", „reaktionäre Bewegungen" u. s. w. gibt — sträubt sich aber doch dagegen, wenn die menschlichen Geschicke als regelmäßig verlaufend angenommen werden; oder wenn es versucht wird, die verschiedenen Bewegungen durch mechanische Gesetze zu erläutern. Ebenso läßt man die „Strömungen" gelten; „moralische Ansteckung" wird allerseits angeführt; von jeder menschlichen Institution werden die Worte „wachsen", „gedeihen", „verzweigen" und dergl. angewendet, und dennoch fühlt man sich wieder beleidigt, wenn die Abhängigkeit von umgebenden Einflüssen als Grundsatz aufgestellt wird. Die betreffende Methode wird,

wo sie nicht als ketzerisch, materialistisch, terre-à-terre, oder gar als lästerlich bezeichnet wird, doch mindestens als aussichts- und zwecklos, als verfehlt belächelt.

„Wie! Die unberechenbaren Äußerungen des Lebens, die willensgelenkten Taten der Menschen wollt ihr in bestimmte Formen zwängen; mit Instrumenten und Gewichten die Seele messen und in mathematische Grenzen bannen, was frei, außerhalb des Raumes schwebt?! Vergebenes, törichtes Beginnen! Wenn ihr alle Begebnisse auf Boden- und Zeitverhältnisse zurückführen wollt, wo bleibt da die menschliche Willensfreiheit; wenn ihr die Handlungen der einzelnen durch die Einflüsse der Umgebung erklärt, wo bleibt da die moralische Verantwortlichkeit, das Verdienst der Tugend, die Strafbarkeit des Lasters? Wenn jeder Mensch nur ein Resultat fremder Einwirkung wäre, was gälte dann noch der Charakter, die angeborenen Eigenschaften, mit einem Worte — die Individualität? Und nicht nur die Individualität der einzelnen wollt ihr uns streitig machen, sondern den Volkscharakter, den nationalen Geist, die schönsten Ursachen unseres patriotischen Stolzes, die Werke unserer Künstler, die Bücher unserer Denker, alle diese Merkmale der urwüchsigen, psychischen Ursprünglichkeit wollt ihr uns hinwegkathedern durch physische Gründe! Welch ein beschränktes Urteilsverfahren! Und die so komplizierten, wechselnden Verschlingungen der Ereignisse, ihr meint, ihr könntet sie vorausberechnen — das ist ja so töricht, als wolltet ihr das morgige Wetter verkünden — und allen unsern spontanen Geisteskindern wollt ihr die Notwendigkeit als Zeugerin andichten! Nein, nein; bleibt in euren Laboratorien, in euren Werkstätten und in euren Kliniken; dort meßt das Meßbare und wägt das Wägbare; mischt und zerlegt und experimentiert soviel ihr wollt im Reiche der Materie — dieses wollen wir gern eurem Forschen und Entdecken überlassen; wir sind

euch sogar dankbar für den praktischen Nutzen, den eure Entdeckungen schaffen — aber bleibt uns fern, uns Seelenkundigen, mit euren Zirkeln und Lupen; überlasset uns die Rätsel des Menschenherzens, die Taten des Geistes, die lichten Höhen des Ideals — zu welchen keine Leitern aus Holz und Eisen reichen!"

In diesem Tone donnern uns die Gegner der modernen Methode an, und in der Tat, ihren begeistert klingenden Worten wohnt eine gewisse überzeugende Kraft inne. Man könnte momentan irre werden.

Aber wir dürfen die Entgegnung nicht schuldig bleiben. Beredsamkeit soll uns nicht imponieren; im Gegenteil: je leidenschaftlicher das Plaidoyer, desto schwächer ist vermutlich die Sache. Die aufrichtig Wahrheitsuchenden sind gelassen; nur die Irrtumswächter sind so hitzig. Das Thema: „Laßt uns unsern Glauben," „Wagt euch nicht an die alten Satzungen" wurde seit jeher mit lauterem Eifer variiert, als das ruhige Forscherwort: „Laßt uns doch die Sache einmal untersuchen." Es gibt Einrichtungen und Theorien, welche sich für fertig ansehen und daher nicht friedliche Fortarbeiter anstellen, sondern geharnischte Patrouillen, welche jeden wißbegierig Hinzutretenden anknurren. Ihres Amtes ist es nicht, den Bau, den sie bewachen, weiter aufzuführen, daran zu arbeiten, zu bessern, wetterfest zu machen; sondern den Zugang zu hüten, mit alten Phrasenwaffen sich verteidigen — solange, bis trotz ihrer Rufe: „O rüttelt nicht daran!" das morsche Gemäuer hinter ihnen von selbst zusammenfällt. Es hat eine Zeit gegeben, wo sogar die Verkünder physischer Gesetze auf heftigen Widerstand stießen. Zu behaupten, daß die Erde sich drehe, war Ketzerei, und Servet wurde von Calvin verbrannt, weil er Zweifel äußerte über „das Land, da Milch und Honig fließt." In unserer Zeit ist es nicht

mehr möglich, die gesetzmäßige Ordnung der materiellen Welt zu bestreiten, und so wird der Forschung dieses Feld, welches sie sich erobert hat, mit scheinbarer Großmut überlassen, und die abwehrenden Grenzhüter haben sich in das Reich der Idee verschanzt: „Hier wagt es nicht hineinzutreten mit euren Sonden und eurem Skalpell, ihr elendes Stoff- und Kraftgesindel!"

Doch wir wollten ja die Replik nicht schuldig bleiben. Vor allem einen höflichen Gruß. „Geehrte Herren und Brüder in der Wahrheitsliebe! Ihre letzten beleidigenden Worte heben wir nicht auf, weil wir uns bewußt sind, daß dieselben auf einer Verkennung unserer Bestrebungen beruhen und weil Sie selbst, wenn es uns gelänge, von Ihnen so gesehen zu werden, wie wir sind, zugestehen würden, daß Ihre Injurien auf uns nicht anzuwenden sind. Wir wollten überhaupt nur — eine schwache Schar Gleichdenkender — eine kleine Forschungsreise in das Gebiet des Unerklärten machen; dort suchen, beobachten, vielleicht Schätze finden, die wir ja gerne mit allen teilen würden, und haben dabei die Andersdenkenden ganz unbehelligt lassen wollen. Aber es geht schon so: wie einer ganz unbefangen irgend ein Problem anfassen will, mit dem einfachen Wunsche, darüber nachzudenken, so stürzt immer eine bewaffnete Schar herbei und ruft: „Halt — da gibt's nichts zu beobachten und nichts weiter nachzudenken; das Problem gehört uns und wir wissen dessen Lösung." — „Pardon," sagen wir dann wieder höflich, „Ihre Lösung ist uns bekannt, aber sie befriedigt uns nicht; Sie erlauben schon, daß wir weiter nachsuchen." — „Nein, nein, wir erlauben es nicht: das Terrain ist unser Eigentum und es gibt Mysterien, die niemand das Recht hat zu . . ." — „Nochmals Verzeihung — wenn es irgend ein Gemeingut gibt, so ist er das Natur-All; wenn es ein unbestreitbares Gemeinrecht gibt, so ist es das Recht des Wissenwollens, —

und was die Mysterien anbelangt, so können sie durch Mystizismus am allerwenigsten ergründet werden. Überhaupt, warum ereifern Sie sich so, meine Herren? Wir haben Sie ja nicht beleidigen wollen. Indem wir ein Ding untersuchen, gehen wir ja gar nicht von der Idee aus, die daran haftenden Ansichten umzustoßen, um dafür — ôte-toi que je m'y mette — die unseren aufzustellen. Wir brauchen ja gar nicht zu wissen, was aller anderen Leute Überzeugung ist, wenn wir die eigene Überzeugung aussprechen, oder vielmehr, wenn wir daran gehen, uns erst eine solche zu gewinnen. Es gibt kein friedlicheres Werk als das Suchen und Fragen. Nur zwei Bejahungen können einander befehden, aber die Frage ist nicht agressiv. Wir haben es nur mit dem Problem selbst zu tun und nicht mit den Vertretern vermeintlicher Lösungen. Der Streit und Hader beginnt erst da, wo das Forschen aufhört und wo noch ungelöste Fragen mit vorzeitigen Antworten verfochten werden."

Die Straße zur Erkenntnis ist gar langgedehnt und führt durch viele verschlungene Vermutungswege. Unglücklicherweise bleiben soviele an diesen ersten Vermutungsstationen stehen und verkünden, daß sie am Ziele sind. Der Stationen gibt es unzählige, Ziel gibt es nur eines. Statt nun vereint und sich gegenseitig Hilfe leistend auf das Ziel zuzuschreiten, beginnen all die Stehengebliebenen ihren Boden zu behaupten, zu verteidigen und sowohl sich untereinander zu bekriegen, als den ruhig Weiterschreitenden zuzurufen: „So bleibt doch hier, ihr Toren, dieses ist ja das gefundene Ziel." — „Könnt ihr's beweisen?" — „Es gibt Dinge, die sich nicht beweisen lassen, aber wir beschwören . . ." „Dann laßt uns weiter forschen; jede echte Wahrheit führt ihren Beweis in sich; solange wir diesen nicht gefunden, sind wir nicht an unsres Weges Ende. Nur das ist uns eine

eroberte Wahrheit, wo der Zweifel nicht mehr möglich ist, aber nicht, wo derselbe mit mehr oder minder Eifer abgewehrt werden muß. Erst solche entdeckte Wahrheiten, deren Selbstevidenz keinen Streit mehr aufkommen läßt, bringen uns Segen und Macht; erst diese sind die Staffeln, von welchen aus man zu einer höheren Ordnung von Entdeckungen gelangen kann. Was einmal mathematisch berechnet ist, was in die Schranken des Experiments oder doch der Logik (dieser Mathematik der Gedanken) gezwängt werden kann, das erst ist unser unveräußerlicher, fruchtbringender Besitz. Das Wort Bacons „homo minister et interpres naturae, quantum scit tantum potest", das sich in der stofflichen Welt so glänzend bewährt, findet gewiß die gleiche Anwendung auf die ideellen Erscheinungen, welche ja auch nicht außerhalb der Natur liegen. Jene Kräfte und Stoffe, deren Wirkungen wir genau berechnen können, so daß sie sich unfehlbar unserem Experimente fügen, sind uns dienstbar geworden. Nicht durch Disputationen und Meinungskriege hätten wir erreichen können, daß der Blitzfunke unsere Gedanken durch den Kabel leitet und daß der Sonnenstrahl unsere Albumbilder zeichnet. Das wirklich Entdeckte, das wahrhaft der Natur Abgelauschte, das wird zum allgemeinen Gut und kann nicht mehr Anlaß zu Parteien-, Sekten- und Schulenspaltungen geben. All das segensreiche Können, welches den Menschen zum Nutznießer der Natur macht, kommt von dessen Wissen her. Und dieses Wissen ist nur das Resultat der forschenden (und nicht der affirmierenden) Beobachtung, der Erfahrungsansammlung, der schließlichen Entdeckung eines Gesetzes. Das ist das Ziel. Das Wort Gesetz in dieser Bedeutung heißt soviel wie Gewißheit. Daß es jenseits des Gesetzes noch eine unerforschliche Frage für uns gibt, nämlich — „Wie und warum wurde es eingesetzt — und von wem?" — das soll uns nicht in der Forschungsfreudigkeit hemmen. Dort

an jener Grenze treffen alle Schulen in gleicher Unwissenheit zusammen; die Erklärung des „letzten Grundes", die kann weder der überschwänglichste Metaphysiker, noch der trockenste Positivist bieten. Aber nicht schon diesseits jener Grenze solltet ihr uns Schranken setzen und nicht die ganze Hälfte des Erfahrungsgebietes — nämlich die immaterielle Erscheinungswelt — unserer schatzgrabenden Methode abschließen wollen; — denn auch hier können wir noch bis zu jenem gelobten Ziele gelangen, und finden, was wir suchen; nämlich das Gesetz.

Zu welcher Beruhigung, Klärung und Sicherheit würden wir in unserem Selbstbewußtsein und in unseren sozialen Lebensbeziehungen gelangen, wenn wir erfahren hätten, nach welchen unverbrüchlichen Gesetzen die Ideen und Ereignisse sich bewegen und einander beeinflussen. So wie die Beherrschung von Dampf, Elektrizität und den vielen anderen Naturkräften; und so wie die Kenntnis der dynamischen Wirkungen uns unberechenbare Wohlfahrt bringt, so würde vielleicht die Beherrschung der psychischen Kräfte, die genaue Kenntnis der moralischen Wirkungen uns die Herrschaft jenes Friedens und jener Gerechtigkeit bringen, welche alle politischen, ethischen und religiösen Systeme bis jetzt vergebens angestrebt haben.

Der Glaube, daß Staaten- und Völkerschicksale von dem Willen einzelner abhingen und nicht nach ewigem Gesetz ihren Verlauf nehmen, dieser Glaube verleitet die einzelnen zu Taten und Anordnungen, deren Resultate ihren Absichten oft diametral entgegen ausfallen. Das Gebaren mancher Gewalthaber ist so, als träte ein Mensch, der keine physikalischen Kenntnisse besitzt, in ein chemisches Laboratorium und begänne da zu hantieren. Er wird sich Mühe geben, wird zu den Tiegeln und Retorten überzeugend sprechen; er wird da die Stoffe nach Farbe und Geruch wählen und dieselben so sym-

metrisch und geschmackvoll als möglich mischen; er wird sich vielleicht zu seiner Arbeit den Segen des Himmels oder die Hilfe des Satans erbitten — und gleichviel was er tue, die Resultate werden mathematisch sicher diejenigen sein, die von den Eigenschaften der von ihm angewendeten Stoffe bedingt werden, aber nur das werden sie nimmer sein, was der unwissende Experimentator gewollt hat. — Da mühen und plagen sich die Gesetzgeber, da deklamieren und polemisieren die Wühler, da greifen mit blutigem Eisen ein die Machthaber; — und weil sie alle ohne zu wissen, das ist ohne Kenntnis der gesetzlich notwendigen Folge ihrer Tat, experimentieren, so wird ihr Vorsatz nie erreicht und gar lebensgefährlich brennt und gährt und explodiert es ringsumher.

Nicht die geringste Maschine wird gebaut, ohne daß vorher haarklein die nach dynamischen Gesetzen einzutretenden Bewegungen derselben berechnet würden, — aber Staatsmaschinen und ganze Völkerlebenspläne werden entworfen ohne solche unwandelbar sichere Grundlagen — auf bloße Überzeugungstreue" oder „Überlieferungsautorität" hin. Nein, nur soviel er weiß, kann der Mensch; — also auch hier — auf dem so großen, noch wenig erforschten Gebiete des Seelen- und des Völkerlebens soll die Losung sein: Suche das Gesetz.

Mit froher Zuversicht können wir da an die Arbeit gehen. Hier werden wir die Lösungen der Fragen finden, für welche sich die Menschheit in so bittere Kämpfe stürzt. Das meiste Unglück kommt vom Wollen des Unmöglichen. Sobald aber das Unmögliche als solches erkannt ist, dann wird es niemand mehr wollen, und es ist schon harmlos. Wir sehen niemals eine Schar eifriger Männer eine Felsenwand durchrennen wollen. Wenn manche Revolutionäre wüßten, daß ihr Beginnen gerade so Unmögliches bezweckt, wie das Umstoßen des Felsens durch wohlintentionierte Schultern, so blieben sie wohl friedlich zu

Hause. Ergibt hingegen die gesetzforschende Untersuchung, daß die revolutionäre Forderung ein mögliches, mehr noch, ein gerechtes Ziel erstrebt, dann soll letzteres lieber gleich freiwillig eingeräumt werden, wieder in Erwägung der unumstößlichen Notwendigkeit, mit welcher schließlich alles Gerechte über das Ungerechte siegt. Der letztgenannte Begriff selbst — die Gerechtigkeit nämlich — an den sich doch die höchsten ethischen Fragen knüpfen, ist auch nur einem die ganze Körperwelt regelnden Drange analog: Der Drang nach hergestelltem Gleichgewicht.

So sind wir immer gezwungen, wenn wir in der Seelenwelt nach Gesetzen suchen, zu erkennen, nicht nur, daß hier gleichfalls solche herrschen, sondern daß es sogar dieselben Gesetze sind, die wir in der physikalischen Welt kennen gelernt haben. Diese Erkenntnis erfüllt uns mit doppelter Bewunderung für die verkettete Ordnung des Alls und erfreut uns durch die so gesicherte Erleichterung unserer Arbeit: es handelt sich also nicht darum, neue Disziplinen zu ersinnen, sondern nur, die alten auf dem neuen Felde richtig anzuwenden. — Aber hier beginnt unsre endlose Bildersprache und hier ist es auch, Idealisten, wo wir euch so wehe tun. Ich weiß nicht, welch ein sonderbarer Hochmut euch beseelt, der alles was natürlich ist, ja die ganze Natur selbst, als eine Art niedrigen Plebs behandelt, über welchen hinaus das Patriziat des Außernatürlichen — d. h. die Seele und das Wunder — liegt. Warum sucht ihr das Wunder nicht da, wo es am strahlendsten, erhebendsten sich zeigt, nämlich in der Unverrückbarkeit — nicht aber in der Aufhebung — der Weltgesetze? Warum wollt ihr das Privilegium des Seelenadels eine Unabhängigkeit, eine Unursächlichkeit wahren, die doch nirgends nachzuweisen ist? „Individualität" habt ihr eines dieser Vorrechte benannt, welches euer Geistesleben den Einwirkungen der natürlichen Verhältnisse entrücken soll? — Aber was ist

denn Individualität anderes, als die jeweilige Summe der Besonderheiten eines Einzelwesens, welche Besonderheiten die direkten Resultate zusammentreffender äußerer Einflüsse sind? „Nein" — sagt ihr dagegen — „der Mensch ist zwar gewissermaßen abhängig von seiner Umgebung, insofern dieselbe seine individuellen Eigenschaften modifiziert, aber diese sind nicht durch jeweilige Verhältnisse bestimmt, sondern sie präexistieren, selbstständig, angeboren." — Angeboren, allerdings; das will aber nur sagen ererbt, somit ein von den Eltern übertragenes Resultat von Umgebungseinflüssen. Mit dem Worte „angeboren" ist das Abhängigkeitsverhältnis des Individuums nicht weggeräumt, sondern teilweise um eine oder mehrere Generationen zurückgeschoben.

Wenn ihr mitunter auch gelten lasset, daß Ereignisse und Umstände auf einander einwirken, so meint ihr doch, daß die Verschlingungen und Kreuzungen derselben so verwickelt seien, deren vergangene und zukünftige Reihenfolge so unabsehbar, daß es ein törichtes Beginnen ist, diese Folgen untersuchen und berechnen zu wollen — so töricht wie die Vorhersage des morgigen Wetters. — Vergesset ihr, daß Wind und Wetter längst aufgehört haben als Symbol des Launenhaften zu gelten; daß die Meteorologie die Geheimnisse der Luft- und Meeresströmungen ergründet hat; daß es keinen eichenentwurzelnden Orkan und kein blütenstaubtragendes Lüftchen gibt, welches nicht in einer durch die Sonnenstrahlen erwärmten und ausgedehnten Luftquantität seine zwingende Ursache hätte? Wenn wir erst mit den Bewegungen der Atmosphäre genauer bekannt wären, so könnten wir vielleicht nicht nur das Wetter vorhersagen, sondern sogar es machen: ein künstlicher Regen kann erzeugt werden*)

*) Der Kapitän Alexander Makay (so erzählt Carus Sterne in einer Abhandlung über „Wetterprophezeiung von sonst und jetzt") war 1845 bei der Vermessung der atlantischen Küste beschäftigt, und er wußte aus den

— und hat man nicht durch Herstellung von Maschineneis, durch Auffangen von Sonnenwärme schon einen Schritt getan zur willkürlichen Klimalenkung? Warum sollten die Stürme im Menschengewühle, die Eruptionen, Revolutionen, sowie die leisesten Bewegungen dieser verschiebbaren Agglomeration von Wesen, menschliche Gesellschaft genannt — wo eines auf das andere drückt und stößt, wie die Moleküle der Luft — nicht auch nach unabänderlichen Gesetzen vor sich gehen? Nur durch Beobachtung, nicht durch Diskussion, läßt sich dies erörtern.

Aber euer Stolz will die ganze Hälfte der Erscheinungswelt dem Beobachtungsgeiste abschließen; — als ob es Dinge gäbe, deren Würde es nicht zuläßt, die Forschung an sich treten zu lassen. Diese Dinge sollen nicht zerteilt, nicht zerlegt werden; nach ihrem Ursprung soll man nicht fragen: sie sind nicht materiell, daher — nach eurer Ansicht — nicht teilbar, nicht abgestammt, sondern ein Ganzes, Selbstberechtigtes, Autochtones, Individuelles, Absolutes. Die Kunstwerke eines Menschen — wir dürfen nicht nachforschen, durch welche Verhältnisse von Leben, Erziehung und Erfahrung, durch welche von den Ahnen vererbte Anlagen diese Werke ins Leben treten, wir sollen sie als den Ausdruck des „Genies" betrachten, wieder ein Wort, das auf unabhängigste Innerlichkeit Anspruch erhebt. Den Charakter eines Volkes — wir sollen in demselben nicht das Gesamtresultat aller der von diesem Volke durchgemachten geschichtlichen, klimatischen und sonstigen Erfahrungen, sondern einen „Nationalgeist" anerkennen — ebenfalls ein Schattengespenst. Die Taten der Menschen, — wir dürfen sie

Untersuchungen des Meteorologen Espy, daß man durch größere Feuer während der trockenen Jahreszeit Sturm und Regen herbeiführen könnte. Demnach ließ er große vertrocknete Schilfweiher anzünden und veranstaltete auf diese Art künstlichen Regen, zum schaudernden Staunen der ihn umgebenden Neger, die ihn für einen Zauberer hielten.



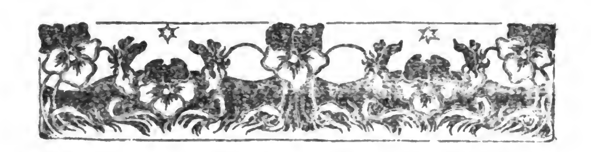
nicht auf zwingende Einflüsse zurückführen, sondern daran die jeweilige Betätigung vom Prinzip des Guten oder des Bösen erkennen. Doch — wäre es nicht tröstlicher, wenn man die finstere Tat des armen Verbrechers zersetzt, darin als Elemente den Hunger zu finden und das Elend, das er durchgelitten; die Spuren des Fußtrittes, unter dem sich sein Nacken beugen mußte, des ungerechten Peitschenhiebes, der seinen Ahnen gezüchtigt hat; dies alles vermengt mit den Miasmen, welche den moralischen Morasten und den Sümpfen der Unwissenheit entsteigen, in deren Mitte der Unglückliche aufgewachsen ist? Ist ein so betrachtetes Verbrechen nicht minder abstoßend, als wenn man es als Ganzes, als ungemischte und unbedingte Teufelsbetätigung ins Auge faßt? Nach einer solchen Analyse des Verbrechens werden wir uns nicht damit begnügen, den Täter zu strafen, um andere abzuschrecken und unserem Zorne genugzutun; sondern wir werden vor allem darauf hinzuwirken suchen, daß das Elend gemildert, der Hunger gestillt, die Fußtritte des Hochmuts und die Peitschenhiebe der autokratischen Willkür abgeschafft, der moralische Boden assainiert und die Finsternis der Unwissenheit verscheucht werde. Auf diese Art können wir das Verbrechen — das wir vorhin bloß straften, weil wir es verabscheuten — nun auch vertilgen, weil wir es erkannt haben. „La société prépare le crime“ sagt Quetelet — le criminel n'est que l'instrument qui l'exècute.“ Das sogenannte „Böse“ zeigt sich nirgends als unauflösliches Prinzip, sondern nur als Resultate gewisser Mischungen und Störungen. Auch in der moralischen Welt muß es keine normalen Krankheitszustände, sondern nur anormale und zu bekämpfende Siechtumserscheinungen geben. Aber nur dem erkannten Übel kann gesteuert werden; wir müssen die Kräfte kennen lernen, die wir neutralisieren wollen; und nur indem wir ihnen gehorchen, können wir die

Naturgesetze zu unserem Frommen verwerten. Nicht durch Predigen, Zureden und Warnen wissen wir Pocken und Fieber fernzuhalten: wenn wir also das Verbrechen bekämpfen wollen, lernen wir zuerst die Pathologie des Lasters — und die Lasterheilkunde ergibt sich dann von selbst. Studieren wir die Mechanik der Ereignisse, und wir werden sie in unsere Herrschaft zwingen. Erkennen wir, daß alle Bewegungen — ob physisch, ob geistig — den gleichen Gesetzen folgen; daß hier wie dort Anziehungs- und Abstoßungskräfte walten; daß der einmal gegebene Impuls sich immer von Teilchen zu Teilchen fortpflanzt, daß die Geschwindigkeit und Gewalt der Bewegungen in ganz bestimmten Verhältnissen zu- oder abnehmen muß — und wir werden gegen soziale Massenbewegungen nicht mehr kleine Parlamentsbeschlüsselchen als Abwehr bieten, ebensowenig als wir einem heranrollenden Strom ein Weidenstäbchen entgegengehalten würden.

Wenn ein redlicher Denker das Ergebnis seiner Forschungen in Gestalt eines unabänderlichen allgemeinen Gesetzes verkündet, wenn er z. B. sagt: „Eine Industrie, die des Schutzes bedarf, hat kein Recht zu leben," so sollte man ihn nicht verantwortlich machen für die Unerbittlichkeit eines solchen Satzes. Aber da erhebt sich sofort der Ruf: „Wie, Herzloser, du willst also, daß so viele ehrbare Menschen brotlos werden, daß Hunderttausende zugrunde gehen? O, so grausam sind wir nicht. Kommt her und schart euch um uns, ihr armen Verfolgten, ihr in eurer Habe so Hartbedrohten — wir haben ja Zölle und Einfuhrsteuern da, um euch aufrecht zu halten — laßt uns den harten Mann steinigen, der euch so verderben wollte." Nicht ich bin es," sagt der Gesteinigte darauf, „der einen Machtspruch äußert, — ich sprach nicht „es sei" — ich verkündete bloß: „es ist". Was ich persönlich mit Bezug auf diesen besondern

Fall denke und fühle, hat mit der Allgemeinheit nichts zu tun. Ich habe nicht meinen Wunsch ausgesprochen, sondern habe ein Gesetz genannt." „Verwegener!" — heißt es dann wieder — „wie willst du es wagen, den unergründlichen Gang der Ereignisse zu berechnen .... u. s. w. u. s. w." Wenn aber dieser selbe Industrieprotektor, der keine zwingende Allgemeingültigkeit einer gegnerischen Ansicht zugeben wollte, in einem andern Falle nun wirklich aus bloßer Willkür Hunderttausende in den Schlachtentod sendet, so wird er, ob dieser Grausamkeit zur Rede gestellt, schnell den altherkömmlichen — aber durchaus nicht bewiesenen — Satz anführen, „daß der Krieg ein Naturgesetz sei". So benützt ihr selbst sehr oft zur Bekräftigung eurer Behauptungen eine Annahme, deren allgemeine Anwendung ihr uns im nächsten Augenblicke streitig macht. Das ist schon so eine gewohnte Schwäche der cholerischen Polemiker. Aber wie gesagt, uns unparteiische Sucher bringt nichts aus der Ruhe. Unbeirrt fragen wir weiter und „suchen das Gesetz". Wir wissen, daß, wenn wir dieses gefunden, wir zur Kenntnis einer unverbrüchlichen Wahrheit gelangt sind und diese bringt auch schließlich euch Gewinn. Ihr solltet nicht Grenzpfähle und Scheidemauern aufrichten wollen zwischen den Beobachtungsposten unserer Welt. Alles hängt zusammen. Helfen wir daher einer dem andern. Es gibt kein Atom, das mit dem Universum nicht zusammenhinge, und ebenso keine Idee, kein Geistesmolekül, das nicht ebenso solidarisch an das All gekettet wäre. Sagt uns, was in eurer Seele vorgeht und wir wollen es benützen zur klareren Einsicht in die Stoffheit; und was wir dem Leben der Natur abgelauscht, das möge euch zu tieferem Einblick in die Psyche dienen.





Neunzehntes Kapitel.

Das dilettantische Philosophieren. — Salon-Erklärungen alles Unerklärklärlichen. — Disputiermethode der Vertreter des Absurden. — Fehlende Denkwerkzeuge. — Seelenstatistik.

Wenn ich vorhin das Pronomen „wir" gebrauchte, als ich im Namen der gelehrten Naturforscher sprach, so möchte ich dadurch nicht einmal bei dir, Ego von dereinst, in den Verdacht kommen, daß ich so anmaßend wäre, mich zur glorreichen Gilde der Naturphilosophen und -Entdecker zu rechnen. Nein, ich bin mir meiner Nichtsbedeutung bewußt; — ich sagte nur „wir", weil in dem rings so laut werdenden Streite der beiden Parteien meine Sympathie und wohl auch meine Denkungsart auf derjenigen Seite ist, deren Wortführung ich im vorigen Kapitel schlecht oder recht übernommen habe.

Sie selbst, die edlen Sucher nämlich, die rastlosen Universumsfragesteller, sie polemisieren nicht, sie haben Besseres zu tun. Ihr Objekt ist X., die unbekannte Größe; mit dieser haben sie zu schaffen und nicht mit den Ansichten, welche die verschiedenen Leute über X. hegen. Das Plaidieren, das Proselytenmachen, das hitzige Abwehren entgegengesetzter Theorien, ist ihre Sache nicht; was sie erstreben, ist die Auffindung der Evidenz. Diese siegt gewiß durch sich selbst über kurz oder lang, sie

zu verteidigen ist überflüssig, — sie gefunden zu haben, das ist alles. Es gehört schon Geduld und Energie genug dazu, auf dem Forschungswege vorzuschreiten, über das eigene Straucheln nicht den Mut zu verlieren — wozu da auch noch auf dem Wege stehen bleiben, und mit den boshaften Leuten streiten, die immer warnend rufen: „Verbotener Weg!" oder „Halt, du gehst irre!"

Gewöhnlich haben aber gerade diejenigen, die das Recht, alles zu erfragen, streitig machen wollen, doch auf alles Antwort. Das Alleswissenwollen ist des Nichtwissens nächster Nachbar. Je weiter wir in einer Kenntnis vorschreiten, destomehr erkennen wir, wieviel uns darin noch zu lernen übrig bleibt. Auf seinem Sterbebette soll der große Astronom Laplace zu seinen Freunden gesagt haben, welche ihn an die vielen Verdienste erinnerten, die er sich um die Wissenschaft erworben: „Ach, was wir wissen ist wenig — aber was wir nicht wissen, das ist enorm!"

Mit welcher Scheu tritt der Gelehrte an die Geschichte der Schöpfung unserer Erde heran! Trotz des riesigen Materials, das seine Brüder in archäologischen, geologischen und paläontologischen Studien gesammelt haben, trotz der fossilen Dokumente, trotz der in unterirdischen Schichten eingegrabenen Aktenstücke, wie zögernd spricht er von den Urzeiten, froh, wenn es ihm gelingt, eine Vermutung vorbringen zu dürfen . . . Befragt man aber den Köhler um die Entstehung der Welt — Bagatelle: — seine Antwort zögert nicht: — in sechs Tagen war das Ganze fertig; er kann auch sagen wie; er weiß es genau und weiß es gewiß. In Sinnen vertieft, in Staunen versunken betrachtet ein Zoologe den Insektenflügel unter seiner Lupe; er behauptet nicht, daß er versteht, wie sich das zartgeäſtete Gewebe gebildet und durch welches Prinzip es sich mit Leben regte; — fragen wir aber einen Salonidealisten um die Mysterien der Menschen-

seele; darüber quälen ihn keine Zweifel; er kann auf alle Erscheinungen ihres Lebens schwören und auf ihre Unsterblichkeit obendrein.

Gerade die ungelösten, tiefsten Rätselfragen sind es, die mit der allgemeinsten Sicherheit beantwortet werden; es gilt als eine Schande, darüber nicht Aufschluß geben zu können. Es ist erlaubt, zu ignorieren, wieviel Prozente Stickstoff in der Luft enthalten sind, oder wieviele Meilen die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt; — aber keine fertige Ansicht über das Jenseits zu haben: — welche Geistesarmut! Solche Dinge, über welche manche Leute Sicherheit erlangt haben, wie die oben angeführten Beispiele von den Bestandteilen der Luft oder von der Entfernung des Mondes, die mag man immerhin nicht gelernt haben — aber solche Dinge, die eben noch *niemand* wissen kann, über die soll kein anständiger Mensch im Unklaren sein; sonderbare Forderung!

Eine kleine Anzahl exakter Kenntnisse genügt, um einen Fachgelehrten zu hohem Ansehen zu bringen. Die Entdeckung einer Pflanzengattung, die Klassifizierung eines vorsintflutlichen Knochens, die Deutung einer Hieroglyphenschrift, das sind genügende Glorientitel, welche einem langen, dem Studium geweihten Leben den verdienten Lohn sichern. Aber in Sachen des Geistes, in dem unabsehbaren Problemgebiet des Ideellen, da sollen nicht nur Philosophen von Fach, da soll jeder „rechtdenkende" Mensch ein fertiges Universalsystem im Kopfe haben, da muß er auf jede Frage Rede stehen; er muß einfach alles wissen, und was sich nicht beweisen läßt, mit Glaubensstärke und Überzeugungstreue vertreten. In den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft, da mögen die Herren Universitätsprofessoren immerhin „Spezialisten" heißen, aber in den Wissenschaften der Seelenwelt, da sollen wir alle — ich und du, und Frau

Susi, die Wirtschafterin, und alle Dorfsprengelkonfirmanden wahre Enzyklopädisten sein. In einer Gesellschaft von Laien wird nicht gefragt: „Was sind die Gesetze der Zentrifugalkraft?“ oder „Wie wird durch Muskelbewegung Wärme entwickelt?“ oder „Wie geht der Kreislauf des Blutes vor sich?“ denn auf solche Fragen würden die Anwesenden unbefangen antworten: „Das wissen wir nicht.“ Wenn aber gefragt wird: „Was ist das Leben nach dem Tode?“ „Wie sind die Arten entstanden?“ „Gibt es eine Vorsehung?“ und dergl. mehr, da regnen von allen Seiten kategorische Antworten her, denn über solche Dinge, natürlich, muß man doch ein Urteil abgeben können. Dabei stoßen die Widersprüche aufeinander, als Beweise werden Sätze angeführt, die selbst noch unbewiesen sind (petitio prinzipii) oder es werden gar verschiedene Sätze angeführt, die sich gegenseitig aufheben — aber das tut nichts: man hat gewöhnlich in diesen Dingen nicht einmal den Ehrgeiz, die richtige Ansicht zu haben; es handelt sich nur darum, überhaupt eine solche zu besitzen, weil man „Ansichten“ für eine notwendige Möblierung eines gebildeten Geistes hält.

Was in dergleichen dilettantischen Meinungsaustauschen den wirklich überzeugten Denker in Auseinandersetzung seiner Idee stört, ist jene angenommene Voraussetzung, daß es in der ideellen Welt keine nachweisbaren Sicherheiten gibt, und daß daher alle sich widersprechenden Annahmen gleichberechtigt sind. Die Verteidiger des absurdesten Mystizismus, des Wunderglaubens, des Spiritismus, der Ahnungs- und Hellsehensphantasien haben immer zwei Argumente bereit, welche geeignet sind, den Gegenredner zum Schweigen zu bringen. Die eine dieser Disputierfinten ist ein bescheidenes: „Das liegt über unserer Fassungskraft — das vermögen wir nicht zu erörtern — das sind nur den

höchsten Geistern zugängliche Probleme." Wie will man da noch gut weiter reden, als ob man sich selbst für solch einen „höchsten Geist" halte? Die zweite Finte besteht darin, daß die Verfechter der genannten Theorien die absprechende Gegenrede mit dem Ausrufe unterbrechen: „Ach, warum kurzweg leugnen wollen, was man nicht verstehen kann — warum immer Schwindel nennen, was noch unerklärt ist — können Sie leugnen, daß es noch unzählige unbekannte Kräfte geben mag?" — „Das kann ich allerdings nicht." — „Nun, dann ist es immerhin möglich, daß meine Annahme die richtige sei." — Durch diese Wendung stellt sich der Bejaher des Streitobjekts mit einer gewissen Herablassung auf gleichen Fuß mit dessen Verneiner und zieht sich so — wenn er auch die lächerlichste Hypothese vertreten hatte — unversehrt aus dem Streite zurück, indem er seinem Gegner noch eine Konzession zu machen scheint: „Ich kann meine Annahme nicht beweisen — Sie können mir das Gegenteil nicht beweisen: folglich sind wir quitt. Vielleicht haben Sie recht (gnädig), vielleicht aber (mit Genugtuung) habe ich's getroffen." Dies ist gewöhnlich der Schluß der Diskussion. Der Leugnende schweigt, fühlt aber, daß ihm Unrecht geschehen; der andere hingegen ist mit seinem Sieg zufrieden. In diesem Stadium eines Streites ist vergessen worden, daß, wenn auch vieles Mögliche und Denkbare noch nicht demonstriert werden kann, es doch auch Behauptungen gibt, die Unmögliches und Undenkbares vorbringen und daß sich der positive Beweis, daß eine Meinung falsch sei, leicht liefern läßt, wenn nämlich in derselben ein Widerspruch enthalten ist. Widerspruch stößt jede Berechtigung um. Sobald ein Satz auf Sätzen beruht, oder solche zuläßt, die einander aufheben, so ist er gewiß falsch. Wenn die Logik uns auch nicht immer zum Zentrum der Wahrheit führen kann, soviel vermag sie jedenfalls: uns von den tausend

Irrwegen abzuhalten, die abseits vom Wahrheitsziele liegen. Ferner sollte bedacht werden, daß, wenn gegen eine unbewiesene Sache auch kein negativer Beweis aufzufinden ist, dieselbe darum durchaus nicht zwei gleiche Chancen besitzt, wahr oder unwahr zu sein. Darum hat vorhin auch der zum Schweigen gebrachte Teil gefühlt, daß ihm Unrecht geschehen. Nur der Affirmierende ist verpflichtet, bekräftigende Gründe vorzubringen, nicht aber der Negierende. Eine Sache, für welche der Beweis mangelt, daß sie ist, kann sich nichts darauf zugute rechnen, daß auch der Beweis fehlt, daß sie nicht ist. So wird auch im gerichtlichen Verfahren vor allem der Beweis gefordert, daß die Anklage begründet sei; ohne diesen gibt es kein verdammendes Urteil, auch wenn der Angeklagte außer stande ist, den positiven Nachweis seiner Unschuld vorzubringen. Wenn jemand behauptet, ich hätte heute vor fünfundzwanzig Jahren um fünf Uhr früh seine Großmutter ermordet, und es mir auch ganz unmöglich ist, zu beweisen, daß ich's nicht getan habe (denn wie soll ich noch Rechenschaft geben über mein Verhalten an jenem Morgen?) so genügt dieser Umstand durchaus nicht, mich jenes Verbrechens schuldig zu finden. Die Beweislosigkeit der Negation ist an sich keine Bestätigung der Affirmation. Oder ein anderes Beispiel. Auf dem Tische liegt ein Spiel Karten. A., der Mystiker sagt: „Ich habe eine Ahnung — die erste Karte obenauf ist eine Coeur-Dame.“ B. „Dagegen sind viele Chancen.“ A. „Meine Ahnungen trügen nie — ich sage, es ist Couer-Dame.“ B. „Ich glaube kaum.“ A. „Sehen wir nach — (er nimmt das Spiel und mischt, ohne die oberste aufzudecken, alle Karten durcheinander). So — jetzt läßt sich meine Aussage nicht mehr verifizieren; ich bleibe aber bei meiner Behauptung — können Sie mir beweisen, daß vorhin die bestimmte Karte nicht die Coeur-Dame war?“ B. „Das ist mir freilich nicht mehr

möglich.“ A. „Folglich hätten Sie vielleicht recht, vielleicht aber hatte ich recht — und wir sind quitt.“ — In diesem Falle könnte B. leicht erwidern, daß er dieses Quittsein nicht anerkennt, denn wenn das Spiel aus zweiundfünfzig Karten besteht, so ist die unbewiesene Negation B.s gerade einundfünfzig Mal berechtigter, als die gleichfalls unbewiesene Affirmation A.s. Wären zwei Spiele Karten dagelegen, so wäre die Bedeutung von A.s Behauptung noch hundertundzwei Mal tiefer gesunken. Wenn es sich aber nicht um Dinge handelt, die, wie im oben angeführten Beispiele, eine bestimmte Anzahl von Chancen aufweisen, sondern wenn von noch unerklärten Naturproblemen, von zukünftigen Ereignissen und dergl. die Rede ist, dann verhält sich die unbewiesene Affirmation zu ihrem Widerspruche nicht mehr wie eins zu zweiundfünfzig, sondern wie eins zu — unendlich.

Bis einnmal das richtige Denken in feste Formeln gefügt sein wird, und bis man einsehen wird, daß sich ebensowenig zufällig richtig denken läßt, als man zufällig richtig rechnen kann; bis man allgemeiner anerkennen wird, daß Ideen, Schlüsse und dergl. in genau solch mathematischen Verhältnissen zueinander stehen, wie Ziffern und Zahlen, so wird man vielleicht nicht mehr so leichthin philosophieren, nicht Ideengleichungen und Folgerungskubikwurzelziehungen vornehmen wollen, ohne vorher ein ordentliches Gedankeneinmaleins gelernt zu haben.

Die Einsicht, daß die ideelle Welt ebenso einen Schatz zugänglicher, fester Wahrheiten in sich birgt, wie die uns umgebende organische und unorganische Natur, wird sich hoffentlich immer mehr verbreiten. Dann werden auch den Suchern jener Wahrheiten die gleichen Rechte und Methoden zuerkannt werden, wie den Naturforschern. Auch hier wird das immer siegreiche Prinzip der Arbeits-

teilung durchgreifen. Das gesamte ideelle Wissen wird sich gleichfalls in sogenannte Spezialitäten spalten. Beobachten und Beobachtungen zusammentragen, das ist die Aufgabe der Wissenschaftserbauer. Ehre jedem, der ein Sandkörnchen hinzufügt. Je zahlreicher und eingehender die analytischen Arbeiten, desto heller die daraus hervorleuchtende Synthese. Wie hat sich dieser ganze Schatz von Kenntnissen aufgetürmt, der jetzt ein — jedem Studierenden zugängliches Gemeingut geworden? Durch Beobachten und Beobachtung zusammengetragen. Aber das ist kein individuelles Werk. Millionen Menschen haben beobachtet und durch Jahrtausende haben sie zusammengetragen. Die große Studentin, die der sie umgebenden Natur alle ihre Geheimnisse ablauschen will und deren schon so viele abgelauscht hat, sie hat keinen besonderen berühmten Namen, und sie lebte und lernte zu keiner bestimmten Zeit. Sie heißt Menschheit und sie lernt ohne Unterlaß. In der Entwicklung der allgemeinen Erkenntnis haben sogar die einzelnen Irrtümer fördernd mitgewirkt. Wie oft sehen wir in Rückblick auf überwundene Theorien, daß die irrtümlichen Ansichten die Weiser zu den richtigen wurden. Der Weg aus der Nacht zum Licht führt eben durch Dämmerung.

Als die Menschheit noch ein Kind war, da erwachte sie allmählich zum Bewußtsein, mußte zuerst atmen, schauen, greifen lernen; dann begann sie mühsam zu stammeln, zu buchstabieren; später ersann sie wohl Märchen und hübsche Geschichtchen und nach und nach begann sie ernstlich zu lernen. Aber welch ein Lernstoff entfaltet sich da vor ihr!

Hier sind wir jetzt ungefähr angelangt. Vor dem noch unerschlossenen Vorrat zu erwerbenden Wissens ist uns zu Mute, wie dem Primaner, der einen Blick in die Universitätsbibliothek wirft. Nur getrost — der

Primaner hat noch zehn oder zwölf Studienjahre vor sich — und so auch Menschheit getrost — die Bücherei der Natur ist freilich unbegrenzt, aber du hast ja auch, um in ihren Folianten zu blättern, noch Jahrmillionen vor dir!!

Mit gerechtem Stolze können wir auf die vor uns geschehene Arbeit zurückblicken und mit freudiger Zuversicht an die Arbeit gehen, die noch zu geschehen hat. Was die Gesamtheit vor uns geschaffen hat, das ist jetzt jedes einzelnen Gewinn, aber wir müssen einsehen, daß wir als einzelne wieder in der Gesamtheit der Zukunft verschwinden werden. Keinem Physiologen, Botaniker oder Chemiker fällt es wohl jemals ein, ein Bild seiner Wissenschaft zu entwerfen, wie dieselbe in hundert Jahren erkannt sein wird. Er weiß zu gut, daß tausend und abertausend Erfahrungen es waren, die den Stoff seines heutigen Wissens zusammengesetzt haben; er weiß, wie in nicht zu lange entrückter Vergangenheit sogar noch viele der Begriffe fehlten, die jetzt seinen Geist erhellen; wie da von den Dingen noch keine Ahnung war, die jetzt als Grundlage seiner Studien dienen; und so kann er auch voraussetzen, daß in Zukunft neue Erfahrungen im eigenen Fache und in andern Fächern den allgemeinen Stand des Wissens wieder umgestalten werden. Aber diese edle Bescheidenheit, mit welcher der Fachgelehrte die ihm zufallende Aufgabe erfüllt, die Einsicht von der mikroskopisch kleinen Stelle, die er im Riesenbau des Wissens einnimmt, diese Bescheidenheit beseelt gewöhnlich nicht die verschiedenen Welterklärer, welche philosophische Systeme komponieren und welche über alle Rätsel des Seelenlebens, des Schöpfungswerkes und so weiter bereitwilligste Auskunft erteilen. Denn neben solchen, die allen Menschen gleiche Unfähigkeit zuschreiben, etwas Sicheres auf ideellem Gebiete zu erfahren, gibt es wieder jene, die glauben, daß hierin

schon längst alles erfahren und nichts Neues mehr hinzuzufügen ist. Es ist als ob sie meinten, daß, während die Erkenntnis der substanziellen Welt nur durch lang angesammelte Erfahrung erlangt werden kann, die Erkenntnis der Abstraktionen jedem scharfsinnigen Geiste mit einemmal zugänglich sein müsse. Nach ihrer Ansicht steht das Lösungswort des Kosmosrätsels seit jeher ausführlich und deutlich niedergeschrieben — es handelt sich nur darum, es abzulesen, sei dies nun in den Büchern der Vedas, der griechischen Philosophen, der Bibel, oder in den Tiefen des eigenen denkenden Hirns. Von dieser Ansicht stammt auch das Vertrauen, welches in abstrakten Dingen den ältesten Weisen gezollt wird. Beim Studium positiver Wissenszweige wird es niemandem einfallen, auf solche Lehrsätze zu schwören, die vor hundert Jahren, oder sei es auch nur vor einem Jahr, niedergeschrieben worden sind, wenn eine neuere Erfahrung jene Lehrsätze entweder umgestoßen oder auf einen höheren Standpunkt gerückt hat. Die ältere Klassifizierung der drei Naturreiche, die Einteilung aller Stoffe in vier Elemente, die Annahme von einem Wärmestoffe, und sonstige veraltete Theorien wird niemand mehr zur Basis seiner weiteren Forschungen machen. Man wird zwar lobend die Verdienste anerkennen, welche die großen Männer vergangener Zeiten — bei dem damaligen Stande des Wissens — sich erworben haben, indem sie dieses Wissen ordneten und um einen Schritt weiter führten; aber man wird in den eigenen Forschungen doch nur von den zuletzt gewonnenen Tatsachen ausgehen. Naturwissenschaftliche Werke, die nicht vom Geiste der neuesten Entdeckungen gesättigt sind, erscheinen veraltet; aber unter den Weisheitsjüngern gelten heute noch Zoroaster und Moses und Sokrates als Besitzer der vollen Wahrheit. Diese Anschauung wurzelt in dem Begriffe, daß die Wahrheit ein seit jeher fertiges unwandelbares Ganzes bildet, und

daß der menschliche Geist ein ebenso vollendetes wahrheitsauffassendes Instrument ist. Wenn man so denkt, kann man freilich annehmen, daß vor mehreren tausend Jahren die Denker unter den Menschen bereits jene Vollauffassung erreicht hatten, und kann auch — indem man sich selbst an die spekulative Aufgabe wagt — bei Übersicht seines Weltanschauungsbildes meinen, es sei der Wahrheit umfassendes Spiegelbild. Doch von der genannten Anschauung ist nur de rerste Teil richtig: nämlich daß die Wahrheit ein ewig fertiges unwandelbares Ganzes ist; aber zu glauben, daß der Menschengeist ebenso fertig und ganz auffassungsfähig sei, — das ist wieder einer jener anmaßenden, hochmutsblinden Dünkel, mit welchem das menschliche, als Weltzentrum geltenwollende Ichlein sich selbst zu huldigen liebt.

Der Radikalirrtum beruht hier wieder auf der vorausgesetzten Zweiteilung der Erkenntnis. Die Erfahrung, diese langsame Massenarbeit, wird dem exakten Wissen überlassen, und das abstrakte Wissen soll durch sich selbst, fertig und gerüstet, wie Pallas Athene aus Jupiters Kopf, aus jeden Denkers Kopfe hervorsteigen! Als ob es überhaupt eine Erkenntnis geben könnte ohne Erfahrung. Alle unsere Begriffe — alle sind der sinnlichen Wahrnehmung entstiegen; es gibt nicht eine abstrakte Idee — nicht eine — welche im Gehirne eines Menschen entstehen könnte, der ohne Gehör, ohne Gesichts- und ohne Tastsinn geboren wäre. Das Wachstum der menschlichen Denkkraft ist ein langsamer Prozeß, der mit dem Wachstum der Erfahrungssumme gleichen Schritt hält. Aus dem Vorrat der gesammelten Eindrücke ist der Vorrat der Ideen entstanden, und diese bilden je nach ihrer Anzahl die niedere oder höhere Summe der menschlichen Vernunft. Diese Ideen haben dann freilich die Fähigkeit, von den äußeren Eindrücken, welche sie ursprünglich wachriefen, zu abstrahieren und heißen daher

Abstraktionen. Mit diesen läßt sich auch selbständig weiter denken; sie verweben, verketten, spalten und mehren sich, und je weiter diese Bewegung führt, desto abstrakter werden sie; es verliert sich immer mehr die Spur ihrer Abstammung und obwohl eine jede doch auf einen Sinneseindruck zurückzuführen wäre, geben sich manche für abstraktgeboren aus.

Es gibt nicht zwei Gattungen der Erkenntnis und es gibt auch nicht zwei Welthälften, wovon die eine nur durch vieltausendjährige Kollektivarbeit erforscht werden könnte, während die andere dem augenblicklichen Scharfblicke jedes einzelnen offen läge. Das, was wir unsern Scharfblick nennen, diese ganze Werkzeugkammer von Begriffen, Schlüssen, Prinzipien, mit welchen wir unsere Denkübungen vornehmen, ist auch nicht angeborener Selbstbesitz, sondern die Anteilnahme an dem angehäuften Schatze von langsam entwickelten, durch millionenfaltige Anstrengung hervorgebrachten Ideen.

In jedem spezifizierten Zweige der Wissenschaft wird zugegeben, daß der einzelne von dem Ergebnisse sämtlicher Vorarbeiten ausgehen muß, um einen Schritt weiter zu gelangen. Es wird niemandem zugemutet, eine angeborene Kenntnis der Geographie oder der Astronomie zu besitzen; von jedem Jünger solcher Wissenszweige wird vorausgesetzt, daß er sich vorerst die Essenz alles vorhandenen Erfahrungsmaterials zu eigen gemacht habe, daß er die unzählbaren Beobachtungen, die sich zu bestimmten Formeln und Grundsätzen verdichtet haben, benutze, und daß er gewärtig sei, täglich neue Erfahrungen in seinen niemals fertigen Wissensschatz aufzunehmen. Was für einige Zweige der Erkenntnis gilt, muß wohl für alle gelten, und zumal für deren Gesamtheit, welches zu sein doch die Aufgabe der Philosophie vorstellt. Ehe wir den Geist erklären, der die Natur durchatmet und der in unserer Seele wohnt, lernen wir die Natur und

lernen wir die eigene Seele kennen. Lassen wir unsern Geist arbeiten, auf daß er sich entfalte und vermehre. Zu der Erkenntnis von den Dingen, die wir heute nicht verstehen können, brauchen wir wahrscheinlich Gedankenformeln, Verständnisperspektiven, die uns noch ganz unerschlossen sind. Geradeso wie die Industrie ihre Maschinen schafft, die dann wieder geeignet sind, immer verbesserte Maschinen herzustellen, so fügt sich der Geist seine komplizierten Instrumente, seine Schwungräder und Treibriemen, um damit neue Gedanken zu fabrizieren. Welche Manufaktur wollte heute noch die Dampfkraft entbehren, welcher Naturforscher wollte auf die in der jüngsten Zeit gewonnenen Betrachtungsform von der „Erhaltung der Kraft" verzichten? Oder welcher Denker überhaupt könnte noch der Begriffe entraten, welche durch Stichworte wie „Kampf ums Dasein", „Atavismus", „Verwandlung der Kräfte", „Kreislauf des Lebens" u. s. w. in der Gedankenwelt eingeführt worden sind? — Denn wenn auch jeder Gelehrte in seinem Zweige — oder wie man es jetzt nennt — in seiner Spezialität weiterarbeitet, so wirft doch jede, in was immer für einem Fache gemachte Entdeckung zugleich ein Licht auf alle andern Fächer. Überall arbeitet ja der Denker mit Begriffen, und mit jeder neuen Erfahrung wird ein neuer Begriff geboren, der, wenn auch speziell entstanden, doch allgemeine Berechtigung und Anwendung findet. Ein Gesetz, das der Mechaniker entdeckte, wird dem Astronomen in seiner Berechnung dienen; was der Physiologe unter seinem Mikroskop gesehen, das benutzt der Arzt; die Methode, die mit Erfolg in der Sprachforschung angewendet wurde, wird den Ethnologen zu gleichem Ziele führen, kurz: alles hängt zusammen. Einer borgt vom andern und der Philosoph, der borgt von allen. Aber ein eigener Stolz hindert ihn, dies einzugestehen;

er möchte gerne seine Lehre als „aussichselberherausentstanden" ausgeben, er will nicht zugeben, daß sein Werk die von allen Seiten zusammengetragenen Wahrheitsauffassungen verarbeitet hat, sondern er will behaupten, daß dasselbe die Wahrheit selbst, die ganze, unzusammengesetzte, endgültige Wahrheit ist. Diese autochthonen Prätensionen werden auch von allen Töchterwissenschaften der Philosophie gehegt. Metaphysik, Ethik, Psychologie, alles was auf dem Felde des Gedankens sprießt, also auch Ästhetik, Staatskunst, Theologie und dergl., wollen sich von der Verbindung mit den exakten Wissenschaften ferne halten, diesen das Experiment und die fortschrittliche Umgestaltung überlassend, für sich die fixe Vollendung beanspruchend. Aber so lange die spekulativen Wissenschaften jene sich absondernde Überlegenheit fingieren, werden sie Anlaß zu Streit und Hader geben und ihrer eigenen Entfaltung im Wege stehen. Mit ihrem Vornehmtun und Privilegienfordern machen sie sich bei ihren demokratischen Schwestern mitunter lächerlich und bleiben hinter deren frischem und frohem Vorwärtsschreiten zurück.

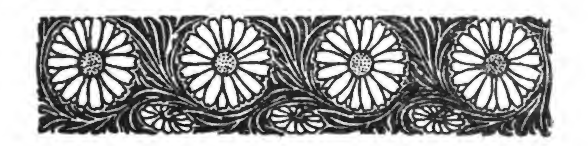
Wir alle sind die Erben eines schon ziemlich hoch angehäuften Wissensschatzes. Freilich verhält sich derselbe noch zu der Unbegrenztheit des Alls, wie sich die Menschheitsexistenz zur Ewigkeit verhält. Dieser Schatz, in welchem die Arbeiten der Individuen verschwinden, wie die Sedimente in den Gebirgsformationen verschwinden, besteht aus äußeren Erfahrungen und aus deren, in unserem Innern sich zeigenden Reflexen. Das Vertiefen in die Reflexion bringt zwar ein verschärftes Verständnis, ein bewußteres Auffassen der wahrgenommenen Phänomene hervor; schärft auch zugleich den Geist für das Auffassen einer höheren Gattung von Erscheinungen, vermehrt aber keineswegs das Material der Weltweisheit. Nur eine neue Erfahrung bringt dem allge-

meinen Wissen auch einen positiven neuen Zusatz. Es ist also ein vermessenes Wahnwerk, mit dem vorhandenen Vorrat von Kenntnissen und Begriffen eine das All umfassende Erklärung abgeben zu wollen. Solche Erklärungen, obwohl sie mit ihren Terminologien bis an die äußersten Grenzen des Absoluten reichen, obwohl sie von ihren Verfassern und deren Anhängern für das letzte Wort menschlicher Weisheit ausgegeben werden, sie nehmen in der Gesamtheit der allgemeinen Gedankensammlung doch nur wieder den ihnen zukommenden ifusorischen Platz ein.

Eine Wissenschaft verdient erst dann mit diesem Namen benannt zu werden, wenn sie auf einer Reihe von gewußten Dingen aufgebaut ist. Um das Gewußte herum entstehen freilich immer eine Anzahl von Hypothesen; aber diese, so kolossal sie auch sein mögen, sind wieder nur der Vorbereitungsgrad einer neuen mikroskopisch kleinen Sicherheit. Erst diese Sicherheiten, und nicht die jeweilige Hypothesenfülle, rücken die Wissenschaft wieder um ein Stückchen höher. Über die gewonnenen Wahrheiten nachdenken ist ganz schön: — es ist dies das Schatzgenießen; das Schatzgraben aber, das geschieht durch die Beobachtung, die unvoreingenommene, erfahrungsbegierige, reflektierende Beobachtung. Millionenweise zusammengeschart, bringen diese Beobachtungen wieder einen Millimeter neuer Wahrheit zustande. So verfährt die Statistik, die geduldige Allfragerin, die wohl dazu berufen ist, gestützt auf das Gesetz der großen Zahl, all die gewaltigen Fragen mit Sicherheit zu beantworten, über welche sämtliche Politiker und Philosophen der Welt bisher vergebens ihre zerbrechlichen Systeme erfunden haben. Ebenso müßte auch die Psychologie zu Werke gehen: beobachten und das Gesetz suchen, dabei es nicht verschmähen, die bereits — gleichviel auf welchem Felde — gefundenen Gesetze auf die eigenen Phänome zu be-

ziehen. Gedächtnis, Ideenverbindung, Vererbung der Anlagen, Gewohnheit, Verstandesbildung, Wahnsinn, Sinneseindrücke, Gefühlsleben, Bewußt- und Unbewußtsein — welch unerschöpflicher Fragebogen für die Seelenstatistik!





Zwanzigstes Kapitel.

Hinter den Kulissen des Gedankens. — Unbehagliches Dummgefühl.

Ich habe kein Geheimnis vor dir, Ego. Auch versuche ich nicht vor dir zu „posieren". Zwar rede ich so daher von philosophischen Problemen, von der Ewigkeit und von dem Gesamtschatz alles Wissens; das klingt vielleicht gar didaktisch und könnte dir etwa den Eindruck machen, als ob ich im Bewußtsein großen Verstandesreichtums gnädige Gedankenfüllhornausschüttung vorgenommen hätte. Aber daß ich dir's nur gleich sage: ich fühle mich unbehaglich dumm. Das ist freilich um einen Grad besser, als das *behagliche* Dummsein, aber es ist doch nicht der Zustand, den man berechtigt ist von einem mitteláltlichen Herrn zu erwarten, der da ein Kapitel nach dem andern mit den abstrusesten Gegenständen füllt. Der Vortraghaltende und Buchverfassende muß immer als auf einer Weisheitswolke schwebend gedacht werden können — sonnenbeschienen, ruhig, klar und heiter. Aber da haben wir wieder meine vorteilhafte Lage: ich schreibe kein Buch, ich inventarisiere. Wenn ich der Öffentlichkeit imponieren wollte, hätte ich mein Dummgefühl nimmermehr eingestanden, aber dir gegenüber, Ego, werde ich doch keine Maske anlegen. Du könntest sonst wirklich — wenn du dieses in zehn oder

fünfzehn Jahren liest und die Geistesstimmung vergessen haben wirst, in der ich schrieb — glauben, ich sei ein eingebildeter Pedant gewesen. Das täte mir leid. Auch würdest du dann dich selbst für viel einsichtsvoller halten, als dein vergangenes Vorich, und diese Überhebung gönne ich dir nicht, alter Ego.

Das Dummsein, Verehrtester, ist ein so natürliches Amt, eine so geübte Gehirnfunktion, daß wir sie mechanisch betreiben, ohne uns davon Rechenschaft zu geben. Das Denken ist eine arbeitende Anstrengung, die uns momentan aus jenem Zustand herausreißt, aber immer wieder werden wir in denselben — wenn wir auch im Denken verharren wollten — gewaltsam zurückgeworfen, und da empfinden wir ihn erst, und mitunter, wie ich vorhin sagte, recht unbehaglich. Wir fühlen (oder ist es besser, ich rede in der ersten Person — vielleicht sind andere Leute nicht so dumm) ich fühle, wie mir die Gedanken plötzlich aufhören und wie mir im Kopfe — nicht ein Mühlrad, sondern eine große Null herumgeht. Das ist noch so eine Reminiszenz aus früheren Existenzen, wo ich als Frosch den Mond anquakte.

In solchen Augenblicken existiere ich, als sum — aber cogito? Durchaus nicht. Dennoch sind alle meine Erfahrungen, alle meine Kenntnisse in Rufweite bereit, in Gestalt von Gedanken und Vorstellungen mir vorzuschweben — aber wo haben sich die Dinger nur hinverflüchtigt während der erwähnten Froschminuten?? — Diese letzteren bilden leider nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel meiner Geistesvegetierung. Die Ausnahme bilden jene Augenblicke, in welchen ich eine Wortfolge lese oder höre oder schreibe. Die Worte haben die Eigenschaft, amorphe, d. h. flatternde, ungebundene Ideenmoleküle in Formen zu gestalten; und während ich diese Formen betrachte oder dieselben selbst zusammenfüge, werde ich aus dem normalen Dummbrüten meines Seins herausgehoben.

Hab' ich einmal einen Gedanken erfaßt, so kann ich ihn wohl zuweilen selbst abwickeln wie den Faden von einem Seidenkokon — aber auch da geschieht nur zu häufig ein plötzliches „krack“: der Faden ist gerissen, und ich bin wieder drin im natürlichen Blödsinn. Bei den geschriebenen, abgewickelten und verwickelten Fäden merkt man freilich nicht, wie viel „kracks“ zwischen den Zeilen vorgekommen sind. Und wenn ich mir bisweilen nicht die Mühe gegeben hätte — denn eine Mühe ist es auf Ehre — jene Ideekonkons abzuspulen, so hätte ich wahrscheinlich selbst die meisten meiner Ansichten gar nicht erfahren. Das ist so ein allgemeiner Wahn, daß man meint, man trage den ganzen Reichtum seiner Gedanken fertig im Kopfe, ob man dieselben auszudrücken beliebe, oder nicht. Als ob man nur sein Gehirn aufzuschlagen brauchte, wie ein Taschenlexikon, um die betreffenden Artikel daraus abzulesen. Das ist ein Irrtum. Glaubt ihr denn, Shakespeare hätte alle seine Dramen gedacht und empfunden, auch wenn er sie nie geschrieben hätte? Nein: jede ausgedrückte Vorstellung ist ein Schaffungswerk, und erschaffen heißt: ins Leben rufen, was vorher nicht da war. Nein — ein Schriftsteller ist nicht der Ausplauderer seiner Ideen, er ist deren Schöpfer. „Welch ein klarer, heller Kopf!“ ruft man, wenn man eines Denkers Abhandlung gelesen, und, in den Anblick seines Porträts vertieft, stellt man sich vor, wie es hinter dieser hochgewölbten Stirne licht und geordnet und reich aussehen mag — wie in einer elektrisch beleuchteten Schatzkammer. Irrtum: eine halbdunkle Werkstatt liegt hinter dieser Stirne — darin ein paar Schleifsteine und Feilen und untereinandergeworfenes rohes Material — die Schatzkammerjuwelen, die werden in den Schriften niedergelegt.

Aber ich bin da wieder in die Allgemeinheit geraten und spreche von großen Dichtern und Denkern, statt

bei der eigenen Dummheit zu bleiben, deren Vollgefühl ich schildern wollte. Freilich läßt sich immerhin annehmen, daß — bei aller Wahrung der Proportion — es in einem Menschenkopfe wie in dem andern vorgeht. Der eine, ein Australneger, arbeitet mit drei oder vier dunklen Begriffen; der andere, ein Genie, arbeitet mit Myriaden ausgebildeter Ideen; ich dazwischen arbeite mit meinen paar Anschauungen, aber das System ist doch überall dasselbe. Überall nur ein mehr oder minder langwährendes, mehr oder minder hohes Herausschwingen aus der chaotischen Normaldummheit. Hinstarren, Luftschnappen, Pulsschlagenlassen: das ist unser eigentlicher Lebenszustand — Denken ist eine angestrengte Unterbrechung desselben. Es behaupten zwar viele Leute, daß sie keine Sekunde in Nichtsgedanken zubringen; doch kann man diese zitternden Vorstellungsreflexe, die am Gehirne vorüberfliegen, wie Wolkenschatten am See, auch Gedanken nennen? Aber das Losringenwollen aus dem Chaos, dieser Gestaltungsdrang, der ringsum die Welt erfüllt, der regt sich auch in der allgemeinen Menschenseele, und das ist es wohl auch, was ich in meinem speziellen Seelchen unbehaglich empfinde, als einen ungestillten Trieb. Ich habe noch zu viel, noch viel zu viel Chaos in mir. Was da in meinem Geiste vorgeht, es ist wohl nur eine Minimalwiederholung dessen, was den gesamten Menschengeist erfüllt und seit seinem Erwachen erfüllt hat: ein unwiderstehliches Sehnen nach Gestaltung der flatternden Begriffskeime. Den vorangegangenen Riesenanstrengungen alles Geistes verdanke ich die Formen — oder wie es im Rechnen und Denkverfahren heißt: die Formeln — mit welchen ich nun zu denken vermag — was wäre ich armer Menschenwurm, wenn ich die Sprache nicht geerbt hätte? — Wie oft konzentriert sich in ein einziges Wort das Resultat tausendjährigen Weisheitsringens, und jetzt ist dieses Wort jedem

Toren geläufig und wenn er es gebraucht, so glaubt er wohl gar, die Weisheit sei im eigenen Kopfe drinnen.

Aber ad vocem Weisheit: ich glaube, wir haben da mit einem gar zu hochklingenden Namen die Entwicklungsstufe benannt, auf welcher sich der menschliche Geist seit den indischen Brahminen bis auf heute befunden hat. Freilich hat er sich von der ursprünglichen Vegetierung gewaltig emporgerungen; aber unser Geschlecht ist noch jung; der zurückgelegte Weg ist verschwindend kurz gegen den noch vor uns liegenden. Wir sind dem Ausgangschaos noch furchtbar nahe. Wenn auch unter uns ein paar Infusorien den Stein der Weisen gefunden zu haben vermeinen, die Menschheit im ganzen täuscht sich nicht darin und ist unermüdet in ihrem Riesenkampf um immer neue Erkenntnisformen; der universelle Geist arbeitet, mächtig dazu gezwungen, immer ferneren Zielen entgegen. Ich glaube — im ganzen genommen — es fühlt sich die Menschheit auch noch unbehaglich dumm. Es zucken ihr mitunter auch Gedanken auf, für die sie keinen Ausdruck kennt und die sich daher nicht einmal ausdenken lassen, sondern wie die Blitze entweichen, ein peinliches Dunkelbewußtsein hinterlassend. Die einzelnen werden da wohl entmutigt und fallen in das natürliche Nichtsdenken zurück, aber die Menschheit muß weiter ringen und plötzlich wird irgendwo der neue Gedanke geboren, in Worte gewickelt, genährt, großgezogen und dann auf Reisen geschickt, befähigt in jedem Kopfe einzukehren. Da wird er allenthalben sogar wie ein alter Bekannter begrüßt: „Dich habe ich mir schon längst gedacht," sagen die meisten und nehmen ihn gastlich auf.





Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Mikrochronoskop.

Das ist ein Märcheninstrument, welches ich zu besitzen verlangte, wenn mir ein Genius freistellen würde, einen zu gewährenden Wunsch zu äußern. Ich fürchte aber, der Genius würde mich nicht verstehen, denn ich bekenne, daß ich selbst meinen Wunsch nur halb auszudenken vermag, denn er ist phantastisch — unwirklich — vielleicht einfach eine verrückte Idee.

„Gib mir ein Mikrochronoskop, guter Genius!"

„Was!?"

„Einen Minutenvergrößerungsapparat."

„Habe die Güte, dich deutlicher auszudrücken, o Herr."

„Das muß man sagen, Alladin war besser bedient. Er brauchte einen Wunsch nur anzudeuten, so hatte ihn sein Lampengroom auch schon erfüllt, ohne erst lange Erklärungen zu verlangen. Ein Mikrochronoskop her!"

„Halte zu Gnaden . . . Rubinpaläste, Jugendtränke, Wolkenschiffe, Dukatenregen . . . alles, alles, was du zu befehlen geruhst, schaffe ich herbei — aber das genannte Ding kenne ich nicht. Wohl ein optisches Instrument?"

„Etwas Annäherndes."

„Ah, da kann ich dir dienen. Willst du ein Ver-

größerungsglas haben, durch welches das Auge einer Blattlaus so groß aussieht, wie das Pariser Marsfeld; oder vielleicht ein Fernrohr, das einen fünfhundert Erdweiten entfernten Stern so nahe bringt, daß man die darauf wachsenden Bäume sieht?"

„Du verstehst mich noch immer nicht. Was ich meine, hat mit den Verhältnissen des Raumes nichts zu tun. Mein gewünschtes Instrument soll zwar auch vergrößern und auseinander schieben, aber, wie gesagt, nicht den Raum, sondern die Zeit. Nicht den Millimeter wollte ich unter mein Objektiv bringen, sondern die Sekunde. Ich glaube immer, eine Sekunde ist nicht gar so kurz, wie sie uns scheint; findet doch in deren Dauer der Lichtstrahl bequem Zeit, seine vierundvierzigtausend Meilen zurückzulegen, und wie viele Vorstellungen vermag doch der Geist aneinanderzureihen während eines Augenaufschlags? Oder ich trete ans Klavier und spiele eine am Pult aufliegende Notenfigur ab; die Sehnerven bringen die Zeichen meinem Gehirne zu; dieses überdenkt seine ganzen Musikstudiumserfahrungen, entsendet demnach seine Befehle in die Fingerspitzen, diese schlagen eine Tonfolge an, die mit vielen tausend Schwingungen an des Lauschers Ohr fällt, welch letzteres die empfangene Botschaft wieder einem auffassenden Geiste zuführen muß... und dies alles sollte in einer Sekunde geschehen sein, die wirklich so kurz wäre, als sie uns scheint? — Unmöglich! Das muß Täuschung sein, chronische Täuschung!"

Mein Genius schüttelt erstaunt mit dem Kopfe; ich winke ihm aber, mich nicht zu unterbrechen und fahre mit steigerndem Affekte fort: „Ja, Täuschung umgibt uns allenthalben. Was wir sehen und hören und fühlen, es ist alles nur der Schein des Wirklichen — aber unser Geist reicht auch über den Schein hinaus, und hinter all den Gaukelspielen, die unsern Sinn umflattern, sucht er

das Wesen und zwingt ihm seine Geheimnisse ab. Wie! Die Natur hat uns so taub gemacht, daß wir nur Getöse hören sollen, und daß uns unvernehmlich leise erscheint, was doch in Wirklichkeit mit ungezählten Schwingungen die ganze Luft erschüttert . . . aber wir haben jetzt das Megaphon und kennen nun auch das Gepolter der Fliegenschritte und das Sturmwehen der Mückenseufzer. Wie! So blind sind wir, so künstlich falsch beaugt, daß wir für einen Punkt, für die Grenze des Kleinen halten, was doch Tausende von bewegten Organismen faßt . . . aber wir haben mit gläsernen Listen das Geheimnis dennoch entdeckt und der hundertfach geteilte Raum einer Linie muß uns seinen Inhalt zeigen. Und so zeitstumpf — oder wie soll ich's nennen — sind wir, daß wir meinen sollen, auch die Sekunde sei solch ein Punkt . . . aber ich will's nicht länger dulden: Genius, ein Mikrochronoskop her!"

„Nun verstehe ich dich, o Herr. Ich wußte vorhin nicht, daß du von der Ausdehnbarkeit und von der Kompressibilität der Zeit einen Begriff hättest. Gewöhnlich halten die Menschen die ihnen eigene Zeiterkenntnis für absolut. Aber nun wohl: da du die Parzelle Ewigkeit, in der du dich bewegst, in ausgedehnter Form betrachten willst, so sei dein Wunsch erfüllt. Und noch mehr: ich will dir die tausendfach vergrößerte Sekunde zeigen, aber du sollst auch die zusammengedrückten Jahre kennen lernen. Ich gebe dir ein Instrument, das, wie ein Opernglas, auf der einen Seite vergrößert und, wenn du es umkehrst, verkleinert, beides um so viele Grade, als du willst. Du kannst hier eine Minute durchleben, die dir eine Epoche scheinen wird, und dort kannst du ein paar Jahrtausende an dir vorbeiblitzen lassen. Hast du wohl daran gedacht, daß auch deine normale Zeitauffassung schon verhältnismäßig mikroskopisch sein kann und daß die lange Folge eurer geologischen Perioden einem

einfachen Augenblinzeln des ewigen Allwesens gleichkommen mag?"

„Freilich weiß ich das."

„Weißt du auch, daß die Natur, die Niemalsrastende und Niemalseilende, sich nicht müde fühlt, wenn sie zu manchen ihrer Werke Arbeitstage von Jahrmillionen braucht?"

„Das weiß ich alles, guter Genius."

„Jawohl, du weißt es — es steht in euren Büchern. Aber zu fassen vermagst du es dennoch nicht. Wohlan — hier hast du deines Wunsches Gewährung — nimm . . ."

„Ich sehe nichts . . ."

„Meinst du denn, unser Zauberbinokle könne sichtbar sein und einen Raum ausfüllen, wenn er die Zeit zu regeln hat? Nun, womit willst du beginnen?"

„Lasse mich einen vervieltausendfachten Atemzug holen."

„Du wirst dich langweilen."

„Sei's darum."

„Gut also. Tritt ans Fenster und blicke hinaus. Jetzt schöpfe Atem, der Zauber beginnt."

. . . Ich erkenne die gewohnte Landschaft nicht. Von allen Gegenständen kommt in regelmäßiger Wellenbewegung ein Lichtstrahl herbei, vibriert auf meiner Netzhaut weiter und malt da ein verkehrtes Bild. Mit behaglicher Ruhe wendet mein Geist das Bild um und beginnt, es zu betrachten. Ein Detail nach dem andern bezeichnet er mit einem Namen, den er aber erst zuvor aus einer Art Lexikon, „Gedächtnis" genannt, hervorsuchen mußte; dann macht er Vergleiche, stellt Berechnungen über die Größe der Entfernungen an, durchdenkt eine lange Reihe sich an die gesehenen Gegenstände knüpfender Erinnerungen — und jetzt erst nehme ich das gewohnte Bild wahr. Großes, Schwarzes, Unheimliches

kriecht am Wege; seine Strahlen kommen so langsam an mein Auge gewallt, daß ich noch nicht ausnehmen kann, was es ist, doch jedenfalls bewegt es sich — wenn auch fast unmerklich — weiter. Noch ehe er in seinem Diktionär nachgeschlagen, entsendet mein Geist der Kehle und der Zunge den Befehl, den Genius zu fragen, was das Unding sei. Die genannten Sprechwerkzeuge scheinen keine Eile zu haben, denn sie schweigen furchtbar lange — oder hatte sich der Bote auf seinem Nervengange verirrt? Endlich beginnt eine erschütterte Luftwelle mein Ohr zu treffen und nach vielen tausend Schwingungen vernehme ich die selbstgeäußerte Frage: „Was ist das Schwarze?" Unberechenbare Zeit; darauf antwortet mein Genius mit einem scheinbar viele Stunden ausfüllenden Satze: „Das ist ein Schnellzug."

Zum Glück ist nun die ausgedehnte Frist verstrichen. Der Genius hatte recht: Das war ein kolossal langweiliger Atemzug!

„Nun," spöttelte er, „wie gefällt dir die mikroskopierte Zeit?"

„Halt!" rief ich — „eine Idee! Ich will doch noch solch eine vergrößerte Sekunde durchleben. Laßt uns zu meinem Mädchen eilen; das geliebte Kind hat mir endlich für heute ein Stelldichein gewährt . . . ich schließe sie in meine Arme und in jenem Augenblicke, wo zum ersten Male unsere Lippen sich begegnen, wende ich den Zauber an und schwelge so in ewig langer Wonne . . ."

„Unglückseliger, halt ein! Das wäre dein sichrer Tod. Sieh, wenn du mit der Hand eine Kerzenflamme durchschneidest, so bleibst du unversehrt, doch ließest du die Hand darin verweilen, so müßte sie verkohlen. Die Seligkeit des ersten Kusses darf auch nur mit rascher Flamme dein Herz durchzucken, wenn sie es nicht vernichten soll . . . Ihr armen Menschenkinder, vom Feuer des höchsten Glückes dürfen euch nur fliegende Fünkchen

treffen . . . um darin zu weilen, müßtet ihr erst Götter sein. Laß also solch vermessenen Wunsch und folge mir. Ich führe dich in das Reich der Eintagsfliegen. Siehst du dort jene beiden Ephemeren? Es sind die Weisen ihres Stammes, ein paar würdige Greise, wohl schon viele Stunden alt. Lausche ihrem Gespräch, es kann dir lehrreich sein. Zugleich mit der Macht, die Zeit zu vergrößern, schenke ich dir einstweilen die Fähigkeit, die Ephemerensprache zu verstehen. Hab' acht also und höre!"

. . . Die beiden alten Fliegenherren sind in eifriger Unterhaltung. Trotz ihres hohen Alters, welches durch gebückte Haltung und matten Blick kenntlich ist, scheinen sie noch geistesfrisch zu sein. Der eine fährt sich eben mit zwei Hinterfüßen über die Flügel, seufzt und spricht: „Ja, ja — wir leben in einer schlimmen Zeit. Ich habe viele, viele Erfahrungen gesammelt und ich glaube wahrhaft — wenn ich betrachte, wie mit jeder Minute alles schlechter wird — daß das Ende der Welt schon nahe ist." — „Meiner Ansicht nach," erwidert der andere, indem er seine Vorderbeinchen putzt, „wird die Welt noch lange stehen. Wohl noch in die zehn und aberzehn Tage . . . Auch glaube ich, daß sie schon furchtbar lange existiert, weiter noch als unsere Traditionen reichen, vielleicht schon vierzehn Tage . . . wer weiß — vielleicht fünfzehn . . ."

„Ach, ich bitte dich, nenne keine so schwindelnden Zahlen. Außerdem ist deine Ansicht ketzerisch. Weißt du denn nicht, daß vor einer Woche die Sonne, die großen Tiere und die Gräser geschaffen wurden und schließlich dann, als Krönung, die Ephemeren?"

„Wer vermag es, in jene Urzeiten zurückzuschauen?" meint der andere und wiegt nachdenklich sein stecknadelkopfähnliches Haupt.

„Reden wir von andern Dingen. Ist es wahr, daß deine Enkeltochter, die schöne Rapidella, schon Eier gelegt hat?"

„Jawohl. Es war aber auch höchste Zeit. Das Mädchen war schon drei Minuten alt. Den jungen Ephemerich, der um sie freite, ließ sie volle zwei Sekunden auf ihr Jawort warten. Doch lassen wir uns von unseren philosophischen Betrachtungen nicht ablenken. Wir sind ja die Lehrer des Volkes und müssen auf die höchsten Fragen Rede stehen. Siehst du jenen großen Ameisenberg dort? Man sagt, er sei nicht immer so hoch gestanden — in anderen, längstvergangenen Epochen soll er niedriger gewesen sein; — also gibt es Dinge hienieden, die wachsen!"

„Glaubst du? Ich denke, das ist eine Fabel. Weder wir, noch unsere Väter erinnern sich, je etwas von allen diesen Umgebungen verändert gesehen zu haben, und so können wir zuversichtlich daraus schließen, daß sich auch wirklich nichts verändert. Es wäre töricht, das Zeugnis unserer langen Ahnenreihe in Zweifel zu ziehen und die altehrwürdige, wochenlange Geschichte unserer Welt nach den vermessenen Ansichten betrachten zu wollen, die seit den neuesten Viertelsekunden unter unserer Jugend kursieren."

„Genug," sagte ich zu meinem Genius. „Diese ephemeren Professoren sind zum Totlachen. Wie kann nur ein Geschlecht, das mit Bruchteilen von Sekunden rechnet, unsere bekanntlich schon sechstausend Jahre stehende Welt beurteilen wollen!"

Ein feines Lächeln umspielt die Lippen meines Genius, aber er antwortet nichts.

Nun winkt er einen Luftballon herbei, läßt mich in denselben einsteigen und spricht, indem er sich zu mir setzt:

„Schließe die Augen — wir fliegen hoch. Ich will dir nun noch ein Experiment zeigen."

Nach einer, ich weiß nicht wie lange währenden Auffahrt — denn ich war mir nicht bewußt, ob mein

Binokle auf der rechten oder umgekehrten Seite tätig war — langten wir am Ziele an.

„Sieh hinab,“ sprach mein Begleiter.

Ich öffnete die Augen und ein sonderbares Schauspiel bot sich mir dar. Tief unter uns lag die Erde, oder vielmehr lief die Erde, denn ich sah sie deutlich gegen Osten eilen. Auf ihrer sich rasch drehenden Oberfläche ging es lebhaft her. Berge stiegen aus den Meeren; die Ufer des Festlandes wichen zurück; Inseln schwammen aufeinander zu und vereinten sich mit schnellem Rucke; Kontinente rissen auseinander; hier und da sah ich Städte aus dem Boden steigen und gleich wieder in Ruinen fallen; Menschenhäuflein rasten von einem Ort zum andern, meist gegen Westen sich ergießend. Jede Sekunde brachte ein anderes Bild, immer Farben und Formen wechselnd, so wild kreisend, daß mir schwindlig wurde.

„Was ist das?!“ rief ich entsetzt.

„Ein paar verdichtete Jahrtausende der Erdgeschichte.“

... Wir waren wieder herabgestiegen und ich befand mich wie zuvor in meinem Zimmer. Der Genius stand vor mir, weiterer Befehle gewärtig.

„Was nun?“ frug er. „Willst du wieder eine verdünnte Sekunde durchmachen und darin eine Kabeldepesche auf ihrer kriechenden Reise begleiten, oder willst du noch einmal die Zeit so komprimiert erfassen, daß dir die Umlaufzeit der Sonne um ihre Sonne wie ein Blitz vergeht?“

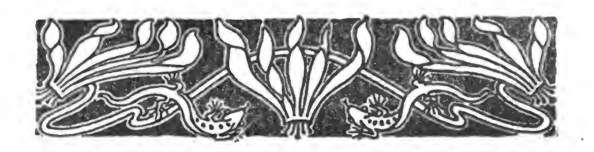
„Um Gottes willen, keins von beiden. Nimm mir das unglückselige Instrument fort, damit ich ja nicht mehr verleitet werde, es zu gebrauchen. Ich will wieder glauben, daß die Sekunden fliegen und daß die Jahre schleichen. Ich will, daß ein Jahrhundert mir wieder

ehrwürdig erscheine . . . Ich mag mit den schwindelnden Schnelligkeiten und den maßlosen Langsamkeiten, welche die ewige Zeit füllen, nicht meinen endlichen Sinn verwirren. Ich kann nur atmen in der gewohnten Zeit."

„Du willst also kein Mikrochronoskop?"

„Nein, nein. Eine gewöhnliche Taschenuhr ist mir lieber — und wäre sie aus Talmigold."





Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Vom Ursprung der Dinge. — Spontaneität. — Die uns umgebenden Anfänge. — Gewohnheit als Lebenselement der Handlungen. — Ein Experiment, das die Erschaffung eines Sonnensystems darstellt.

Motto: . . . Doch von dem Urquell alles Lebens,
Das alle Kraft in sich begreift,
Auch alle Forschung stets vergebens
Wie's ihrer Endlichkeit Gebot
Des ew'gen Rätsels Schleier streift.
Drum tut auch ihr die Demut not,
Die selbst dem kühnsten Wissensstreiter
Auf allzu kurzer Himmelsleiter
Zuruft: bis hierher und nicht weiter.
v. Redwitz. (Odilo.)

Nachdem ich die Anmaßung des philosophischen Dilettantismus gerügt habe und meine Überzeugung ausgesprochen, daß unser noch nicht ausgebildeter Begriffsvorrat unmöglich zur Erfassung und viel weniger zur Beantwortung der höchsten Fragen ausreichen kann; nachdem ich sogar zu verstehen gegeben, daß wir verhältnismäßig ebenso blödsinnig sein müssen, wie die Ephemeren, will ich mich doch jetzt selbst an die Betrachtung — nicht Lösung — des allerschwersten Problems machen, des Problems nämlich vom Ursprung der Dinge. Ich komme mir dabei selbst komisch vor. Aber es gehört zu meiner inventarischen Pflicht, auch die komischen Besitztümer meiner Seele einzutragen. Und natürlich trage ich

wie jeder nächste beste andere Mensch auch immer ein Weltsystem in der Westentasche herum; das ist die allgemeine Manie — wie hätte ich mich ihr entziehen können? Du würdest mich einen Heuchler nennen, lieber Ego, wenn ich dir meine kleine Privatephemerenphilosophie vorenthalten wollte. Glaube aber ja nicht, daß, indem ich uns alle für unfähig erkläre, ich mich dabei im stillen als einen der Fähigsten betrachte. Nein; ich will mich gern in der Armee der Denkenden mit den untersten Graden begnügen. Sagen wir z. B. ich sei ein Korporal; aber ich glaube, daß auch unsere Feldmarschälle im Verhältnis zur Allweisheit, zur absoluten Wahrheit, ebenfalls nur ephemerenhaft weise sind.

Dies vorausgeschickt, will ich dir nun meine unteroffizierlichen Ansichten über Ursprung — und in dem kommenden Kapitel vielleicht über noch höhere Fragen — unumwunden mitteilen. Ich will ja, Gott sei Dank, niemanden bekehren, und auch dir, dereinstiger Ego, durchaus keine Meinung aufdrängen. Bist du durch irgend eine neugewonnene Erfahrung, durch die Aufnahme einer fremden Idee zu einer andern Meinung vorgeschritten, so soll's mich freuen.

Es will mir scheinen, daß wir die Frage vom Ursprung der Dinge uns sehr dadurch erschweren, daß wir gar zu weit zurückgreifen wollen und immer nach den Anfängen weit vorgeschrittener Dinge fragen und dabei ganz übersehen, daß wir uns mitten unter Ursprüngen bewegen. Betrachten wir lieber diese uns allenthalben umgebenden Beginnungen; vielleicht geben sie uns bessern Aufschluß, als dies unsere Vergangenheitsnachgrabungen tun. —

Nicht weil sie soweit zurückliegen, die Anfänge aller Dinge, sind sie so schwer zu fassen, sondern weil sie so furchtbar klein sind. Aber gegenwärtig sind sie immer. Sie tanzen in dem Sonnenstrahl, sie grünen

an den Schimmelschichten, sie wirbeln aus den Menschenhirnen, sie schweben durch die Kosmosnebel — aber so winzig, so gazig, so locker, daß wir sie nirgends sehen. Erst wenn die Dinger einmal groß geworden, dann fragen wir sie erstaunt: „Wo kommt ihr her?“ Dann versuchen wir, ihre Geschichte nach rückwärts zu verfolgen und schieben die vermeinten Anfänge immer weiter und weiter zurück, bis wir uns nicht mehr auskennen. Über jene ferne Grenze — die mehr oder minder zurückgeschoben wurde, wird gewöhnlich der Streit geführt.

Schließlich ist doch nichts Besseres zur Erklärung des Anfanges zu finden, als die Spontaneität. Diese ist doch die letzte Konsequenz jeder Entstehungstheorie. Freilich mit Umschreibungen. Wenn man z. B. sagt: „Dieser Keim ist „von selbst“ entstanden,“ so antwortet B., der Antispontanist: „Das ist nicht möglich, er entstand aus einem andern Keime.“ A.: „Das kann wohl sein — aber dieser?“ B.: „Wieder aus einem andern.“ A.: „Das nimmt kein Ende. Ich meine das letzte Glied der Kette — dieses muß doch auch einen Ursprung haben.“ B.: „Von Gott.“ A.: „Und dieser?“ B.: „Von selbst.“

Hier sind also die beiden auf demselben Punkte angelangt und Gott wäre somit der Begriff der Urspontaneität. Wozu habt ihr da gestritten? — Da wir ja doch alle — so verschieden unsere Ursprungstheorien auch seien — wenn wir bei deren Konsequenzen bleiben, früher oder später bei der Spontaneität aufhören müssen, so fangen wir lieber gleich an dabei. Wozu das Hinausschieben in längst vergangene Zeiten — im stillstehenden Ring der Ewigkeit sind ein paar Millionen Jahre auch nicht weiter zurück, als gestern. Laßt uns daher die heutigen Anfänge ins Auge fassen. Wir sind ja mitten drin im Protoplasmenwirbel. Fragen wir nicht immer, wie das Ausgebildete entstanden, sondern trachten wir zuzusehen, wie das Entstehende sich ausbildet. Daß es

nichts Neues unter der Sonne gibt, ist ein falsches Sprichwort: lauter Neues gibt es. Jede Sekunde bringt etwas, was in der vorigen noch nicht da war. Die Zweiteilung jedes Zellenbläschens ist neu, das Ergebnis jeder Arbeit ist neu.

Wir wollen wissen, wie die uns umgebenden Pflanzen, Tiere, Staaten, Sprachen, Einrichtungen u. s. w. entstanden sind und dringen bei deren Erforschung so tief als möglich in vorhistorische Zeiten zurück. Aber auch jetzt, auch in der gegenwärtigen Sekunde entstehen unter unseren Augen — im faulenden Wasser, in der staubgefüllten Luft, rings im Raum und rings in der Zeit — neue Lebewesen, neue Organismen. Dörfchen sind die Wiege großer Zukunftsstaaten; armselige Dialekte sind auf dem Formungswege zu neuen Sprachen; Einrichtungen, Sitten, die in späteren Jahrhunderten Gestalt und Festigkeit angenommen haben werden, entspringen jetzt eben als erste Keime irgend einem Einfall, irgend einer Laune, irgend einem Zusammenstoße zweier Ideen, die einander früher noch nie begegnet waren. — So wie man gut daran tut, zur Lösung immaterieller Probleme die im Naturgebiete gemachten Erfahrungen vergleichend herbeizuziehen, so kann man wohl auch mit Vorteil das umgekehrte Verfahren anwenden und, um einige Geheimnisse des organischen Lebens zu beleuchten, dieselben im Lichte der Ideenphysiologie betrachten. Vielleicht findet man so einige Aufschlüsse über die geheimnisvollen Anfänge des Lebens. Beim Entstehen der Ideen sind wir im eigenen Bewußtsein Zeugen ihrer spontanen Geburt — denn trotz aller gegen die Willensfreiheit erhobenen Theorien können wir im Innersten uns der Überzeugung nicht erwehren, daß wir spontane Entschlüsse fassen. Nun gehen wir weiter. Die Ideen, Handlungen, Ereignisse, kurz alle diese in der Zeit sich äußernden, keinen Raum ausfüllenden, also wesentlich immateriellen Dinge sind

auch von Lebenskraft erfüllt. Sie entwickeln sich, blühen auf, vermehren, spalten, verzweigen sich und sterben ab nach denselben Gesetzen, nach welchen körperliche Organismen leben und sterben. Ja, die Parallele geht soweit, daß die obengenannten Zeiterscheinungen immer trachten, sich zu förmlichen Organismen zu gestalten. Wer könnte leugnen, daß z. B. die menschlichen Sprachen gestaltungskräftige, gegenwärtig sehr hoch organisierte Lebewesen sind? Jenes unerklärte Prinzip, Leben genannt, das im organisierten Körper so schwer zu fassen ist, das dem Messer des Vivisektors und der Lupe des Botanikers entschlüpft, vielleicht fällt es leichter, ihm in den organisierten Gestaltungen des Geistes nachzuspüren. Überall ist es eine Idee, ein keimkleiner Gedanke, ein urzellenähnlicher Begriff, aus dem der ganze Organismus hervorsprießt. Und wie langsam, wie allmählich wie daseinskämpfend, wie arbeitsteilend! So ist der ahnungsflatternde Gottesgedanke, der sich zuerst aus einem Menschenhirne losgelöst, der Lebenskeim gewesen, dem alle Regionen entwachsen sind. So können unsere sämtlichen Institutionen, unsere lebenden Staats-, Glaubens- und Denksysteme, auf solche eine Proto-Idee zurückgeführt werden. Aber auch alle im gegenwärtigen Augenblicke sich losschnellenden Gedankensporen können wieder der Ursprung künftiger Geistesorganismen sein.

Ideen also sind lebenskräftig; aber nicht nur die guten und die gescheiten, sondern alle sind es, auch die albernen und die verrückten; das bezeugen so manche blühende menschliche Institutionen, die aus einem Unsinnskeime mächtig emporgewachsen sind. Alles, alles will leben: Korn und Unkraut, Paradiesvogel und Reptilie, Genie und Blödsinn. Jedes ins Leben Getretene, was es auch immer sei, will nicht nur seinen Platz behaupten, sondern will auch weiter wuchern. Jede einmal gehabte Laune, jede einmal getane Handlung

trachtet sich zu wiederholen. Gelingt es, so wird die Laune Mode; die Handlung wird in der Wiederholung zur Gewohnheit, und in der Verbreitung zur Sitte.

Die Gewohnheit als wichtiges Lebenselement der Handlungen setzt sich sogar in der Vererbung fort. „Bon chien chasse de race," d. h. wenn ein Jagdhund sein Geschäft erlernt hat, so jagt sein Nachkomme, auch ohne dazu erzogen zu werden. Die gewohnte Aktion lebt so selbständig für sich fort, daß sie keines spontanen Willensimpulses mehr bedarf, um sich zu äußern. Alle jene Taten, die auf Instinkt beruhen, die nämlich ohne bewußten Entschluß vollzogen werden, sind solche selbstlebende Widerholungen. Instinkte sind weiter nichts, als angeerbte Gewöhnungen. Neben den angeerbten haben wir auch die selbsterworbenen Instinkte — nämlich solche Handlungen, die wir soviel geübt haben, daß sie fortan immer ohne unser Willenszutun tätig sind, wie die Fertigkeiten des Sprechens, Schreibens, Gehens. Die Hand führt die Feder, ohne daß der Wille sie für jeden Zug zu lenken braucht. Dies ist nur solange notwendig, als wir schreiben *lernen*, wenn wir es einmal können, so diktiert der Geist nur die Worte, die Züge leitet die Hand von selbst und ebenso spricht die Zunge und geht der Fuß. „Von selbst", „von selbst", das ist das geheimnisvolle Treiben ringsum. Von selbst wächst das Gras, von selbst kreisen die Sterne, von selbst treiben die Ideen, wiederholen sich die Handlungen — von selbst ist alles entstanden, wenn man dies „Selbst" auch gleich den alten Indern als das große allfüllende „Atman" erklärt, wenn man auch, um die Ursprungsfrage zurückzuschieben, das „Selbst" mit dem Namen Gott übersetzt.

Da ist eben unsere Denkgrenze. Hier sollten wir aufhören hinüber zu bejahen. Aber wir Infusorien führen gar so gern das Weltall im Munde und möchten

dann auch noch erzählen, von wem, und wie es gemacht worden.

Übrigens muß die Fabrikation eines Sonnensystems gar nicht so schwer sein. Ein Experiment des belgischen Physikers M. Plateau gibt uns ein Miniaturrezept dazu.

Man gießt in ein Gefäß eine Mischung von Wasser und Alkohol und gibt in das Zentrum einen Tropfen Öl. In diesen Tropfen sticht man mit einer Nadel, indem man dieselbe in eine regelmäßige Rotationsbewegung versetzt. Die Ölsphäre dreht sich mit ihrer Axe und flacht sich an den Polen ab. Bald wird sich — wenn das Experiment geschickt geführt wird — von der Anschwellung ihres Äquators ein Ring loslösen, der sich in kleine Kügelchen teilt, welche nun alle beginnen, sich um die zentrische Masse zu drehen.

Also das ist das Ganze. Ein kosmischer Öltropfen, des Allwollers Schöpfungswort „Bewege dich," — worin das biblische „Es werde Licht" enthalten ist, denn Licht ist auch eine Bewegung — dazu, und ein Planetensystem ist fertig.





Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Ideal eines Konservativen. — Eine Parlamentsrede. — Buckle über die Gesetze. — Ein Edikt aus alter Zeit. — Edmund Burcke. — Politische Künste und politische Wissenschaft.

Ein Mensch, der Geduld hätte und der nebstbei seinen Ideen Geltung in der Mitwelt verschaffen wollte, hätte das vorige Kapitel zu einem Buch ausgearbeitet. Aber beim Inventieren genügt ja die flüchtige Nennung der vorhandenen Gegenstände. Zudem, wie oft soll ich dir's noch sagen: ich mag nichts wissen vom Bücherschreiben; und was an Gedanken in meinem Kopfe herumkreist — fremd und eigen — das soll nicht die geringste Autorität beanspruchen. Um Systeme aufzustellen, um planvolle Ideenbauten aufzuführen, dazu sind gescheitere Leute da. Wenn du willst, Ego von dann, so benutze diese Blätter als Material und versuche selbst ein Buch daraus zu schreiben (denn andrerseits kann ich dir zum Troste sagen, es haben auch schon dümmere Leute Bücher gemacht), aber wie ich dich zu kennen glaube, dilettantischer Träumer, wirst du's auch bleiben lassen. Ordnen, streichen, schichten, feilen und dann mit ernster Miene zu einem Verleger gehen und das Geordnete, Gestrichene, Geschichtete und Gefeilte für ein Werk auszugeben, das der Mitwelt nicht vorenthalten werden darf, das sieht

dir nicht ähnlich. Noch dazu wo es sich um so heikle Dinge handelt. Ich muß sogar noch von Politik und Religion sprechen — sonst wäre ja unser Register unvollständig — und mit diesen Themata beleidigt und ärgert man auch noch immer so viele Leute. Warum soll ich mutwillig den Zorn von Menschen auf mich laden, die ich gar nicht kenne und denen ich doch nichts zu leid tun will?

Ich werde mir nun wieder meinen gedachten Grafen herbeizitieren und mit ihm nach Herzenslust streiten. Das ist ein harmloses Vergnügen.

Diesmal denke ich mir ihn als Staatsmann. Dabei werde ich mir vielleicht selbst einige Meinungen beibringen, die ich mir gar nicht zumutete, denn aufrichtig: um meine politische Färbung befragt, müßte ich antworten „gar keine“, aber meinem Phantasiegrafen gegenüber werde ich trachten, Meinungen zu entwickeln — den seinigen so entgegengesetzt als nur möglich — und es kann sein, daß ich mich dabei in eine ganz ordentliche Nüance hineinrede.

Hier sitzen wir wieder bei unserem schwarzen Kaffee. Diesmal aber nicht unter meinem Dache — damit ich nicht als Hausherr liebenswürdig zu sein brauche — sondern im alten Ahnenschlosse des Grafen selbst. Die ihn hier umgebenden Dekorationen voll Erinnerungen an feudale Größe passen auch viel besser zu seiner Physiognomie. Seine Ansichten und Lebensanschauungen erscheinen in dieser Umgebung auch ganz natürlich und berechtigt. Er ist Besitzer der Herrschaften Altstadt, Bünzberg und Mirdorf; Kapitular-Großkomthur des St. Georgordens, Maltheserritter, erblicher Reichsrat, Kämmerer u. s. w. u. s. w. — Wie sollte er da Ideen huldigen, die das Prestige all dieser Herrlichkeiten zu bannen drohen.

Hinter den Erkerfenstern sieht man den weitge-

streckten Park und das Türmchen der Schloßkapelle. In diese gelangt man durch eine mit Ahnenbildern geschmückte Galerie. Des Grafen Vetter, der Erzbischof, hat heute morgen in der Kapelle Messe gelesen. Vormittags (denn es ist des Schloßherrn Namenstag) präsentierte sich gehorsamst eine Schar von Beamten in schwarzem Frack und weißer Halsbinde „untertänigst zu gratulieren“ — auch aus dem nahen Städtchen kamen der Doktor und der Notar. Dies hinterließ eine leise Vorstellung in des hohen Herrn Gemüte, daß die sogenannte „Intelligenz des Landes“, welche nun auch gern in Staatsangelegenheiten laut mitsprechen wollte, eigentlich von Natur aus eine rückengekrümmte Bagage ist. Vielleicht ist er zu höflich, und — bei unserer Zeit — zu vorsichtig, dieses leise Gefühl auszudrücken, aber es bildet einen Untergrund seiner sozialen Anschauungen. Die jetzt zu häufig gemachte Erfahrung, daß „solche Leute“ bisweilen zu ebenso hohen Staatswürden gelangen, wie sie seines Hauses Erbrecht sind, mischt eine Dosis von Gallapfel in sein politisches Gemüt, und ein etwas strenger Zug um die festgeschlossenen Lippen, eine Schmerzensfalte zwischen den zusammengezogenen Brauen, drückt die erhabene Mißbilligung aus, welche er gegen den allgemeinen Stand der Dinge peinlich empfindet. Um den konservativen Hemdkragen (knapp geschlossen und steif stehend) ist die schwarze Halsbinde in konservativer Schleife gebunden; am vierten Finger der wohlgepflegten Rechten sitzt ein breiter, wappengravierter Siegelring; die mit dem Trauring geschmückte Linke (der Graf ist mit einer Prinzessin Oettenberg-Reitz-Streitz vermählt) schiebt sich gerne mit Ministerwürde in den Westenausschnitt. Das Räuspern klingt strenge, der Blick ist scharf, die Haltung imposant; die ganze Erscheinung ist die eines mit seinem Mündel unzufriedenen Weltvormundes.

Wenn ich in Wirklichkeit einem solchen Wesen be-

gegne, so fühle ich mich von dessen Größenwucht überwältigt. Seine Selbstverehrung umgibt ihn mit einer solchen Atmosphäre von Wichtigkeit, daß ich nur denke: Der Mann hat von seinem Standpunkte aus ganz recht so imposant zu sein und das einzige, was mir übrig bleibt, ist, mir imponieren zu lassen. Ich wage in solcher Gesellschaft höchstens einen kleinen Ausflug in genealogische, heraldische oder tagesgeschichtliche Gespräche und sehe dabei aus, wie ein die Notwendigkeit strengster Vormundschaft anerkennendes Mündel . . . aber politische Diskussionen? Gott bewahre! Es ist niemals angenehm verachtet zu werden und das wäre alles, was ich erreichen könnte, wenn ich dem Grafen gegenüber meine von ihm en bloc verabscheuten Ansichten entwickeln wollte. Nebstbei erkenne ich, daß er, so wie er ist, auch notwendig sein muß; daß er den Platz, auf welchem seine Ideen wurzeln, würdig ausfüllt; daß die Bedingungen seiner Verhältnisse, die Grundlage seiner Erziehung, die Tendenzen seines Standes, die Gesinnungen seiner Genossen, kurz alles, was ihn umgibt, ihn zwingend zu dem stempelt, was er ist. Wie sollte ich versuchen wollen, ihn zu meinen Ansichten zu bekehren, oder auch nur dieselben für mich in Anspruch zu nehmen, nachdem ich doch von vornherein weiß, daß ich dadurch nur Geringschätzung auf mich ziehen würde, nur ein Eingereihtwerden in die Liste der Verpönten . . . So etwas wäre doch wahrlich kein geselligbehaglicher Schwarzer-Kaffee-Genuß. — Aber in Gedanken, das ist etwas anderes. Ich beginne:

Karl. Wie ich höre, Herr Graf, — Sie erlauben, daß ich mir eine frische Zigarette anstecke — steht uns Ihre Beförderung zur Präsidentschaft des Herrenhauses bevor . . . ich gratuliere.

Graf R. Die Gratulationen vielleicht etwas verfrüht. — Und aufrichtig . . . die Last der Verantwortung

wäre sehr groß; — ich bin ohnehin mit Arbeit so überbürdet . . .

Karl. Bei ihrer Geschäftskenntnis . . .

(Ich weiß, der Graf liebt dieses dunkle Wort. Zwar weiß niemand, er am allerwenigsten, was die Staatsgeschäfte eigentlich für eine Maschinerie seien, aber die genannte Eigenschaft ist eine jener angenommenen Attribute, die in keiner Minister- oder Landtagspräsidentenbiographie fehlen dürfen: „Bei seiner bewährten Geschäftskenntnis, seiner parlamentarischen Arbeitsroutine u. s. w.")

(Dabei bemerke ich noch in einer zweiten Parenthese, wie sehr die Worte „Arbeit und Geschäfte" — deren Urbegriffe, wo es sich um wirkliche, manuelle Arbeit oder um wirkliche, kommerzielle Geschäfte handelt, mit vornehmer Geringschätzung betrachtet werden — wie sehr sich diese Worte in den Sprachgebrauch der hohen Würdenträger eingeschlichen haben; wie der Minister fortwährend „arbeiten" und die Fürsten rastlos ihren „Regierungsgeschäften" obliegen. Früher war das anders. Die Arbeit lag an der untersten Stufe der sozialen Leiter: Nur der Sklave, nur der Fronknecht verrichtete die Arbeit und Geschäfte machte nur der Handelsjude. Jetzt aber, je höher die soziale Stufe, desto mehr wird — zwar nicht gearbeitet — aber das Wort „arbeiten" gebraucht. Arme Ameisen — ist es denn gar so mühsam, das Portefeuilleschleppen?)

. . . Bei Ihrer Geschäftskenntnis, lieber Graf, bei Ihrem Arbeitseifer . . .

Graf R. Wohl, wohl. Ich sprach nur von der moralischen Verantwortungslast — von der riesigen Aufgabe: den oppositionellen Geist in Schranken zu halten; die gesunden Grundsätze zu unterstützen; das Reich vor Untergang zu schützen; den Feind von den Grenzmarken abzuschrecken; die Übergriffe der Liberalen einzudämmen;

die angestammten Rechte aufrechtzuhalten; die Landesindustrie zur Blüte bringen; die Finanzen mehren; das konstitutionelle Einigungswerk kräftigen; Thron und Altar befestigen . . .

Karl. Allerdings ein hübsches Pensum. Aber wie gesagt, lieber Graf, bei Ihrer Arbeitsliebe, bei Ihrer Geschäftskunde . . .

Graf R. Wohl, wohl. An rastlosem Fleiße, an tätigem Eifer wird es mir keinesfalls fehlen. Aber dabei fällt mir wieder ein, mein junger Freund, daß Sie auch gut daran täten, eine Karriere einzuschlagen. Warum kandidieren Sie nicht? Zwar befürchte ich — nach unserer letzten Unterhaltung über den Fortschritt zu schließen — daß Sie wahrscheinlich der liberalen Linken beitreten würden. Aber gleichviel, was Ihr politischer Standpunkt auch sei, Sie sollten dem Staate Ihre Dienste weihen, Sie sollten dem Vaterlande Ihre junge Kraft nicht entziehen.

Karl. Nach Ihrer Meinung jedoch müßte meine Wirksamkeit — da sie auf gegnerischen Prinzipien fußte — eine staatsgefährliche sein — wie können Sie mir also zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten mit gutem Gewissen raten?

Graf R. Ich hatte dabei Ihr Interesse im Auge, mein Lieber; und zudem wird ein bißchen mehr oder weniger Opposition der Regierung keinen Schaden bringen. Die gute und die starke Sache triumphiert schließlich doch.

Karl. Also Sie geben von vornherein zu, daß der Gang der Dinge durch das Zutun eines Einzelnen nicht beeinflußt werden kann und berücksichtigen nur das persönliche Interesse, welches den einzelnen bestimmen soll, die Rolle eines Vertreters öffentlicher Interessen zu spielen? Sie haben unbewußt in dieser kurzen Äußerung alle Gründe zusammengefaßt, die mich von der Kandidatur abhalten.

Graf R. Das ist mir nicht klar.

Karl. Ich müßte ein Programm aufstellen — sowie Sie vorhin — und hege doch die Überzeugung, daß ich nicht eine Nummer davon auszuführen imstande wäre. Ich müßte mich zur Rechten, zum Zentrum oder zur Linken bekennen und ich gehöre einer Fraktion an, die keine von diesen ist, deren Prinzipien gar keine Stelle innerhalb der Landtagsarena einnehmen.

Graf R. Da wäre ich doch neugierig . . .

Karl. Gut denn, wenn Sie neugierig sind, so will ich Ihnen gern die Grundsätze und Anschauungen entrollen, welche der Fraktion, die ich meine, ihre Stelle außerhalb des Parlamentsgebäudes anweist. Ich bitte, mir anstatt des Kaffees ein Glas Zuckerwasser geben zu lassen; meine Rede kann sich zu kanzlerischer Länge ausdehnen. Haben Sie die Güte, mich nicht zu unterbrechen, außer mit ununterdrückbaren Ausrufen von „hört“ oder „sehr gut“.

Graf R. Oder: „oho“.

Karl. Meinetwegen auch „oho“. Es gibt Ohos, die des Redners Satz nur verstärken — wie das Pedal am Klavier. Ich nehme also an, daß ich die Rednerbühne bestiegen habe — und beginne.

Graf R. Ich höre. (Er schiebt seine Hand in den Brustlatz, nimmt sein Parlamentsgesicht an und lehnt sich in den Fauteuil zurück.)

Karl. Hohes Haus! Meine sämtlichen geehrten Herren Vorredner haben, wenn sie diese Tribüne zum ersten Male bestiegen, die Gründe und Ansichten auseinanderzusetzen versucht, welche sie bewegen, sich an den Staatsgeschäften zu beteiligen und dabei die Ziele genannt, welche sie zu verfolgen gedenken. Ich hingegen, auf meine externe Stellung nur ausnahmsweise verzichtend, habe um das Wort gebeten, um die Ursachen zu nennen, welche mich bestimmen, diesem Hause nicht

anzugehören und um zu erklären, daß mir jedwede Ziele persönlich unerreichbar scheinen. Dies ist nicht ein Ausdruck meiner Bescheidenheit, denn ich glaube, meine Herren, daß jedem von Ihnen die eigenen Ziele unerreichbar sind. Ob Sie nun dieser oder jener Partei angehören, sich zu dieser oder jener Fraktion bekennen, das Prinzip, das Sie verteidigen, oder das Sie bekämpfen, wird je nach Maßstab seiner eigenen Berechtigung und namentlich seiner Zeitanpassung siegen oder unterliegen, von Ihrer Verteidigung und Ihrer Bekämpfung unabhängig. Der Druck von außen ist unwiderstehlich — Rechte, Linke und Zentrum, Sie folgen doch alle nur diesem. Sie sitzen hier in diesem engen Raume, beschäftigt, die einen, dem Zeitstrom kleine Dämme zu bauen, die andern, ihm ein kleines Bett zu graben: aber die Dämmchen reißt er nieder und das Bettchen braucht er nicht. Sie sind alle von dem stolzen Wahn befangen, daß Sie die Lenker und Bildner der Tagesgeschichte sind, während Sie doch nur einige der Buchstaben abgeben, mit welchem die selbstwillige Klio ihr Tagebuch schreibt.

Das Unbewußtsein Ihrer allgemeinen Unbedeutendheit ist am Ende notwendig, um Ihnen zu spezieller Bedeutsamkeit zu verhelfen; aber wenn man von dem Bewußtsein der eigenen Machtlosigkeit erfüllt ist, so mag man nicht mithalten bei dem Selbsttäuschungsspiele. Am allerwenigsten mag man seine Überzeugungen und Ideale in ermüdenden Reden zusammenfassen, deren Resultat voraussichtlich fast gleich Null sein wird. Mit Reden, und wenn sie von noch so hinreißender Beredsamkeit sind, kann man doch nie erreichen, daß der darin entwickelte Gedanke zur Tat werde. Jeder der Lauscher hört, urteilt und entscheidet nur nach seiner mitgebrachten Meinung, welche das Ergebnis von tausend vorhergegangenen Meinungen, die Frucht seiner ganzen zurückgelegten Lebens- und Denkgeschichte ist, und welche da-

her nicht durch die gedrängte Wiedergabe einer entgegengesetzten Meinung umschlagen kann. Und in der Tat — hat man je in diesem Hause ein Beispiel davon gesehen, daß, während ein Liberaler von der Tribüne herab freiheitsbegeisterte Worte sprach, plötzlich ein paar Klerikale aus dem Zentrum gesprungen wären, um sich eiligst zur äußersten Linken zu drängen; oder umgekehrt, hat jemals eine donnernde Philippika des überzeugtesten Reaktionärs bewirkt, daß ein halb Dutzend Fortschrittsmänner sich kopfüber in das Zentrum gestürzt hätten? Gewiß nicht. Die Abstimmung wird — man kann es mit mathematischer Gewißheit annehmen, — nicht von dem Werte des gehaltenen Vortrags, sondern von den in das Haus mitgebrachten Majoritätsgesinnungen abhängen.

Ganz und gar wirkungslos bleibt solch eine Rede freilich nicht, wie denn überhaupt nichts auf dieser Welt ohne Nachwirkung ist; nur verhält sich das allfällige Resultat zu dem angestrebten, wie eins zur Billion. Während der Vortragende bemüht ist, durch die Redegewalt seinen Prinzipien augenblickliches Recht zu verschaffen, prallen seine Worte an den vorgefaßten Ansichten seiner Hörer ab. Aber diese selben Worte werden draußen, durch Tagesblätter und Gespräche verbreitet, in der Welt nachklingen und dort ihr winziges Scherflein beitragen in der Neugestaltung der öffentlichen Meinung; sie werden im ewig regen Gedankendaseinskampf fortarbeiten, in tausend unkenntlichen Formen die Zeit durchfliegen, sich als Geisteskost in die Köpfe der nachwachsenden Generation drängen, und so einst wieder in den mitgebrachten Meinungen der Zukunftsmajorität enthalten sein.

Mit diesem bescheidenen Ergebnis wollte sich jedoch keiner von den hier versammelten Grundsatzverfechtern zufrieden geben. Auf jedem einzelnen Programme steht

der endgültige Sieg der betreffenden Partei. Ein jeder will die letzten Konsequenzen seiner Ausgangstheorie verwirklicht sehen und bedenkt dabei nicht, daß das, welches die Logik in einer viertelstündigen Folgerung erreicht, für die Tatsächlichkeit oft hundertjährige Entwickelung braucht. So kommt es, daß — wenn die Debatte auch noch so hitzig und das geschäftskundige Präsidentenglöcklein noch so oft zur Ordnung ruft — dabei doch die Liberalen nichts liberieren, die Konstitutionellen nichts konstituieren und die Konservativen nichts konservieren.

Das einzige reelle Ergebnis, welches mit augenblicklicher Wirkungsgewalt aus diesem Hause hervorgeht, sind die neuen Gesetze. Diese treten in Kraft, aber ob sie diejenigen Zwecke erreichen, für welche sie eingesetzt worden, das ist eine Frage, die der Rückblick auf die Geschichte der Gesetzgebung zumeist verneinend beantworten läßt. Es zeigt sich da immer, daß die wohltätigsten Gesetze diejenigen sind, welche frühere Gesetze aufheben. Eine Reform besteht gewöhnlich darin, nicht etwas Neues, Förderndes einzusetzen, sondern etwas Altes, Störendes abzuschaffen. Das Fallenlassen der Schranken, das Wegräumen der Hemmnisse, welche frühere Politiker eingeführt haben, ist jedesmal der gegenwärtigen Legisten höchste Wohltat. Aber es ist Ihr liebster Ehrgeiz, meine Herren, nicht alten Schutt wegzufegen, sondern neue Mauern aufzurichten, denn dabei ernten Sie den meisten persönlichen Ruhm. Sie lieben es, Grenzpfähle zu stecken, Schutz- und Beschränkungsmaßregeln einzuführen, welche einst Ihren Nachkommen das Verdienst bereiten, von ihnen wieder aufgehoben zu werden.

„Es ist gewiß," sagt Henry Thomas Buckle, „daß alle bedeutendsten Interessen kläglich gelitten haben durch die Versuche der Gesetzgeber, sie zu fördern. Unter dem Beiwerk der modernen Zivilisation ist keins wichtiger, als der Handel, dessen Verbreitung wahrscheinlich mehr

als irgend etwas anderes für die Vermehrung der Bequemlichkeit und des Glücks der Menschen getan hat. Und doch hat jede europäische Regierung, die Gesetze über den Handel erlassen hat, gerade so gehandelt, als ob ihr Hauptzweck gewesen wäre, den Handel zu unterdrücken und die Kaufleute zugrunde zu richten. Statt die Industrie des Volks sich selbst zu überlassen, hat man sie durch endlose Anordnungen gestört, die alle zu ihrem Besten dienen sollten und alle ernstlichen Schaden stifteten. Dies wurde soweit getrieben, daß die Handelsreformen, wodurch England sich in den letzten zwanzig Jahren ausgezeichnet, nur darin bestanden haben, diese schädliche Einmischung der Gesetzgebung abzuschaffen. Die Gesetze, die früher über diesen Gegenstand gegeben wurden, und deren zu viele noch in Kraft sind, bilden eine merkwürdige Erscheinung. Ohne Übertreibung, die Geschichte der Handelsgesetzgebung Europas bietet alle möglichen Anstrengungen dar, den Aufschwung des Handels zu hemmen. Und eine große Autorität in diesen Dingen hat neulich erklärt, ohne den Schleichhandel hätte der Handel nicht bestehen können, sondern hätte an dieser unaufhörlichen Einmischung zugrunde gehen müssen. Diese Versicherung mag widersinnig erscheinen, dennoch wird ihr niemand widersprechen, der weiß, wie schwach der Handel einst war und wie stark die Hindernisse, die ihm in den Weg traten. Überall und in jedem Augenblick ließ sich die Hand der Regierung fühlen. Zölle auf Einfuhr, Zölle auf Ausfuhr, Unterstützung, um einen Handel mit Verlust zu heben und Auflagen, um einen einträglichen herunterzubringen; dieser Industriezweig verboten, jener ermutigt; ein Handelsartikel durfte nicht gezogen werden, weil er in den Kolonien wuchs; ein anderer konnte gezogen und gekauft, aber nicht wieder verkauft werden, während ein dritter gekauft und verkauft werden konnte, aber nicht außer Landes gehen durfte. Dann finden wir

auch Gesetze zur Regulierung des Arbeitslohnes, Gesetze zur Regulierung des Preises, Gesetze zur Regulierung des Handelsvorteils, Gesetze zur Regulierung des Zinsfußes, Zollhauseinrichtungen von der unbequemsten Art, dazu ein verwickeltes Schema, welches man mit Recht die Schlüpfskala (sliding-scale) nannte, ein Schema von so erfinderischer Verkehrtheit, daß der Zoll für den nämlichen Artikel beständig wechselte und niemand vorher berechnen konnte, was er zu bezahlen haben werde. Zu dieser Ungewißheit, die schon an sich der Fluch alles Handels ist, kam eine solche Härte der Auflagen, daß sie von allen Klassen, die verzehrten und hervorbrachten, gefühlt wurde. Die Zölle waren so drückend, daß sie oft die Kosten der Produktion verdoppelten oder vervielfachten. Es war ein System der Einmischung in die Märkte, in die Fabriken, in den Maschinenbetrieb und selbst in die Kaufläden. Die Accisebeamten bewachten die Städte und die Häfen schwärmten von Zollbeamten, deren einziges Geschäft es war, fast jeden häuslichen Vorgang zu überwachen, in jedes Paket zu gucken und jeden Artikel zu bezollen; und damit die Absurdität auf ihren höchsten Gipfel gebracht werde, so geschah dies größtenteils des Schutzes wegen, d. h. das Geld wurde eingestandenermaßen erhoben und die Unbequemlichkeit erduldet, nicht zum Nutzen der Regierung, sondern zum Nutzen des Volks. Mit andern Worten, die industriellen Klassen wurden beraubt, damit die Industrie blühen sollte."

Das sind einige von den Wohltaten, welche der europäische Handel der väterlichen Fürsorge europäischer Gesetzgeber verdankt. Aber das ist noch das Ärgste nicht. Denn so groß die ökonomischen Übel auch sind, so gehen doch die sittlichen, welche dieses System hervorbrachte, weit darüber. Die erste unvermeidliche Folge war, daß in jedem Teile von Europa zahlreiche

und mächtige Schleichhändlerbanden entstanden, die von ihrer Empörung gegen die Gesetze lebten, die ihre unwissenden Regierungen auferlegt hatten. Diese Menschen, verzweifelt aus Furcht vor der Strafe*) und an jedes Verbrechen gewöhnt, befleckten ihre Umgebung, führten in friedliche Dörfer früher nie gekannte Laster ein, verursachten den Untergang ganzer Familien und verbreiteten, wohin sie kamen, Trunkenheit, Diebstahl und Ausschweifung; sie gewöhnten ihre Genossen an jene rohen Lüste, die natürlich bei einem so vagabundierenden und gesetzlosen Leben Sitte wurden. Die zahlreichen Verbrechen, die daraus entstanden, fallen den europäischen Regierungen, die sie hervorriefen, zur Last. Die Verbrechen werden durch die Gesetze veranlaßt und nachdem man die Gesetze zurückgenommen, sind die Verbrechen verschwunden. Aber es wird kaum behauptet werden, daß die Interessen der Zivilisation durch eine solche Politik befördert wären, daß wir einem System, welches endlich seine eigenen Schritte zurück tut, nachdem es eine neue Klasse von Verbrechern geschaffen, viel verdanken. Obgleich es dadurch dem Verbrechen ein Ende macht, so zerstört es doch bloß, was es selbst geschaffen hatte.

Ich brauche nicht zu sagen —" fügt Buckle hinzu — „daß diese Bemerkungen nicht gegen die wirklichen Dienste gehen, welche jede leidlich eingerichtete Regierung der Gesellschaft leistet. In jedem Lande muß es irgendwo eine Macht geben, die das Verbrechen bestraft und die Gesetze formuliert, sonst ist das Volk in Anarchie. Aber die Anklage, welche der Geschichtsschreiber gegen jede Regierung, die bisher bestanden hat, vorbringen muß, ist diese, daß sie die Funktionen, die ihr zukommen, über-

*) Townsend, welcher 1786 Frankreich bereiste, sagt: „Wenn von den vielen Kontrabandisten welche gefangen wurden, so wurden einige gehängt, andere gerädert und andere lebendig verbrannt. Townsend, Spain I, 85. Ausgabe 1792.

schritten und bei jeder solchen Ausschreitung unberechenbaren Schaden angestiftet hat. Die Liebe zur Ausübung der Gewalt hat sich so allgemein gezeigt, daß keine Menschenklasse, die sie je besessen, ihren Mißbrauch hat vermeiden können. Die Ordnung aufrecht zu erhalten, den Starken an der Unterdrückung des Schwachen zu hindern und eine gewisse Vorsorge für die öffentliche Gesundheit durch Vorsichtsmaßregeln, dies sind die einzigen Dienste, die eine Regierung den Interessen der Zivilisation leisten kann. Daß dies Dienste von sehr großem Werte sind, wird niemand leugnen; aber man kann nicht sagen, daß der Fortschritt der Menschheit dadurch beschleunigt werde. Alles was damit geschieht, ist, dem Fortschritt eine Gelegenheit zu bieten; der Fortschritt selbst hängt von andern Dingen ab. Und daß dies die gesunde Ansicht von der Gesetzgebung ist, wird noch deutlicher durch die Tatsache, daß mit der Ausbreitung der Kenntnisse und wie die wachsende Erfahrung jede Generation die verwickelten Verhältnisse des Lebens besser verstehen lehrt, die Menschen umsomehr auf die Aufhebung der Schutzgesetze bestehen, deren Erlaß die Politiker für den größten Triumph politischer Weisheit hielten."

So spricht der englische Geschichtsphilosoph, mit dessen Gesichtspunkten Sie alle — wenn Sie denselben auch nicht beistimmen würden — sich doch wenigstens bekannt machen sollten.

Gegenwärtige Maßregeln scheinen durch vielfältige uns zunächst umgebende Umstände opportun, und erst die Zukunft zeigt, wie wenig sie es gewesen. Um z. B. das Protektionsprinzip, welches hier täglich zu heftigen Debatten Anlaß gibt, den uns beeinflussenden Motiven zu entrücken, wollen wir es in einiger Entfernung betrachten und zu diesem Behufe erlaube ich mir, Ihnen ein Edikt zu zitieren, welches zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts erlassen wurde. Dasselbe erscheint jetzt einfach absurd; doch sind es dieselben Grundfarben, die heute noch auf Ihrer Palette liegen, die aber damals grell und dick aufgetragen wurden, und zwar auch mit Aufwand politischer „Geschäftskenntnis" und in der ehrlichsten Absicht, etwas für alle Zeit Nutzbringendes einzusetzen. Das betreffende Gesetzblatt lautet:

„Nachdem S. kgl. Majestät in Preußen ꝛc., unser allergnädigster Herr, vermöge emanirten Edicti vom 6. Juli 1717 in Gnaden verordiniret haben, daß das Tragen der hölzernen Schuhe und Pantoffeln auf den sämmtlichen Dörffern der Churmark künftighin gänzlich nachbleiben und abgeschaffet werden solle. Gleichwohl aber höchst mißfällig wahrnehmen müssen, daß der Allergnädigsten Willensmeinung hierunter nicht gebührend nachgelebet, sondern in verschiedenen Dörffern zum Schaden und Nachtheil der Schuster, denen solcher gestalt die Nahrung entzogen wird, dem vorangesagten Edicto contraveniret und zuwider gehandelt würde, allermaaßen nach jüngsthin bey geschehener Haussuchung viele Paare hölzerne Schuhe und Pantoffeln hin und wieder gefunden und weg genommen worden: Als haben höchstgedacht Seine k. Majestät sothane Verordnung nicht nur gegenwärtig reïteriren und wiederholen wollen, sondern befehlen auch anderweit in Gnaden und darneben alles Ernstes, daß das Tragen der hölzernen Schuhe und Pantoffeln auf den Dörffern überall gänzlich abgestellet und unterlassen werden solle, in Entstehung dessen aber, und da jemand darüber betroffen, auch dergleiche hölzerne Pantoffel und Schuhe bey ihm gefunden würden, derselbe sodann zu gewärtigen, daß wider ihn nach Befinden mit der Strafe des Hals-Eisens oder Gefängnisses verfahren werden solle. Gestalt denn zugleich den Gerichtsobrigkeiten und Schultzen jedes Orts hiermit ernstlich und bey Vermeidung 200 Ducaten zur Recruten-Casse zu erlegenden Strafe,

welche unausbleiblich beigetrieben werden sollen, injungiret und anbefohlen wird, alle Quartale in den unter ihrer Jurisdiction und Gerichtsbarkeit stehenden Dörffern eine genaue Visitation deshalb anzustellen, und mit allem Fleiß darauf zu sehen, damit diese Verordnung gehorsamste Folge geleistet und gehörig nachgelebet werde. Urkundlich unter Seiner Königlichen Majestät Höchsteigenhändiger Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. So geschehen und gegeben zu Berlin den 7. December 1726.“ Folgen die Signaturen des Königs und mehrerer hoher Würdenträger. Die letzteren, Leute, die nach damaligem Brauche nebst „Hoch- wohl- edelgeboren Gestrenge und Herrliche“ auch „Hoch- und Wohlfürsichtige Weisheiten“ tituliert werden mußten.

Vielleicht hat dieser Erlaß zu seiner Zeit doch auch einige Gegner gefunden; aber diese haben jedenfalls nur schwachen Einwand erhoben und würden, sofern sie ihre Ansichten laut verkündet hätten, als staats- und regierungsgefährlich, wieder einem andern wohlfürsichtigen Hals-Eisen-Gesetz verfallen sein. Heutigen Tages würde sich auch nicht *eine* Stimme mehr finden — weder unter den Reaktionären noch unter den Schustern selbst — welche das obige Edikt wieder in Kraft bringen wollte; auch würde sich kein Redner dazu hergeben, dagegen zu protestieren, da es keine ernsthafte Einwendung mehr zuläßt und das ganze Schriftstück — gewiß der Stolz seines damaligen Verfassers — jetzt nur mehr grotesk erscheint. Wäre es noch der Mühe wert, auseinanderzusetzen, daß es ein unverantwortliches Eingreifen in Privatrechte ist, diese oder jene Fußbekleidung zu untersagen; ferner, daß man, um ein Gewerbe zu protegieren, nicht die Kunden dazu hinzwingen kann; denn derjenige, welcher nicht die Mittel hat, sich beim Schuhmacher zu versehen und welchem das Holzschuhtragen verboten worden, wird nun einfach barfuß einhergehen; oder wenn er dennoch Leder-

stiefel kauft und ein Müller ist, so wird er um die Mehrausgabe hereinzubringen, sein Mehl teurer verkaufen, oder wenn er ein Schneider ist, seine gelieferten Kleider höher anrechnen und der begünstigte Schuster — welcher doch auch Mehl und Kleider braucht — wird diesen Bedarf genau um so vieles teurer bezahlen müssen, als er von seinen Zwangskunden eingenommen hat. Das ist die Selbstherstellung des Gleichgewichts, welche, allen Amtsparagraphen zum Trotze, doch immer stattfindet, so daß die letzteren nie ihr mittelbares Ziel, sondern nur ihre unmittelbar eingeführten Verdrusse und Störungen erreichen. Diese Prinzipien, als solche, werden heute noch häufig vergebens vorgebracht da, wo es sich um gegenwärtige, größere und verwickeltere Interessen handelt; aber, wie gesagt, es wäre überflüssig, sie gegen das obzitierte Edikt einzuwenden, weil dessen Unsinnigkeit bei dem jetzigen Stande der Zeitvernunft als allgemein auffällig angenommen werden kann. Enthält dies aber keine Entmutigung gegen frisches Gesetzesschmieden? Soll uns da nicht bange werden, daß unsere neuen, einer schwachen und achtungsvollen Opposition begegnenden Erlässe einer ebensolchen allgemeinen Lächerlichkeit anheim fallen könnten?

So wie prohibierte Holzschuhe, hat es auch seit jeher verbotene Gedanken gegeben, und wenngleich heute es allgemein absurd erschiene, einen Menschen öffentlich zu verbrennen, weil er nicht an den Teufel glaubt, so lebt doch in abgeschwächtem Grade dasselbe Unduldsamkeitsprinzip noch fort und zeigt sich unter Ihnen im Protestieren gegen gewisse Theoreme. Z. B. es zitiert ein Lehrer aus Sternes Buche: „Im Anfang war der Kohlenstoff,“ dann wird er darum — zwar nicht verbrannt (übrigens warum nicht verbrannt? Es wäre kategorischer und konsequenter), aber von der Schule fortgejagt. Doch wie einstens der Scheiterhaufen nicht genügt hat, die auf-

steigenden Zweifel zu verzehren, so werden auch die jetzigen, gegen die freie Forschung angewendeten Unterdrückungsmaßregeln dieselbe in ihrem Gang nicht aufhalten. Auch der politische Zweifel, auch die Forschung der Völker nach ihren eigenen Freiheitsrechten wird von den Strafgesetzen der Regierungsorthodoxie nicht ausgerottet werden. Wie sagt doch Lenau:

Ihr wollt ihn hemmen, wenn er sichtbar werden,
In menschlicher Gestaltung will auf Erden —
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grüne hasset und die Lieder;
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen,
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen.
O glaubet, Fürsten, minder noch zu zwingen
Ist der Gedanke je mit euren Waffen,
Wenn er der Menschheit will die Freiheit schaffen,
Und will durch die Geschichte blühn und siegen.

Nein, wir erzwingen gar nichts. Gesetze zu schaffen, die allgütig und alldauernd wären, das ist nicht Menschenarbeit. Wir können kein Leben hervorbringen und keine zweckerreichenden Gesetze machen. Was wir mit diesem hochklingenden Namen benennen, das sind lokale Statuten, die doch wieder einem höheren, außerhalb tätigen, nicht irre zu machenden Gesetze unterliegen. So vermögen wir nicht, den allgemeinen Lauf der Dinge, und am allerwenigsten die ferne Zukunft zu regeln. Aber wenn unsere Gesetzlein auch nicht über unsern persönlichen Verkehr hinausreichen, diesen vermögen sie zu beeinflussen; um uns gegenseitig zu nörgeln, zu belästigen, zu foltern, dazu haben wir die volle Macht. Wir können einander hölzerne Schuhe verbieten, Zeitungen konfiszieren, uns

aus dem bequemen sleeping-car reißen, um an der Grenze unsere Reisetaschen zu untersuchen; unsere Einfuhrgüter mit hohem Zoll belasten; uns von unserem Pfluge weg in den Krieg schicken; meinethalben uns auch unsres Seelenheiles wegen — wie dies einst geschah — an vier Pferde binden oder auf das Rad spannen; das alles sind individuelle kleine Maßregeln, die wir mittels Gesetzerlässen in Kraft bringen können, von welchen die Individuen auch unmittelbar getroffen werden, von welchen aber die Menschheit als ein Ganzes und Zukünftiges sich unfehlbar loswinden wird. Jemehr sich nämlich die Gesellschaft dem angebahnten Ziele der Vereinigung nähert; jemehr sie sich bewußt sein wird, daß sie nicht aus zwei Hälften: eine regierende und eine regierte — besteht, sondern daß sie mit anerkannter Autorität das self-governement zu führen habe, destomehr wird sie darauf bedacht sein, ihre Statuten auf das allgemeine Wohl zu lenken und trachten, sich so wenig als möglich zu behelligen, zu hemmen und zu quälen.

Solch eine prophetische Auffassung der Parlamentsaufgabe hatte schon Edmund Burke, welcher unter der Regierung Georg III. im englischen Unterhause sagte: das Volk wäre der Herr. Es habe seine Meinungen nur im allgemeinen und im groben auszudrücken. „Wir sind," sagt er weiter, „die erfahrenen Künstler, die geschickten Arbeiter, ihre Wünsche in eine vollkommene Form zu bringen. Die Bürger fühlen das Leiden, sie sagen uns die Symptome der Krankheit; wir aber kennen den Sitz der Krankheit und wissen, wie wir das Mittel nach den Regeln der Kunst anwenden müssen. Wie schrecklich wäre es, wenn wir unsere Kunst zu einer schädlichen Geschicklichkeit herabwürdigen wollten, um uns unsern Pflichten zu entziehen und unsere Arbeitgeber, sie, die unsere natürlichen Herren sind, um den Gegenstand ihrer gerechten Erwartung zu betrügen! In Wahrheit, dem

öffentlichen Willen zu folgen, nicht ihn zu zwingen; dem allgemeinen Geiste des Gemeinwesens eine Richtung, eine Form, ein technisches Gewand und eine spezifische Anerkennung zu geben: das ist die wahre Absicht der Gesetzgebung."

Nur mit einem hat da Edmund Burke zuviel gesagt; indem er nämlich die um sich Versammelten erfahrene Künstler nannte, die da wissen, wo der Sitz der Krankheit sei, und das richtige Mittel anzuwenden verstehen. Nein, zu seiner Zeit war die politische Heilkunde noch lange nicht auf solche Stufe angelangt und ist es auch heute nicht. Das Übel wird gestraft und nicht geheilt; die Symptome werden verboten, nicht aber deren Ursachen ausgerottet. Dabei treibt hier so mancher — nur auf sein eigenes Interesse bedacht — Doktor Eisenbartschen Charlantanismus und bietet seine mit allen Schlagwörtern libellierten Universalmittel um einen wahren Spottpreis feil. Dadurch braucht sich keiner von Ihnen, meine Herren, beleidigt zu fühlen, denn jeder kann sich unter dem Charlatan seinen Meinungsgegner denken. Aber solange Sie überhaupt annehmen, es gäbe eine fertige Staatsweisheit, deren Besitz jeder für sich beanspruchen könne, und deren schließlicher Sieg von dem Eifer und dem Geschicke ihrer Vertreter abhängen soll; solange wird dieses Haus eine Arena der Parteikämpfe bleiben, statt ein Forum der Gemeininteressen zu sein. Die Staats**kunst** muß auch erst zur exakten Staats**wissenschaft** erhoben werden, damit sie sich zu den politischen Ränkekünsten verhalte, wie sich heute die Chemie zur Alchemie, die Astronomie zur Astrologie verhält. Goldmachen und Sterndeuten sind glücklich überwundene Dinge; aber hier werden noch in die Bill-Retorten fleißig unheimliche Gesetzmetalle gegossen und allerlei althergebrachte Zauberformeln darüber gesprochen. Aber Geduld; auch die politische Wissenschaft wird sich

gestalten, kräftigen und wird siegreich die politischen Künste verscheuchen.

Die Staatsgelehrten werden einsehen, daß nicht A. und nicht B. die geheimnisvolle Geschicklichkeit besitzen, mittels eigenwilliger Prinzipiensysteme, mittels selbstersonnener Zwangsgesetze die Völker zu ihrem besten zu lenken, sondern daß diese Prinzipien, diese Gesetze alle von vornherein und selbständig in der „Kraft der Dinge" tätig sind; daß sie aufzufinden und sich ihnen anzubequemen die Aufgabe dieser wie jeder andern Wissenschaft ist. Die Naturnotwendigkeit ist das Feld, dem alle Lehrsätze, die als solche Wert besitzen, entnommen sein sollen: nichts Selbsterfundenes, nichts Geahntes, Prophezeites und dergl. — nur das Erfahrene, Beobachtete und Entdeckte gilt.

Aber nicht nur die Sterne kreisen auf einer geregelten Bahn; nicht nur die Erscheinungen von Wind und Wetter, von Licht und Schall, von allen sich fliehenden und suchenden Stoffen wirken nach mathematisch sichern Gesetzen, sondern überall — auch in den Erscheinungen der Zeit — waltet eine sichere „Kraft der Dinge". Dieser letzteren durch parteilose, geduldige Beobachtung ihre Satzungen abzulauschen, das ist jeder, also auch der Staatswissenschaft, Aufgabe. Das allein kann glücksbringend sein, denn überall sehen wir, daß den ewigen Naturgesetzen gegenüber nur das Gehorchen nutzfördernd ist. Anfangs glaubten die Menschen wohl auch, alles Wandeln der Sterne, alles Stürmen des Meeres, alles Düstern der Wolken sei nur launenhaftes Gebaren vieler selbstwilliger Götter, bis nach und nach die immer gehäufte Beobachtung der Regelmäßigkeit aller Naturvorgänge, der unausbleiblich selben Wirkungen bei selben Ursachen die Einsicht aufkommen ließ, daß alle diese Erscheinungen nach unumstößlichen Gesetzen in nie gestörter Ordnung aufeinander folgen müssen. Dafür hat sich der

Glaube an die Launenhaftigkeit noch mit Bezug auf die Geschicke und Lebensäußerungen der Menschen erhalten. Man nimmt die launenhaften Handlungen der Leute als die lenkenden Motive der Ereignisse an, und Laune gegen Laune, wollte jeder lieber die eigene geltend machen. Aber die außer uns bestehende Wirklichkeit, das reale Weltleben, dessen Pulsschläge wir nicht regeln, sondern nur belauschen und erkennen dürfen, das bemächtigt sich aller zeitgeborenen Dinge und ordnet ihren Lauf. Dieses ungenannte Etwas, dieses Wirkliche, Sichere, Ewigtätige, Allbeeinflussende, Unbeeinflußbare, das soll auch dem Staatsgelehrten vorschweben als das Ziel seines Suchens und Strebens. Je näher er die menschlichen Einrichtungen den Satzungen jener Naturweisheit anpaßt, desto glücklicher und gerechter werden die ersteren sein. Denn die erhabene Gerechtigkeit, die der sogenannten Kraft der Dinge innewohnt, übertrifft alle Legistensysteme, wie etwa die Regelmäßigkeit der Sternenbahnen die Schlittschuhlinien eines eislaufenden Schulknaben übertrifft.

„Es ist" soll die Formel all unsrer Weisheitssätze lauten; wir versteigen uns aber gar zu gern zu dem fruchtlosen „Es sei". Dieses „Es", von dem ich rede, das handelnde Subjekt in dem Satze zwei mal zwei macht vier (*es macht* vier, da mögen wir streiten und zweifeln und dagegen ankämpfen soviel wir wollen), dieses „Es" schwankt nicht und irrt nicht und ist keiner Ungerechtigkeit, keiner Parteilichkeit, keiner Protektionsausteilung fähig. Dieses „Es", welches in dem oben angeführten Beispiele deutlich zu erkennen ist, ist in allem, was da geschieht, verborgen; überall waltet sein sicheres, mathematisch gerechtes, nie irre zu machendes Wirken. Ich werfe den Stein in die Höhe: *es* fällt der Stein herab. Die Sprache selbst — die unbewußten Philosophien — hat jene außer den Dingen liegende Kraft, welcher die Dinge

gehorchen, erkannt, indem sie hier statt immer zu sagen „der Stein fällt“ auch die Redewendung gebraucht „es fällt der Stein“. Wenn die Wolken ihr elektrisches Spiel treiben, dann blitzt es; wenn mir eine Kugel durchs Herz fliegt, dann ist es der Tod. Aber auch da, wo der Sprachgebrauch dieses waltende „Es“ nicht anzeigt, und da, wo unser Gedanke gewohnt ist, als ursächliches Subjekt der uns umgebenden Fakta Peter oder Paul oder eine persönliche himmlische oder höllische Macht zu betrachten, auch da hat es gewirkt; und dieses sollten wir zu erkennen bestrebt sein, um unser Tun und Lassen danach zu richten.

Wohl sind wir frei, zu tun was wir wollen — unseren Handlungen stehen immer tausend Möglichkeiten offen, aber die Resultate unserer Taten hängen nicht von unsrer Willenskraft ab. Wir können, wenn wir wollen, einen Regenschirm aufspannen, aber das wird uns vor einer niederrollenden Lawine nicht schützen; ebenso können wir Preßgesetze einführen, aber das wird heranrollende Volksempörungen nicht aufhalten; wir können mit einer Gartengießkanne auf ein brennendes Dach spritzen, aber das wird den Brand nicht löschen; wir können auch Zollschranken aufstellen und Einfuhrtarife verfassen, aber das wird die Macht der Konkurrenz nicht aufheben. Wer in Vorschlag brächte, einen Vulkan mit Kork zu verschließen, der würde sich unsterblich lächerlich machen, denn wir wissen, es strömte doch die Lava aus; aber glauben Sie mir, meine Herren, in diesem Hause wurden oft ebenso wahnwitzige Vorschläge ernsthaft vorgebracht und ernsthaft debattiert, ohne daß deren maßlose Lächerlichkeit aufgefallen wäre, weil in Sachen der Zeitergebnisse jene ununterdrückbare Gesetzmäßigkeit nicht erkannt, ja nicht einmal gesucht wird, obwohl sich dieselbe zu unseren hier abzustimmenden Maßregeln oft ebenso verhält wie der Lavastrom zum Korkpfropfen.

Doch ich wollte nicht durch meine Worte, welche sich gegen die Einsetzung neuer und gegen die starre Aufrechterhaltung alter Satzungen wenden, den Anschein auf mich nehmen, als gehörte ich zur Partei des Umsturzes, als schwörte ich zur roten Fahne. Das wäre ein völliges Mißverstehen meiner Erörterungen. Schon eingangs dieser wohl viel zu langen und gewiß recht unparlamentarischen Rede habe ich vorausgesandt, daß ich weder zur Rechten noch zur Linken neige, am allerwenigsten mich nach dem Zentrum sehne, sondern daß mich meine Überzeugungen außerhalb dieser Mauern festhalten. Diese Überzeugung von der Unerreichbarkeit der meisten hier vorgesteckten Ziele bezieht sich nicht auf das konservative Programm allein, sondern ebensowohl auf die Bestrebungen der Ultra-Radikalen. Ich bin nicht nur dagegen, daß man anarchistische Schriften verbiete, sondern ebenso dagegen, daß man sie verfasse. Sowohl das Ausstreuen als das Konfiszieren gewisser Maximen ist unnütz. Die Wühler, Volksbeglücker und Weltverbesserer begehen in ihrer Art denselben Fehler, den die starren Ordnungswächter begehen: sie fragen nicht nach den waltenden Wirklichkeitsgesetzen. So wie ich die Repressivgesetzgeber mit vorsichtigen Menschen verglich, welche gegen Lawinen Regenschirme aufspannen, so möchte ich die Aufwiegler mit Leuten vergleichen, welche mit einer Schachtel Zündhölzchen Felsen sprengen wollten. Der Phosphor wird ihnen und den sie Umstehenden vielleicht in die Augen springen, aber der Fels wird unversehrt bleiben. Jahrhundert alte Institutionen lassen sich nicht umblasen. Das Königtum wird nicht durch ein paar Revolverschüsse und ein paar Küchenmesser vom europäischen Boden vertilgt werden. In neuen Welten, wo freie Menschen sich niederlassen und nach modernen Begriffen sich organisieren, den Künsten und der Industrie lebend, wie in Amerika, Australien, wie nächstens viel-

leicht in Afrika, da brauchen nicht erst Attentäter herumzuschleichen, da richtet sich von selbst die republikanische Verfassung ein. Was durch Mord und Roheit und Gewalt nur durchgesetzt werden kann, ist noch nicht gezeitigt, daher schädlich, daher Verbrechen. Die Volksbeglücker, wenn sie wirklich vom eigenen Interesse abstrahieren — was wohl nicht bei allen zutrifft — wenn sie wirklich nicht für sich und ihre Vettern agitieren, sondern für die Menschheit, sollten bedenken, daß diese als ein Ganzes nicht auf die gegenwärtige Generation beschränkt ist. Wie eine Viertelstunde im Leben des einzelnen, so verfliegt eine Generation in der Menschheitsexistenz. Lasset es euch also genügen, ihr umsturzsüchtigen Reformer, wenn die Enkelsenkel von den Enkelsenkeln eurer Enkelsenkel jene Sonne aufgehen sehen, die jetzt an eurem idealen Himmel dämmert. Wolltet ihr für eure Zeitgenossen schon ein solches Licht am Horizont entzünden, so wird es keine Sonne, sondern höchstens die Lohe brennender Städte sein!

Diese Unkenntnis der eigenen Kraft — vielmehr der eigenen Schwäche — ist an allem Unglück schuld. Dieses Mißverhältnis zwischen den verkündeten Zwecken und den verfügbaren Mitteln, — dieses Meerausschöpfenwollen mit Kaffeelöffeln! Dieses Heuteerntenwollen der Jahrtausendsaat!!

Sie unterbrechen mich nicht ein einzigesmal, Herr Graf? . . .

Graf (fährt auf und reibt sich die Augen). Bravo. Sehr gut . . . ich habe nicht geschlafen; ich bin nur so gewöhnt, nach dem Diner ein wenig die Augen zu schließen. Recht fließend gesprochen . . . nur etwas zu liberal, zu extrem links. Aber nicht übel, bravo.





Vierundzwanzigstes Kapitel.

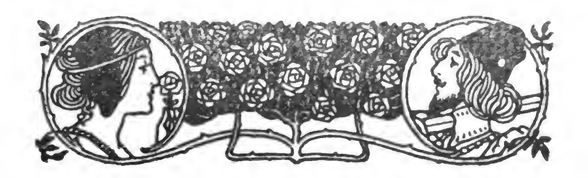
Pause. — Sehnsucht. — Ein nichtssagendes Kapitel.

Lesen ist eine schöne Sache. Und Schreiben ist eine schöne Sache. Aber es gibt doch Stunden, wo man alle spannendsten Romane und Komödien, die in den Büchern stehen, und die verwickeltsten Ideenfolgen und glänzendsten Phantasiespiele, die man aus dem eigenen Tintenfasse holt, gern hergeben wollte für das geringste kleinste Selbsterlebnis. Dieser Zustand trägt verschiedene Namen. Mitunter heißt er Langweile, mitunter Sehnsucht — auch Tatendurst taufen ihn manche, oder latente Energie. Ich weiß nicht, wie ich's benennen soll, aber da ich schon einmal meine Seele untersuche, darf ich's nicht verschweigen. Wahrscheinlich drückt mich meine Einsamkeit, wahrscheinlich agassiert mich das Wetter. Die ewige Sturmheulerei und Schneestäuberei fängt schon an zuwider zu werden. Ich habe eine unbeschreibliche Lust, frischen Veilchenduft zu atmen, oder ein wogendes Kornfeld zu sehen, mit blauen und roten Blumen drin. Oder eine lichtdurchflirrte Frühlingslandschaft, wo das blaßgrüne Laub noch so federzart an den Bäumen zittert, daß durch das Blättergewebe überall der blaue Himmel durchlacht. Oder in einem dunklen Fichtenwalde wollte

ich fein nach einem lauen Sommerregen. Oh, ich seh' ihn vor mir, diesen Wald. Zwischen den Bäumen brennt das Abendrot und hüllt hie und da einen Stamm in bronzierten Glanz. Dem moosigen Boden, der von Smaragdengarben funkelt, entsteigen feuchte, schwere Düfte, in den Wipfeln flattert Golddunst ... Mein Pferd hatte ich angehalten, um die stille Weihe dieses Bildes zu genießen. Auch die Reiterin neben mir bleibt stehen. Wie schön sie ist ... Glühen ihre Wangen vom Widerschein des untergehenden Gestirns, oder vom schnellen Ritte — oder ... Sie läßt es geschehen, daß mein Arm die schlanke Taille sanft umschlingt — ihr Köpfchen sinkt auf meine Schulter und ihr Auge blickt zu mir auf — nein, die Wangen glühen nicht vom Ritte, nicht von der Sonne, sie glühen in endlich gewährter Gegenliebe ...

Unsinn! Dezember ist's und ich bin in meinem langweiligen Zimmer allein; sogar die alte Frau Susi ist nicht zu Hause. Nur Ego, das geduldige Schaf, ist da, und läßt sich alles Mögliche von mir vorerzählen und vorphilosophieren und vordelirieren. Ich glaube, wenn ich ihm einen einsamen Csardas vortanzen würde — er hätte auch nichts dagegen. Aber auch dieses anmutige und vielleicht recht zuträgliche Divertissement lächelt mir nicht zu. Schade, daß ich die Klarinette vernachlässigt habe. Vielleicht wäre es mir eine Erleichterung, ein Lied ohne Worte zu blasen!

Bei dem gewissenhaften Inventieren meiner Seele stoße ich da mitunter auf sonderbare Dinge — die ich in gar keine rechte Rubrik zu bringen weiß. Oder was soll meine jetzige Stimmung — was soll das ganze gegenwärtige Kapitel eigentlich heißen? — Nimm mir's nicht übel, Ego, aber es heißt gar nichts.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ziffern und Zahlen. — Weisheit der Zahlen. — Poesie der Zahlen.

Ich habe in meinem Leben ziemlich viele Studien zu betreiben begonnen und dabei für manche recht leidliche Anlagen gezeigt. Musik zum Beispiel habe ich neben der obenerwähnten Klarinette nicht ohne Erfolg auf dem Klavier und auf dem eigenen Kehlkopf geübt; für Sprachen habe ich eine ganz entschiedene Leichtigkeit. Und so weiter. Meine Absicht war es nicht, meine verschiedenen Talente herzuzählen, sondern im Gegenteil, ich wollte sagen, daß, wenn es etwas gibt, für das ich nie das geringste Verständnis zeigte, das mir immer ein siebensiegelverschlossenes Buch blieb, so ist es die Mathematik gewesen. All die Ziffern und Zeichen, Minusse, Plusse und Ixe, Quadrate, Zirkel, Tangenten, Logarithmen und Kubikwurzeln haben sich mir nie verständlich zu machen gewußt. Addition ist die einzige Rechenform, die mich nicht abschreckt; aber Division ist mir schon antipathisch, und sind gar Dezimalbrüche dabei, so will ich durchaus nichts mehr davon wissen. Der pythagoräische Lehrsatz hat sich mir nur eingeprägt dank einem Bilde in den „Fliegenden Blättern", in welchem Pythagoras auf dem Sonntagsspaziergange vorgestellt war in Begleitung seiner Ge-

mahlin, der alten Frau Hypothenuse, und seiner beiden auf Urlaub gekommenen Söhne in Kadettenuniform. Außerdem habe ich auch einen diesbezüglichen französischen Vers behalten:

Le carré de l'hypothénuse
Est égal, si je ne m'abuse,
A la somme des carrés
Sur les autres deux cotés.

Dennoch will ich das gegenwärtige Kapitel den Zahlen widmen, um der Hochachtung, ja der Begeisterung Ausdruck zu geben, welche mir die Philosophie der Zahlen und die Poesie der Zahlen einflößt!

Ziffern erfreuen sich zwar keines liebenswürdigen Rufes und Poesie wird ihnen schon ganz und gar abgesprochen. „Trocken", „langweilig", „prosaisch", „kalt", das sind so die Attribute, mit welchen diese Verkannten zumeist genannt werden. Gegen solche Anklagen können sie auf „nicht schuldig" plädieren, ja sie könnten vor allem zu ihrer Verteidigung angeben, daß sie überhaupt gar nicht existieren. Ziffern sind an sich nichts; sie sind nur die Zeichen von Zahlen. Und Zahlen sind an sich erst recht nichts, denn sie sind nur die Form unserer Auffassung vom Verhältnis der Dinge. Kann man sich z. B. ein absolutes, für sich bestehendes, abstrahiertes „Fünf" denken? Das gibt es in der ganzen Welt nicht. Wohl haben wir an der Hand einen Daumen, einen Zeige-, einen Mittel-, einen Gold- und einen kleinen Finger, aber daß diese Dinger zusammen „fünf" bilden, das ist nur unsere vergleichende Proportionsidee. Das Fünffein unserer Finger füllt weder als Ereignis die Zeit, noch als Substanz den Raum aus, es ist also überhaupt nichts. Aber trotz dieser zeitlichen und räumlichen Nichtexistenz der Zahlen ist deren Ersinnung der schönste Triumph des menschlichen Verstandes und deren

Anwendung bietet die einzige, unumstößliche Sicherheitsgewinnung: Zahlen beweisen.

Was wir in Ziffern auszudrücken vermögen, ist eine der Wirklichkeit abgerungene Erkenntnis, auf deren nimmerschwankende Beharrung wir fortan rechnen können. It is a safe world. Was einmal berechnet, gemessen, gewogen und gezählt ist, das ist auch erkannt; wenigstens nach einer Seite hin erkannt, und zwar auf eine Weise, welche keinen Zweifel mehr zuläßt. Das ist das Schöne an den in Zahlen zu formulierenden Erkenntnissen, daß sie eine feste, nicht den geringsten Widerspruch zulassende, leidenschaftslose Sicherheit mit sich führen. Annahmen, die sich noch nicht auf gleiche Selbstevidenz berufen können, sollten niemals apodiktisch auftreten, sich nicht auf Überzeugungseifer stützen wollen, sondern einfach sich als Hypothesen, als Vermutungen, als Voraussetzung, als gute Hoffnung — oder sonst mit einem bescheidenen Namen einführen — nicht aber, je unsicherer sie sich fühlen, desto lauter beteuern, daß sie „Wahrheit" seien. Der Triumph der Mathematik wird vollständig erglänzen, wenn die Methode, welche der rechnende Geist auf die Bemessung der Körper anwendet, auch in gleicher Weise zu der Ergründung ideeller Wahrheiten gebraucht werden wird. Die Formeln müßten natürlich verschieden sein; denn mit Ziffern, welche Schwere, Ausdehnung und Anzahl materieller Dinge bezeichnen, ließe sich das Immaterielle nicht adäquat ausdrücken. Ich will nur sagen, daß die Methode, und besonders die Strenge derselben, eine gleiche sein sollte. Die Analogie fällt in die Augen: Logik ist weiter nichts als die Arithmetik des Verstandes. Ein rationeller Schluß und eine Regelde-tri beruhen auf demselben Verfahren. Jede unsinnige Behaupuntg ist ein geistiger Rechenfehler. Ob ich sage 5 und 3 macht 17, oder ob ich behaupte, daß der Freitag ein Unglückstag sei — in beiden Fällen habe ich

das Verhältnis der Dinge zueinander nicht richtig verstanden. Ursache und Wirkung stehen in genau so mathematisch unfehlbaren Beziehungen, wie die zifferbaren Gewichte und Ausdehnungsverhältnisse der Körper. Freitag und Unglück stehen aber zueinander in gar keiner Beziehung; sie in Zusammenhang bringen, ist sogar noch ein größerer Fehler als das angeführte: „5 und 3 macht 17", denn es fehlt das gemeinsame Maß — es ist als würde man sagen: „5 Meter und 3 Liter betragen 17 Stunden". Leider ist die Absurdität der gangbaren Ideenrechenfehler nicht immer so auffallend und so leicht nachzuweisen, wie die mit Zahlen begangenen Irrtümer. Aber man kann mit Sicherheit annehmen, daß jede falsche Behauptung auf irgend einen unlogischen — also geistig falsch berechneten — Satz zurückzuführen ist. Mit den Zifferrechnungen nimmt man es sehr genau. Zeigt sich der geringste Widerspruch im kleinsten Bruchteil eines Fazit, so wird solange nachgerechnet, probiert und der Fehler gesucht, bis sich der Widerspruch gelöst hat, weil man ganz gewiß weiß, daß ein solcher nicht in Wirklichkeit bestehen kann, daß daher ein Irrtum vorliegen m u ß. Aber, großer Gott, wie viele Lehrsätze, Glaubenssätze, Lebensansichten und dergleichen läßt man ruhig stehen, trotz der in ihnen sich stoßenden, einander aufhebenden Widersprüche!

Einer der Hauptrechenfehler des Gedankens ist das fatale: „Es gibt nichts Unmögliches," mit welchem manche Leute ihre Behauptungen bekräftigen. Besonders im Munde der Frommen ist das bekannte „Bei Gott ist alles möglich" ein streitabbrechenedes Argument. Aber aus der Mathematik heraus sollten wir die Überzeugung geholt haben, daß nicht alles möglich ist: Zwei und zwei kann nicht fünf ausmachen, zwei parallele Linien können einander nie begegnen; ein Gefäß kann nicht von geringerem Umfang sein, als das darin enthaltene; es gibt

— bei Gott sowohl als überall — tausend Unmögliches — und zwar: jeder Widersinn. Alle positiven Wahrheiten lassen den Begriff ihres Gegenteils zu — aber diese Gegenteile, welche nur in negativer Ausdrucksweise oder in unserer irrtümlichen Auffassung liegen, in das Arsenal der göttlichen Allmacht versetzen zu wollen — das ist ein vermessener, ein lästerlicher — wie soll ich sagen — auch ein Rechenfehler.

Ich erinnere mich einer Dorfschulanekdote, die das eben Gesagte deutlich illustriert. „Ist Gott allgegenwärtig?“ fragt der examinierende Lehrer. Schüler: „Ja.“ Lehrer: „Verstehst du mich auch wohl? Ist Gott in diesem Zimmer?“ Schüler: „Ja.“ — „Bei euch zu Hause?“ — „Ja.“ — „In eurem Garten?“ — „Ja.“ — „In eurem Keller?“ — „Nein.“ — „Ich habe doch erklärt, daß der allgegenwärtige Gott überall ist: denke ein wenig nach . . . also ist er in eurem Keller?“ — „Nein.“ — „Dummkopf, überall bedeutet doch auch im Keller — antworte ordentlich, sonst bekommst du Prügel.“ Der Schüler verharrt bei seiner Verneinung; der Lehrer erteilt die versprochenen Hiebe und schlägt so lange, bis endlich der weinende Knabe ruft: „Aber Herr Lehrer — wir haben ja keinen Keller — wie soll denn der liebe Gott drin sein?“

Kehren wir zu unsern Zahlen zurück. Auch Gerechtigkeit, dieser hohe ethische Begriff, ist moralisches Gleichgewicht, mithin ein Zahlenverhältnis. Das Verständnis der Unendlichkeit und Ewigkeit wäre uns, da diese Dinge ganz außerhalb unserer Erfahrung liegen, nie zugeführt worden, wenn unser Geist die Zahlen nicht ersonnen hätte. Doch als er mit diesen zu denken begann; anfangs nur die Finger seiner Hand, später vielleicht die Schafe seiner Herde zählend, hat er immer mehr und mehr damit verglichen, aneinandergereiht, kombiniert, summiert und erkannt, daß in Gedanken zu

jeder Ziffer noch eine hinzugefügt werden kann und noch eine — daß überhaupt gar kein Grund vorhanden sei, mit dieser Gedankenoperation aufzuhören, und so war das erste Erfassen des Unendlichkeitsbegriffes geschehen. Das Verständnis von der erhabenen Unwandelbarkeit der Weltordnung, von der untrüglichen Festigkeit der Naturgesetze hätten wir wohl auch nie verlangt, wenn wir nicht gelernt hätten, mit unsern Zirkeln, mit unsern Maß- und Wäginstrumenten die uns umgebenden Erscheinungen auf ihre nimmerschwankende Zahlensicherheit zu prüfen.

Welch einen Einblick in die Ökonomie des Lebens danken wir allenthalben unsern gezifferten Beobachtungen; welch komplizierte Genauigkeit in der Anordnung alles Seins haben wir so bewundern gelernt; welche Großartigkeit in der Anhäufung der hohen Zahlen und in der Bruchteilung der Einheit. Ich will mir doch einige dieser Zahlenherrlichkeiten hernennen.

Zum Beispiel der Reichtum in den Vermehrungsproportionen der Natur. Ein Weizenkorn trägt 10 Ähren; eine Ähre gibt 80 Körner, in der zweiten Ernte 640 000, in der dritten 512 Millionen und in der vierten vier Milliarden Körner. Was ist aber diese Fruchtbarkeit im Verhältnis zu den Mohnpflanzen, welche 32 000, oder Tabakpflanzen, welche 360 000 Körner tragen? Weitere Zahlengeschichten: Die Sporen der Kryptogamen sind zu Tausenden in Saftbläschen gefaßt, welche so klein sind, daß erst mehrere hundert davon die Größe eines Stecknadelkopfes betragen. Ein Zellengewebe kann in einer Minute sich um 60 Millionen vervielfältigen: 47 Millionen Koralleninfusorien wiegen ein Gran. Von den roten Algen, welche im Meere ganze Strecken rot färben, gehen 40 000 auf einen Millimeter. Jeder Quadratzoll unserer Hautoberfläche hat 2800 Poren mit einer Röhrenlänge von 7 Zoll, also sind wir im ganzen von ungefähr 7 Millionen Poren mit einer Röhrenlänge von 28

englischen Meilen bedeckt. Das über die ganze Erde verbreitete Eruptivgestein der mitteltertiären Zeit weist Basalte auf, welche nach Fischers Berechnung 350 Millionen Jahre zum Abkühlen gebraucht haben. Der Kern der Kometen, welcher der kompakteste Teil daran ist, ist nur neunmal dichter als die Luft, die in unsern ausgeschöpften Luftpumpen zurückbleibt; der Kometenschweif aber hat eine noch 10 Billionenmal geringere Dichtigkeit. Überall wo wir nachrechnen, unglaubliche Zahlen! Was wir immer messen, ob Großes, ob Kleines, ob Ausdehnung, Dichtigkeit, Zeitdauer, Akkumulation, Rotation, Vibration, — immer Wunderbares! Auf dieses mächtige Gedankenwerkzeug, genannt die Zahl, sind die wichtigsten Entdeckungen des menschlichen Geistes zurückzuführen. Mittels eines eingebildeten Liniennetzes, das wir über unseren Globus gebreitet, mittels eines in Grade eingeteilten Meridians können wir uns auf allen Punkten der Erde orientieren; mittels Graden und Winkel, die wir am Lichtstrahl messen, haben wir unsere Sonde sogar in jene andere Welten geworfen, die dem rechnungsunfähigen Blicke wohl nur wie flimmernder Aufputz der Himmelsdecke erscheinen, die aber dem zahlenbeherrschenden Geist eine solche Reihe von Wundern aufschließen, daß er von Andacht durchschauert wird. Wenn man berechnet, daß jene bleichleuchtenden Nebel Myriaden von Sternen sind; wenn man die Millionen von Erdweiten überzählt, durch welche das Licht im Äther zittert und uns Kunde von Sonnen bringt, welche so und soviel mal größer als unsere Sonne sind, deren ganzes System nur ein Musterbildchen ist von den anderen in der Milchstraße aneinandergereihten Weltsystemen . . . wenn man solche Gedanken geblendet, begeistert, bewunderungsschwindelnd zu fassen versucht, so heißt dies wohl: *mit Zahlen beten!*

Der Zifferweisheit danken wir die Erkenntnis vom

berühmten Gesetze der „großen Zahl“, welches bei Überzählung von Tatsachen eine stets wiederkehrende Durchschnittssicherheit aufweist und uns so auf die scheinbar verwickeltsten Fragen klare Antwort stellt. Wenn wir nach Grundsätzen handeln, so tun wir dies nicht nur aus moralischem Gefühle, sondern wir folgen klugermaßen den Maximen, welche sich sozusagen unbewußt aus dem Durchschnittsergebnis der gesamten Menschheitserfahrungen gebildet haben. Die Ausnahmen, d. h. die schwankenden kleinen Zahlen, zeigen gar oft, daß gewisse Grundsätze unbewährt bleiben, daß trotz des bekannten „Ehrlich währt am längsten“ manche Betrüger florieren; daß Lotteriespieler ein Vermögen gewinnen, daß Traviatas von Fürsten geheiratet werden; aber die große Zahl zeigt doch, daß die grundsätzlichen Ansichten recht behalten: daß der Betrüger zu schanden kommt, der Spieler zugrunde geht und die Traviata im Spitale stirbt.

Was gibt es wohl auf dieser Welt, das sich nicht beziffern ließe? Die Wallung des Gefühls? Der Pulsometer kann genau die Schläge zählen, die das von Haß, Liebe oder Furcht bewegte Herz in der Minute pocht. Die Effekte der Kunst? Hier ist die Zahl erst recht im Spiele. Was ist Harmonie anderes als Zahlenverhältnis? Wenn unter den tausenden von Schwingungen eines wohlklingenden Akkordes nur einige fehlen würden, so wäre der Akkord schon falsch. Eine aufgelöste Dissonanz, die beruhigend oder entzückend unserem Sinne schmeichelt, ist weiter nichts als — nach momentanem Rückhalt — das Eintreten der richtigen Schwingungszahl; der befriedigende Dreiklang am Schlusse eines Stückes ist sozusagen die Summenziffer der in den letzten Takten enthaltenen Additionskolonne. Jeder Wohlklang der Intervalle beruht auf Übereinstimmung der Zahl. Unbewußt ist die Musik eine Rechnerin mit Tönen. Und die Schwesterkunst Malerei, könnte sie wohl der Zahl ent-

raten? — Sind die Prismenfarben nicht gleich den schwingenden Tönen zählbare Strahlen — ist Perspektive nicht strengste geometrische Proportion? — Ist die Dichtkunst nicht vom Rhythmus getragen? Und die Anmut der Tanzbewegungen, die Schönheit der architektonischen und bildhauerischen Werke — beruhen sie nicht auch auf Linienharmonie?

Die Natur geht überall nach mathematischen Regeln vor: in den elliptischen Kurven der Sternenpfade sowohl, als in der Bildung der Kristalle. Alle Formen der letzteren lassen sich auf Systeme von drei oder vier geraden Linien beziehen. Gewaltige und dabei haarspaltgenaue, fehlerfreie Rechnungen füllen rings die Welt. Da, wo die Menschen jenen arithmetischen Rätseln auf die Spur kommen, wo es ihnen gelingt, jene Regelstrenge, jenes Ebenmaß, jenen Zahleneinklang herauszufühlen, nachzurechnen oder nachzuahmen, da werden sie Weise, Gelehrte oder Künstler genannt.





Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Potpourri.

Wenn man eine Hauseinrichtung inventiert, so trifft man gewiß auch auf irgend einen Schrank oder eine Kiste oder Schublade, wo die heterogensten Dinge untereinandergewürfelt liegen. Dinge, die im Haushalt keinen bestimmten Platz haben, die nirgends zu einem Dutzend gehören, die außer Gebrauch sind, welche man aber doch nicht wegwerfen wollte und die sich da angesammelt haben. Im österreichischen Dialekt heißt ein solches angehäuftes Potpourri von alten Gegenständen: „Kraffelwerk“; der gewissenhafte Inventarist muß aber auch dieses eintragen, kann sich jedoch dabei der Mühe des Ordnens und Einteilens überheben.

Dies will ich nun auch so machen mit einem Häuflein unzusammenhängender Gedanken, Betrachtungen und sonstiger in meinem Hirne aufgestapelter Ideenkraffels.

*

Es ist doch sonderbar, daß wir für das Gewordene eine Auffassung und einen Namen haben, daß wir aber niemals den Augenblick bezeichnen können, in welchem

das Werdende den zu benennenden Zustand erreicht. Wir sehen wohl, was ein Kind und was ein Erwachsener ist, aber wann könnte man zum Kinde sagen: „Jetzt bist du erwachsen.“ War's denn in der vorigen Sekunde noch anders? — Oder ein anderes, bekanntes Beispiel. Wenn man einem dichtbehaarten Menschen ein Haar nach dem andern ausrisse, so müßte er gewiß endlich kahl erscheinen. Ich setze aber den Fall, ein Zeuge dieser Operation müßte den Moment bezeichnen, wann die Kahlköpfigkeit eingetreten sei. Unmöglich. Nach dem wievielten Haare sollte da gerufen werden: „Halt, der Patient hat eine Glatze . . .“ War denn die Glatze weniger sichtbar vor dem zuletzt ausgerissenen Haare? — Die Allmählichkeit, das ist die Maske, hinter welcher sich die unter unseren Augen waltende Wirklichkeit so geschickt verbirgt. So wächst das Gras, so ändern sich unsere Gefühle, so lernt man eine Sprache, so entstehen die Arten; und obwohl wir überall zusehen — die Langsamkeit und Kleinheit alles zeitlichen und räumlichen Werdens vereitelt uns immer die Möglichkeit zum Dinge zu sagen „‚Da‘ oder ‚jetzt‘ beginnt dein Sein.“

*

Warum die Leute solche Freude an Titeln haben! Doch sind die Dinger so klein, daß man sie nur in nächster Nähe sieht. Sobald eine Gestalt auf den Sockel der Berühmtheit gestellt oder in der Ferne der Geschichte gerückt ist, so sind die Titel nicht mehr wahrnehmbar. Wie würde es klingen, wenn man sagte: „S. K. Majestät Karl V.“ oder „Se. Exzellenz Alexander von Humboldt.“ Adelina Patti hätte besser getan, nicht auch Marquise heißen zu wollen. Gar nicht übel ist die Titelreihe des Königs von Birma. „Seine glorreiche Majestät Herr Ishadans, König der Elefanten, Gebieter

vieler weißer Elefanten; Herr der Gold-, Silber-, Rubinen- und Bernsteingruben, sowie derjenigen des edlen Schlangengesteins; Souverän der Reiche Thunaparanta, Tampatipa und andrer großer Reiche und Länder, Oberherr sämtlicher regenschirmtragender Häuptlinge, Verteidiger des Glaubens; der sonnenentsprossene Monarch; Gebieter über Leben und Tod; der große gerechte König; König der Könige; Inhaber grenzenloser Gebiete und unübertrefflicher Weisheit u. s. w."

*

Wenn sich eine Scheibe zweitausend Mal in der Minute dreht (wie dies z. B. an den Diamantschleifmaschinen in Amsterdam vorkommt), so scheint sie stille zu stehen. Und der langsam vorrückende Uhrzeiger scheint gleichfalls regungslos. Unser Auffassungsvermögen für die Zeitbewegungen ist doch ein furchtbar beschränktes und täuschendes. Bedenken wir dies wohl, wenn wir irgendwelche ideelle Zeiterscheinung beurteilen wollen.

*

Es würde einem Elefanten schwer fallen (auch wenn er zu den obenerwähnten weißen, regenschirmtragenden gehörte), die Zeichnung einer Mosaikbrosche zu erklären, indem er die Grenzen der Steinchen mit seinem Fuße markieren wollte. Aber mit unserer Verstandesplumpheit, welche sich zu den feinen Strichen der Weltmysterienmosaik wie tausend Elefantenfüße verhält, erklären wir immer alles, was man will.

*

Es muß auch mögliche Schachstellungen geben, von welchen es hieße: Weiß zieht an und setzt mit dem hundertsten, mit dem tausendsten Zuge matt. Nur kann eine solche Aufgabe von keinem Menschen ausgedacht werden, weil die Berechnung der Nebenkombinationen seine ganze Lebenszeit sowohl als seinen Scharfsinn übersteigen würde.

*

Helmholtz hat Isolierinstrumente erfunden, welche, wenn man sie an das Ohr legt, dieses nur für einen einzigen Ton empfänglich machen. Auf diese Art kann man einer Symphonie oder dem Straßenlärm lauschen und immer wird nur der eine, bestimmte Ton, so oft er erklingt, die Gehörnerven treffen; für alle übrigen Laute bleibt das mit diesem Instrument bewaffnete Ohr taub. So lauschen wir auch dem Lärm des Lebens. Unsere Leidenschaften gleichem jenem Instrumente und wir hören nur das heraus, wofür unser isolierter Sinn passioniert ist.

*

Nur nie — n i e jemandem wehe tun!!

*

Würde sich doch die Einsicht von der Allverwandtschaft der Dinge verbreiten, wieviel bittrer Hader wäre da erspart. Welch ein hochmütiger Wahn, dieses alleinige Gottentstammtseinwollen; dieses Sondern, Abschließen und dabei glauben, die Absonderung sei von jeher naturgeboten, als wäre die Schöpfung eine große Privilegiums-Charte, als wäre jedes heute Seiende immer und an und für sich gewesen, wofür es sich hält, nämlich: etwas Besseres als alles andere!

*

„Poor child of doubt and death, whose hope is built on reeds.“ „Armes Kind des Zweifels und des Todes, dessen Hoffen nur auf Rohr gebaut.“ So nennt Byron den Menschen. Nein, nein — Kinder des Lebens sind wir; der Zweifel ist unsere hellste Denklaterne, und sind sie nicht ein schönes Kunstwerk, diese rohrgebauten Hoffnungshallen?

*

Eine von ihrer vollendeten Formenschönheit überzeugte — auch sittsame — Frau würde, wenn sie gewiß weiß, daß es niemand weiß, daß sie es weiß, nicht ungern im Bade belauscht worden sein.

*

Der Mensch neigt zur Tugend. Er liebt und pflegt sie allenthalben. In Sümpfen und auf Leichenangern bringt er sie zur Blüte. Das zeigen die Moräste des Aberglaubens, auf welchen die hochragendsten Märtyrerpalmen treiben; das zeigen die fäulnisgedüngten Schlachtfelder, die sich mit grünem Lorbeer decken. Später fürchtet wohl der Mensch, wenn die assainierende Vernunft daherkommt, um die Sümpfe auszutrocknen, um die Leichen wegzuräumen, daß man ihm seine schönen Blumen zerstören wolle . . . Nur getrost, — auf anderem Boden wuchern sie wieder, und schöner noch.

*

Wie lange tragen wir schon in uns die Apparate herum, die unsere neuesten Erfinder verfertigen. Im Ohr haben wir ein Telephon, im Auge eine photographische camera obscura, im Gedächtnis einen Phonographen.

*

Die Erfüllung aller Naturbedürfnisse ist mit Genuß verbunden. Die auffassende Erfahrung einer wissenschaftlichen Erfahrung ist auch ein Genuß. Gehört wohl die menschliche Erkenntnis der Wahrheit auch zu den notwendigen, durch süßen Zwang gesicherten Naturzwecken??

*

Verstanden kann nur werden, was ursprünglich gedacht war. Aneinandergereihte Buchstaben können nie als ein Gedicht entziffert werden, wenn sie nicht als Gedicht zusammengestellt waren. Unser Gedanke — unser kleiner Geist, mit all seinen Begriffen von Schönheit, Glück, Tugend, Weisheit kann nicht etwas Höheres und Edleres sein, als die übrige Welt, sondern nur das Minimalspiegelbild eines viel höheren und viel edleren Gedankens — ein Tautropfenreflex der Gottheitssonne!

*

Monismus heißt die Weltanschauung, welche alles Sein auf e i n Prinzip zurückführt. Was! rufen die Gegner, Wärme, Licht, Schall, elektrische, magnetische und sonstige Erscheinungen sollen nur B e w e g u n g sein? — Warum nicht? — Daß aber Bewegung nicht bloß ein Platzwechseln im Raume, sondern die Ursache aller jener Wunder ist — d a s ist das Herrliche dabei. — Was — rufen die Dualisten weiter — alles wollt ihr in e i n e n Model werfen — alle Kräfte, alle Seelen, alle Körper!? — Warum nicht . . . heißt doch dieser Model Welt. Und nicht zwei, nicht fünfundzwanzig, nicht hunderttausend Welten gibt es, sondern e i n e.

*

Das Zusammentreffen zweier Umstände bringt mit sich nicht den geringsten Beweis von ursächlichem Zusammenhang. Letzterer läßt sich nur durch das wiederholte (nicht isolierte) Experiment oder durch das Gesetz der großen Zahl erweisen. Dies sollte allen Leuten klar gemacht werden, die da mit überzeugenvollender Miene sagen: „Sehen Sie, mir träumte vorige Woche von ausgebrochenen Zähnen, und richtig ist meine Großmutter gestorben.“

*

Man hat beobachtet, daß, wenn das Auge zwei nebeneinanderliegende Linien von verschiedener Länge vergleicht, so wird es den Unterschied wahrnehmen, sofern derselbe wenigstens ein Hundertstel beträgt; was geringer ist, ist schon unmerklich. Zum Beispiel, es lägen nebeneinander zwei Stäbe, wovon der eine einen Meter, der andere 99 Zentimeter lang wäre, so könnte das freie Augenmaß noch wahrnehmen, daß der zweite Stab etwas kürzer ist. Würde aber der erste Stab 1000 Zentimeter und der zweite 999 messen, so wäre der Unterschied für das Augenmaß nicht mehr vorhanden.

Wie doch in Dingen des geistigen Maßes dieselben Proportionen maßgebend sind! Wenn wir ein Gesamtvermögen von hundert Gulden haben und wir verlieren einen davon, so werden wir dessen Verlust noch fühlen; besteht unser Vermögen aus tausend oder zehntausend Gulden, so wird uns der Mangel des einzelnen ohne Nachzählung nicht auffallen. Nach demselben Gesetze scheint dem zehnjährigen Kinde ein Jahr so lang, weil es im Rückblick der ganzen Lebensstrecke ein volles Zehntel davon beträgt; je weiter man im Leben vorschreitet, je länger jene Rückblicksstrecke wird, desto geringer erscheint die Jahresdauer. Das ist mathematisch

begründet: der Nenner des Bruches wird immer kleiner — zuerst ist's ein Zehntel, dann ein Zwanzigstel, dann ein Fünfzigstel Leben, so schrumpft das Jahr vor unserer Betrachtung zusammen. Proportionen, Perspektiven wirken nach denselben Regeln im Raum wie in der Zeit, im körperlichen und im geistigen Gesichtskreis. Schließlich müßten sich alle unsere Auffassungen unter Graden und Winkeln messen lassen, wenn wir nur erst das richtige moralische Reißzeug dazu besäßen.

*

Ein anderes Beispiel von der Übereinstimmung physischer und geistiger Sehgesetze. Es gibt eine optische Täuschung, Irradiation genannt, durch welche helle Körper auf dunklem Grunde größer erscheinen als sie sind. Und sind kleine helle Freuden nicht auch größererscheinend auf dunklem Elendshintergrunde; sind lichte Tugendtaten aus finstrer Zeit nicht irradiationsvergrößert?

*

Glückliche Liebe: Ein Krug, der solange zum Freudenbrunnen geht, bis er bricht.

*

Nur nie jemandem wehe tun! Wie würde die Summe des menschlichen Glückes steigen, wenn jeder von dieser Maxime so recht erfüllt wäre. Wieviel kleine Kränkungen, Vorwürfe, Beleidigungen, Rücksichtslosigkeiten und unnütze Rekriminationen würden da erspart.

*

„O diese Größen, diese Höhen!“ spricht begeistert die Ameise, nachdem sie die Spitze eines Grashalmes er-

klommen und den trunkenen Blick in den Umkreis einer Klafter schweifen läßt. „O, diese Alpen . . . o, diese Riesenberge, o, diese himmelragenden Gipfel — hier sind wir der Gottheit näher“ — so schwärmen die Menschen. Und doch sind die Berge gar nicht hoch, die Meere gar nicht tief. Nur weil wir so furchtbar klein sind, scheint es uns so. Die Erhebungen und Versenkungen der Erdkruste, die uns als so gewaltige Gebirgshöhen, als so unergründliche Ozeanstiefen imponieren, sind an sich nicht bedeutender, als die Unebenheiten einer Orangenschale. Wenn man unsern Globus mit einem Diameter von dreizehn Metern plastisch darstellt, so wird bei Wahrung des Größenverhältnisses das Himalayagebirge um ein paar Millimeter hervorragen und die tiefste Ozeansstelle nicht mehr als einen Zentimeter betragen. Die Bewunderung der Naturgröße soll uns also nicht nur beim Anblick jener scheinbaren Höhen und Tiefen erfassen, sondern überall und immer.

*

Angenehme Gefühle: Ein gefangener Vogel sein und die Käfigtüre offen finden. Ein guter Mensch sein und ein freudiges „Danke“ hören. Ein schönes Mädchen sein und sich im Ballsaalspiegel sehen.

*

Es ist wohl wahr: der weiteste Schritt des Verstandes ist, zu erkennen, daß es eine Menge Dinge gibt die über ihn hinausliegen. „La dernière démarche de la raison est de reconnaître, qu'il y a une infinité de choses qui la surpassent. Elle n'est que faible, si elle ne va jusqu' à connaître cela.“ (Pascal. Pensées.) Aber es ist ein Mißbrauch dieses unbestreitbaren Satzes,

wenn man ihn zur Verteidigung von absurden Lehren vorbringt. Was der Verstand als unbegründet, als widerspruchsenthaltend zu erkennen imstande war, das gehört nicht in den Bereich der darüber hinausliegenden Dinge. Eine unverständliche oder verstandeswidrige Erklärung kann nicht behaupten, das Unverstehliche und Verstandesüberschreitende getroffen zu haben. Die Wesenheit des letzteren besteht eben darin, *gar nicht erklärt werden zu können*. Der Mystizismus ergründet kein Mysterium.





Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Frage der Arbeit. — Gleichwertigkeit von Geld, Zeit, Arbeit und Genuß.

Wenn ich hier ein Buch schriebe, — ich habe schon lange nicht mein Vergnügen ausgedrückt, daß dies meine Aufgabe nicht ist — wenn ich also ein Buch schriebe, so würde ich bei Behandlung des Kapitels „Arbeit" von dem unangenehmen Bewußtsein erfaßt werden, daß sich über diesen Gegenstand, der in unsern Tagen von allen Seiten beleuchtet und behandelt wird, kaum irgend etwas Neues wird sagen lassen. Arbeit und Arbeiter gehören zu den sogenannten brennenden Fragen, und so gibt es kaum noch etwas Ungesagtes darüber. Aber wenn es eines Buches Pflicht oder mindestens eines Buchschreibers Anmaßung ist, etwas Neues vorzubringen — denn wozu sonst überhaupt sich drucken lassen? — so ist dies durchaus keine Bedingung für meine Inventariumsaufnahme. Was kann ich dafür, wenn ich alte, abgetragene, vielgebrauchte Dinge in meinem Besitze finde; es handelt sich ja nur um das Eintragen.

Ist Arbeit Lust oder Schmerz? Darüber bin ich mir nicht recht klar. Manche Sprachen haben für die Begriffe Mühe und Arbeit (z. B. im Russischen: trud) ein und dasselbe Wort. Der Begriff „Mühe" wird in

andern Sprachen wieder mit einem zugleich „Schmerz“ und „Strafe“ bedeutenden Wort ausgedrückt, z. B. französisch: peine. Es ist also jedenfalls eine nahe Verwandtschaft zwischen Schmerz und Arbeit vorhanden — und, andrerseits, gibt es etwas Befriedigenderes, etwas reinere Lust Gewährendes als eben auch die Arbeit? Ein unwiderstehlicher Drang treibt alles zur Tätigkeit an und die Erfüllung eines Dranges bietet doch immer ein beruhigendes, beglückendes Gefühl. Andrerseits — ich komme aus diesen Gegensätzen nicht heraus — ist mit jeder Arbeit auch Anstrengung verbunden und Anstrengung bedeutet das immerhin schmerzliche Überwinden des Ruhebedürfnisses, aber — noch einmal andrerseits — Ruhe schmeckt bekanntermaßen nur nach getaner Arbeit süß.

Von jener großen Tätigkeit, die das rastlose Universum füllt, werden auch wir fortgerissen, und sind so an dem ewigen Schöpfungswerke beteiligt. Ich sage „ewiges Schöpfungswerk“, weil ich mir unmöglich die Schöpfung als etwas Vergangenes vorstellen kann; — wir sehen ja ringsum nur zu deutlich, daß sie etwas Fortgesetztes ist. Also arbeiten denn auch wir in der grenzenlosen Werkstatt mit; jedes Geschaffene, jedes Geschöpfte, das aus unseren Händen und aus unserem Geiste kommt, findet Platz im All und wirkt auf ewig fort. Arbeit ist die wahre „Mehrerin des Reichs“.

Wie sich doch auch die Arbeit — gleich allen Dingen — geteilt, befruchtet, vermehrt und aus sich selbst heraus in unzählige Formen entwickelt hat und zu stets zahlreicheren und stets höher stehenden Varietäten sich immer noch entwickeln wird! Es gibt überall nur e i n e Weise in der Entwicklung alles Seins: vom Einfachen zum Komplizierten und letzteres ins Unendliche...

Es hat anfangs unter uns Menschen auch nur e i n e Arbeit gegeben, nämlich das Erdumgraben. Jagen

und Fischen — obwohl dieselben als Lebenserwerb dem Ackerbau vorangegangen sind — rechne ich nicht zu dem Begriffe Arbeit, da ich unter diesem diejenige Tätigkeit verstehe, welche einen Zuwachs des vorhandenen Materials ergibt. Erlegtes Wild und gefangene Fische — diese Artikel der Raubtierindustrie — sind keine Arbeitsresultate. Das gesäete, gepflegte und geerntete Korn hingegen hat offenbare Mehrung zur Folge. Dieses gesäete Korn ist das Protoplasma aller Arbeit und alles Reichtums; wenn wir die Abstammung unserer verwickeltsten Fabrikationen und Spekulationen zurückverfolgen, so kommen wir gewiß bis zur umgedrehten Erdscholle an.

Nichts Geschaffenes, nichts Gewordenes, nichts Geschehenes geht verloren. So auch mit der Arbeit und ihren Ergebnissen. Selbstvermehrend und stellenweise sich anhäufend reichen die Arbeitsresultate von Epoche zu Epoche hinüber, und zwar in Gestalt von Kapitalien. Ich kann nicht recht den so hitzigen Streit begreifen, der gegenwärtig zwischen Arbeit und Kapital geführt wird. Was in dieser Frage den Sinn verwirrt, ist wohl der Gestaltwechsel, den die sich mehrende und häufende Arbeit vorgenommen hat, bis sie unter dem Namen Kapital erscheint. In einem interessentragenden Industriepapier kann der Landmann freilich nicht mehr so leicht das Furchenziehen seines Pfluges erkennen, und in einer Maschinenfabrik lassen sich nicht alle Hammerschläge der ersten Schmiede nachzählen. Aber das Furchenziehen und Hammerschlagen aus der Vorzeit sollte nicht verloren sein, und sollte auch nicht in gleicher Geringwertigkeit zusammengesammelt werden, sondern es hat sich in selbstvermehrender Progression und Vervollkommnung angehäuft, um nun unter dem leider verpönten, weil verkannten Namen Kapital früchtetragend weiter zu wirken. Jedes Werkzeug, jede Maschine, jede in ein Buch zusammengefaßte Kenntnis ist ein Kapital. Die Erblich-

keit — ich rede nicht von den bürgerlichen Erbschafts-gesetzen, sondern von jener ununterbrochenen Übertragung, mit welcher die Natur allen erworbenen Besitz von Geschlecht zu Geschlecht herunterreicht — die Erblichkeit sorgt auch hier dafür, daß alles einst Gearbeitete immer seine reichtumschaffende Kraft behält. So ist sogar das Talent, das angeborene Genie, welches auch als interessentragendes Kapital verwertet werden kann, eine ererbte Folge von in unzähligen Generationen vorausgegangenen Arbeitsanstrengungen.

Die Frage der Arbeit, welche als Losung für die demokratischen, nivellierendsten Tendenzen gebraucht wird, enthält eigentlich an sich einen ganzen Kodex der aristokratischsten Grundsätze. Man kann sich gar keine Hierarchie denken, die aus mehr Rangordnungen zusammengesetzt wäre, als die Arbeitshierarchie. Von der Straßensteinklopferei an bis zu jener hohen Gedankenarbeit, wo — wie Schiller sagt —:

„. . . im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise . . .“

welch eine Rangleiter!

Daß diese Rangunterschiede übersehen werden, oder daß man dieselben gar abzuschaffen versuchen wollte — das beruht wieder auf einem Rechnungsfehler und auf mißverstandenen Sprachausdrücken. In neuester Zeit wurde der Begriff Arbeit — und mit vollem Recht — zu hohen Ehren gebracht. Man hat eben einsehen gelernt, daß die Arbeit das Prinzip alles Wohlstandes ist, das Urelement aller Kultursegnungen. Mit dieser dem Worte „Arbeit“ wiederfahrenen Huldigung glaubten sich nun vor allem die „Arbeiter“ gemeint. „Wenn Arbeit der höchste Menschenschatz ist“ — so riefen nun alle Fabriks- und Feld- und sonstigen Tagelöhner — „so sind also wir, die Arbeiter, doch offenbar die reichtumsberechtigste Menschenklasse. Also denn, Freiheit, Gleich-

heit, Menschenwürde — nieder mit dem Kapital — nieder mit den Blutsaugern . . ." und was dergleichen Unsinn mehr ist. Es ist, als ob ein verrücktes Weizenfeld schriee: „Nieder mit den Scheuern — nieder mit den Fruchtböden — nieder mit dem Brot" — wozu wird man euch Weizenkörner dann noch brauchen?

Sollte — nach rotkommunistischen Begriffen — wirklich dem Steinklopfer derselbe Lohn und dasselbe Ansehen zukommen, wie dem erwähnten „sinnenden Weisen"? Wäre das gerecht? Gerechtigkeit ist eine mathematische Sache, also rechnen wir nach:

Jene primitiven Arbeiten, als da sind: Steineklopfen, Erdumackern u. s. w. sind in der Ursprungsgeschichte jeder hochausgebildeten Arbeit in angehäuften und komprimierten Massen enthalten. Damit ein Student sich in der Universität das Wissen hole, welches er braucht, um „bedeutende Zirkel" zu entwerfen, hat vorausgehen müssen, daß in unberechenbar weit zurückliegender Vorzeit unter einer ganzen Generation von Äckerumdrehern ein paar fleißigere darunter waren, die sich etwas mehr erworben haben, als die übrigen und dadurch Zeit gefunden, ihren Geist zu beschäftigen — etwa mit der Ersinnung der Schrift. In der nächsten Generation mußten wieder ein paar Bevorzugte die Schrift üben und verbessern, ferner . . . doch wenn ich erörtern wollte, durch wie viele angehäufte Arbeiten und Arbeitsresultat-Ersparnisse sich aus der ersten Steinklopferreihe die heutigen Universitätsprofessoren entwickelt haben, so müßte ich einfach alle Geschichtsbücher abschreiben und noch eine genaue Chronik sämtlicher Industrien, Erfindungen, Bauten, Studien, Künste u. s. w., welche eins aus dem andern durch sich stets spaltende Arbeitskräfte entstanden sind, hinzufügen.

Es ist eine unabsehbare Folge von Vererbungen und Privilegien — diese beiden bêtes noires der Rotgesinnten

— welche die Höhenunterschiede der Arbeit gebildet hat. Aber gegen die Naturprivilegien frommt kein Ankämpfen, und das Erbrecht der Fortpflanzung, welches die errungenen Fähigkeiten von den Eltern auf die Kinder überträgt, läßt sich nicht umstoßen. Unsere schöne Welt ist auf gar aristokratischen Grundlagen aufgebaut. Alle Lebewesen bilden zwar *eine* ununterbrochene Kette, aber von den Radiaten und Mollusken bis zu Goethe — welche Rangunterschiede! Wollte man auch alle gesellschaftlichen, jetzt bestehenden Rangordnungen abschaffen, welche die Menschen in Nachahmung der aristokratischen Natur eingeführt haben — es muß sich notwendig immer wieder stellenweise eine Verdienstansammlung einstellen und dadurch eine Bevorzugung, oder mit einem andern Worte, eine Aristokratie entstehen. „Gleichberechtigt sind alle Menschen", heißt es allenthalben. Zugestanden. Berechtigt anzusammeln, anzuwachsen und im Lauf der Zeiten im Rang zu steigen. Aber eine *gleichzeitige Gleichstellung* — die kann und soll es nimmer geben. Am allerwenigsten in der Arbeit. Sollen nur lauter Encyklopädisten oder nur lauter Erdumschaufler existieren, oder vielleicht nur Handschuhknopflochbohrer? Oder soll die Arbeitsleistung, die der Erbe tausendjähriger Kultur zu bieten imstande ist, auf gleicher Achtungs- und gleicher Lohnstufe stehen, wie die Leistung des in den Kolonien zum Reisbau beschäftigten polynesischen Wilden?

Arbeit, Geld, Zeit und Genuß sind Dinge, die in sehr ungleicher und anscheinend sehr ungerechter Weise unter den Menschen verteilt sind. Der eine besitzt ein paar Millionen, arbeitet gar nichts, füllt seine Zeit mit Genüssen aus; der andere arbeitet Tag und Nacht für kargen Lohn, hat für Genüsse weder Zeit noch Mittel. Es gibt Arbeiten, die in einer Viertelstunde mehr eintragen — wie z. B. die Konzertarie einer berühmten Sängerin — als andere in vielen Jahren; es gibt Geldmassen,

die durch die geringe Arbeit eines Federstrichs sich verdoppeln, und es gibt geplagte Tagelöhner, die nie etwas ersparen können.

Arbeit, Zeit, Geld und Genuß sind voneinander nicht nur abhängig, sondern in vielen Fällen identisch. Geld ist an und für sich nur eine Fiktion. Es hat nur den Wert, welchen man ihm nach getroffener Übereinstimmung als Tauschmittel für Arbeitsprodukte angedichtet hat. Darum ist auch jedes Geld — ob es nun aus Gold geprägt oder auf Papier gezeichnet, untereinander gleich; es ist ja doch nur ein verabredetes Zeichen. Unter den Mitgliedern des Jockey-Klub gilt auch die elfenbeinerne Spielmarke genau soviel, als bare Münze. Geld als Lohn der Arbeitsleistung also ist identisch mit dem von der Arbeit geschaffenen reellen Wert. Dieser besteht nämlich in der Nahrungsquantität, welche die betreffende Arbeit hervorbringt. Der Arbeiter hat die Wahl, seine Zeit mit dem Säen eines Kornes zu füllen und dasselbe zum Brot zu gestalten und sich damit zu ernähren, oder er kann diese selbe Zeit mit einer andern Verrichtung gegen einen Lohn eintauschen, für welchen er sich anderweit mindestens ebensoviel Brot kaufen kann. So kommt es, daß die Zeit, welche zu einer Arbeit gebraucht wird, auch eine Ware ist. — Ware nun ist wieder identisch mit Geld — und der bekannte Satz „Time is money“ ist begründet.

Von diesen drei Dingen also: Arbeit, Zeit, Geld, kann beliebig eines in das andere umgetauscht werden, und dazu gesellt sich nun auch das vierte oben genannte Element: der Genuß. — Dieser ist ja schon in der ganzen Transaktion von vornherein bedingt: Zuerst die Zeit, in der die Arbeit verrichtet wird, die Anstrengung; dann der Lohn — sei dieser nun im Brote oder im brotgeltenden Gelde — und dann das Broteſſen: also der Genuß. Unsere ganze industrielle, merkantile, künstlerische, poli-

tische und überhaupt gesellige Existenz ist ein ewiges Hin- und Hertauschen, Verkaufen, Kaufen, Schenken und Rauben von Zeit, Arbeit, Geld und Genuß.

Und ich glaube, daß diese Bewegung, wie alle Bewegungen, nach mechanischen Gesetzen vor sich geht, daß eine stete Gleichgewichtsherstellung stattfindet, daß also im ganzen — auch hier darf man Einzelfälle nicht in Betracht nehmen — stets eine untrügliche Äquivalenz zwischen diesen ineinanderverwandelten Elementen herrscht. Hätten jene Dinge sich nicht alle so entwickelt, angesammelt und vervielfältigt, wäre es immer beim einfachen Kornbauen und Broteſſen geblieben, so wäre das herrschende Gleichgewicht ganz augenscheinlich: — Jeder äße genau soviel als er gearbeitet hat — aber in der komplizierten Masse von geteilten und verfeinerten Arbeiten, von geldgeborenen Geldern, von mehrtausendjähriger, angehäufter Arbeitszeit, von unzählbaren raffinierten Kunst- und Geist- und Sinnengenüssen, — da ist's wohl schwer, sich auszukennen. Und dennoch, wenn wir für diese Dinge eine Wage hätten, so glaube ich, daß wir in jeder bestimmten Summe Geldes die adäquate Anzahl von Zeit-, Arbeits- und Genuß-Einheiten vorfinden würden; und gegenseitig in jeder Arbeit ebensoviel Geld, Zeit und Genuß, als sie selbst wiegt. Der Wert von zehntausend bearbeiteten Ackerfeldern, von der mit dieser Arbeit verbrachten Zeit, von dem dadurch erreichten Nahrungsgenuß kann in ein einziges Blättchen Geldwertpapier komprimiert werden; wir können aber nach Wunsch das Blättchen wieder auflösen in zehntausend Felder, in ebensoviele Genüsse und in entsprechenden Zeitwert. Letzteres freilich nicht, indem wir die verwendeten hundert Jahre zu unserem Leben fügen, aber indem wir andere Dinge anschaffen können, welche auch hundertjährige Mühe gekostet haben. Wenn wir das erben, was durch tausend Jahre zusammengetragen wurde,

so haben wir damit ein geldgestaltetes Jahrtausend in der Tasche. Es ist also nicht unbillig, wenn dieser Besitz mehr Genuß bringt, als die vereinzelte und primitive Feldarbeit eines ganzen Menschenalters erwerben kann.

Bei der Analysierung der verschiedenen Reichtums-, Genuß- und Arbeits-Ingredienzien soll man besonders die darin enthaltenen Zeitquantitäten erwägen, und die scheinbare Unberechtigung ihres Wertes wird entschwinden. Nehmen wir als Beispiel jene so schreiend teuer bezahlte Konzertarie. Wir finden darin — freilich nicht gar lange Studienjahre, denn die Sängerin ist jung — aber die ganzen Jahrhunderte, in welchen sich die Musik zur Kunst entwickelt hat; die ganze Zeit, in der sich Konservatorien gebildet haben; die kunstgewidmeten Stunden nicht nur ihrer eigenen Lernzeit, sondern all ihrer Vorfahren, die ihr Talent und Stimme als Erbstück gegeben, sowie der Vorfahren ihrer Lehrer und ihrer Muster. Das alles ist noch in der so hochgezahlten Leistung enthalten. Zudem ist ja ein anderer gegenseitiger Arbeitsmesser der Genuß. Und im Verhältnis zu dem Genusse, den die zeitreichen, kunstsinnigen Kenner und Liebhaber durch die Sängerin erhalten, ist die Arbeit der letzteren nicht zu teuer bezahlt. Der Genuß ist ja einer der wichtigsten Regulatoren der Marktpreise, und so kommt es, daß sogar die verkaufte Schönheit oft mehr kosten kann, als ein tausend Arbeiter beschäftigender Landstraßenbau. Aber in dem Gelde, das den Genuß bezahlt — bestehe letzterer nun in Aspasienküssen, in Märzspargeln oder in Hurdle-Rennen — in diesem Gelde ist doch wieder alle vergangene Arbeit und Zeit enthalten, für die es eingetauscht worden; und durch was immer für Hände dieses Geld gehe, es bleibt in gleichwertiger Zirkulationskraft; immer wieder fähig, gegen die entsprechende Summe von Arbeits- und Zeiteinheiten ein-

getauscht oder wieder für Genüsse hergegeben zu werden, die jeder nach eigener Laune schätzt.

Unter was immer für Verwendung des Geldes läßt sich — wenn auch maskiert — der Genuß auffinden. Der Geldausgebende ist sich dessen vielleicht gar nicht bewußt, aber mit seinem Gelde kauft er immer entweder Zeit oder Arbeit oder wieder Geld, oder Genuß. Der großmütige Almosengeber findet Genuß im Wohltun; der Kirchenschatzspender findet Genuß am Vorbereiten einer Himmelswohnung; der Geizige findet Genuß am Aufspeichern seines Besitzes.

Wenn man für sein Geld eine Dampfmaschine anschafft, so hat man sich damit Zeit gekauft, indem die zu verrichtende Arbeitsaufgabe durch den Gebrauch der Maschine schneller erledigt wird. Arbeitsleistungen, welche sich von den anderen durch größeres Geschick auszeichnen, haben diesen Vorzug gewöhnlich durch öftere Wiederholung erlangt — Übung also, diese „meistermachende“ Macht, ist nichts anderes als konservierte Zeit. Mit der Mietung von Taglöhnern zur Verrichtung der auf meinem Felde zu besorgenden Arbeit habe ich für mich Zeit gekauft, die ich nun beliebig anders benützen kann. Ich kann sie mit Genüssen füllen, oder ich kann sie auch losschlagen, indem ich selbst meine Zeit verdinge, und sei es nur — wenn ich nichts anderes leisten kann — zu gezahlter Gesellschaftsleistung.

Daß die Gewinnung von Zeit den Reichtum vermehrt, das leuchtet wohl jedem ein. Die uns zur Verfügung stehende Arbeitszeit ist uns zugemessen; es kommt nur darauf an, wie wir sie auf die zu gewinnenden Arbeitsresultate zu verteilen befähigt sind; ob wir nun auf die Erlangung einer Ernte durch mühsames Aufwühlen der Erde mit unsern Händen eine so und so lange Zeit verwenden müssen, oder ob wir durch Benützung von landwirtschaftlichen Maschinen dasselbe Resultat in einem

hundertfach geringeren Zeitraum erreichen können und daher 99 Prozent Zeit gewinnen, welche zu gleichzeitiger Bebauung von 99 andern Erntefeldern benutzt werden kann. Aber nicht nur in solchen auffallenden Beispielen waltet die Nutzbringung der ersparten Zeit vor; dieselbe stellt sich gewiß in jeder, noch so unscheinbaren Sekundengewinnung ein. Alle Verbesserungen, die in organisatorischen Einrichtungen eingeführt werden, zielen immer nach Erleichterung der Mittel, nach schnellerer Erreichung des Zwecks. So ist das, was man Methode nennt, nur die Aufsuchung des kürzesten Weges zur Erlangung einer Kenntnis, einer Kunst 2c. Wir sind noch nicht dazu gelangt, das durchschnittliche Menschenleben zu verdoppeln (obwohl das abnehmende Elend der untern Klassen, die Fortschritte der Medizin u. s. w. schon, nach dem Nachweise der Statistiker, eine Erhöhung jener Durchschnittszahl zur Folge hatte), aber wir können annehmen, daß jedes Leben eines arbeitenden Kultursohnes das Leben eines Naturmenschen an Arbeitsgehalt — das ist also so gut wie an komprimierter Zeit — um ein hundertfaches, oder, was weiß ich, um ein paar tausendfaches übertrifft. Da nun der bestehende Wohlstand und die kursierenden Genüsse das Ergebnis verrichteter Arbeit sind und es klar ist, daß wir noch die aufgespeicherte Arbeit unserer ganzen Vergangenheit besitzen, so ergibt es sich als Fazit einer einfachen Gleichung, daß wir über bedeutenderen Wohlstand verfügen, als unsere Vorfahren, und daß dieser Wohlstand im Verhältnis zu der Arbeit zunehmen wird, die wir in immer schnellerer Verrichtung leisten werden. So wirkt die Erfindung jeder Maschine, jeder zeitersparenden Vorrichtung volksbeglückender, als alle möglichen Broschüren und Reden der sich Volksfreunde benennenden Agitatoren. Alle die Apparate, die selbsttätig zeichnen, kopieren, liniieren, rechnen u. s. w. mehren mit ihren Leistungen den allgemeinen

Zeitschatz; so auch die Vereinfachungen des Verkehrs, die abgeschafften Hemmungen und Schranken, die Ausscheidung unnützer Formalitäten, die durch Einigung der Maße und Tarife umgangene Umrechnungsmühe und dergleichen mehr.

Nicht durch Verteilungs-, Zoll-, Steuer- und Erbgesetze, noch durch was immer für menschliche Gewalteinrichtungen läßt sich eine gerechtere Güterverteilung erzielen, als durch den ungehemmten Lauf der überall nach Gleichgewicht strebenden Natur. Die Ökonomie der letzteren kann immer als richtiges Vorbild zur Ökonomie der Staaten dienen, und wir sehen, daß Wettbewerb und Anhäufung die beiden Faktoren sind, welchen die Natur alle ihre Reichtümer dankt. Wo wir in den natürlichen Lauf der Dinge mit vermeintlich regelnder Weisheit eingreifen wollen, erreichen wir nur eine momentane Hemmung, ein momentanes Aufhalten und werden dann schließlich doch von der unumstößlichen Gewalt der Naturnotwendigkeit besiegt.

Es war auch einst eine willkürlich gewalttätige Hemmung des natürlichen Vorgangs, daß der Arbeitende nicht für sich selbst Anspruch hatte auf das mit seiner Leistung äquivalente Genußmaß. Das war die ihrer glückfördernden Fruchtbarkeit beraubte Arbeit, nämlich die menschenrechtswidrige, grausame und dabei sterile Sklaven- und Frohnarbeit. Mit solcher konnten zehntausend Menschenleben ausgefüllt werden, ohne etwas Nützlicheres zustande zu bringen als eine Pyramide. Sklavenarbeit häuft sich ohne sich zu mehren und ohne sich zu veredeln; sie ist unnatürlich und daher leblos. Die Arbeit der Freien verhält sich dazu, wie der frische Wald sich zu einem Holzlager verhält. Hier auf dem Bauplatz sind so und so viele Klafter Eichenstämme, wenn man sie verdoppelt, nur noch einmal so viele Klafter; während ein einziger windgetragener Samen dort, beim

Walde, nach ein paar Jahren schon ein neuer Eichenhain sein kann. Der arme steinschleppende Sklave kann von Vater auf Sohn hunderttausend Steine schleppen, und es werden schließlich doch nur hunderttausend Steine daliegen; der freie Arbeiter hingegen kauft sich für den Lohn seines Steinetragens einen Meißel und haut aus dem nächsten Steine eine Statue aus.

Die von unsern sämtlichen Vorfahren langsam und mühsam aufgestapelte Kulturarbeit ist nun in so konzentrierter, leicht zu bewältigender Form vorhanden, daß in der gegenwärtigen Generation immer jedes einzelne Leben genügen kann, um alle Stationen des zurückgelegten vieltausendjährigen Weges durchzulaufen. Sehen wir es nicht alltäglich, daß von den niedrigsten Arbeitsanfängen die höchsten Reichtumshöhen erklommen werden? Aber wenn nun auch a l l e auf jenen Höhen sein wollten, so wären es eben keine Höhen mehr: gäbe es nur lauter aneinander gereihte Alpen-, Anden- und Karpathengipfel, so wäre ja die ganze Erde „Platt-Land".

Leitern muß es in allen Dingen geben, also auch in Arbeit, in Reichtum, in Verdienst. Aber wenn auch Nivellierung nicht möglich und nicht einmal wünschenswert ist, so ist dafür eine Erhöhung des Niveaus immer zu erstreben und zu erreichen. Wenn sich der allgemeine Reichtumsvorrat vermehrt, wenn die zu verrichtenden Arbeiten immer schneller und leichter bewältigt werden, wenn die zeit- und kraftraubende, sogenannte „grobe Arbeit" immer mehr und mehr der Maschine anheim fällt, so wird dadurch die soziale Leiter aus dem Schlamme gehoben — und die untersten Stufen derselben kommen dann auf einen Punkt zu stehen, zu welchem in früheren Zeiten neidvoll aufgeblickt worden ist.





Achtundzwanzigstes Kapitel.

Madame Susi politisiert.

Nachdem ich wie ein alter Sozialpolitiker über Arbeit und Kapital dahergeredet und überhaupt schon so viele Abhandlungen über politisch-national-ökonomisch-wissenschaftlich-philosophische Gegenstände auf dem Gewissen habe, und doch weder durch Stellung, noch Studien, noch Weisheit berufen bin, über derlei Dinge maßgebende Ansichten zu äußern, so drängt es mich wieder einmal, dir zu versichern, geehrter Ego von einst, daß ich durchaus keine Katheder-Ansprüche hege. Du könntest mich sonst wirklich noch im Verdachte haben, ich hätte mir plötzlich eingebildet, ein Patent auf die Universalerklärung der Weltprobleme erwerben zu können. Es sollte mir leid tun, wenn du mich so verkennen und darum auslachen würdest.

Es ist schon einmal so der Strom der Zeit, der uns alle hinreißt, über alles mitzureden — du wirst es wahrscheinlich auch nicht besser machen. Daran sind wohl zumeist die Zeitungen schuld. Diese bringen einem täglich das Spiegelbild des ganz öffentlichen Lebens ins Haus und so lernt man sich für alles interessieren. Die Schlagworte sämtlicher Parteien und Schulen schlagen so

oft an den Geist an, bis sie eine Spur zurücklassen oder gar sich darin einnisten und Junge ausbrüten. Daß da mitunter schreckliche Mißgeburten zum Vorschein kommen, das ist gewiß.

Manchmal teilt mir Madame Susi — welche regelmäßig meine Zeitungen liest — ihre Betrachtungen über die Tagesfragen mit, und da bekomme ich die sonderbarsten Dinge zu hören. Am liebsten behandelt sie die Eventualitäten der verschiedenen europäischen Bündnisse und Kriegführungen. Sie nennt das: politisieren. Dabei jongliert sie mit den fraglichen Mächten herum, daß es ein Vergnügen ist: „Ich glaube der Russe wird gegen den Deutschen gehen; aber da wird der Franzos mithalten und wenn der Engländer neutral bleibt, dann wird der Österreicher vielleicht mit dem Preußen gehen — aber dann fällt natürlich der Italiener über uns her, und der Ungar wird wieder mit dem Türken kokettieren" — „Sie können recht haben, Madame Susi," sage ich aufmunternd, „aber ich meine, in dem Falle würde vielleicht der Spanier mit dem Schweden gehen — und so das Gleichgewicht wieder herstellen." Ich weiß nämlich, daß das „europäische Gleichgewicht" eine von Madame Susis Lieblingsangelegenheiten ist: das Brett mit den Kaffeeschalen ist ihr neulich einmal bei einer heftigen Erörterung über diesen Gegenstand aus den Händen gefallen.

Soeben höre ich das bekannte Schlüsselgeklapper im Flur . . . „Wenn man vom Wolfe spricht . . ." Es ist Madame Susi, welche mir, wie allabendlich, den für morgen geplanten Küchenzettel vorlegen wird, und die Beratung kann nun beginnen: gebratenes Rebhuhn oder polnische Ochsenzunge?? — Beides hat seine Reize. Aber heute will ich die brave Frau Susi von den Wirtschaftsgesprächen ablenken und sie verleiten zu „politisieren".

Nachdem also das morgige Menü-Dilemma mit

Kalbskoteletten — welche auch nicht ohne Reize sind — glücklich gelöst war und Frau Susi sich entfernen wollte, rief ich sie zurück:

„Hier sind auch wieder Zeitungen für Sie, Frau Susi, nehmen Sie . . .“

„Ah, ich danke schön, gnädiger Herr — ich bin schon neugierig auf die telegraphischen Telegramme. Es wird jetzt bald losgehen.“

„Was wird losgehen?“

„Der Krieg, gnädiger Herr . . . es ist ja schon so finster am politischen Horizontenhimmel — der Russ' gibt keine Ruh' und der Engländer, der ist schlau . . .“

„Ja, schlau ist er allerdings — bitte setzen Sie sich dort zum Kamin und plaudern wir ein wenig — Sie glauben also, es käme bald zu einem Kriege?“

„Ja, gnädiger Herr, da ist gar kein Zweifel. Ich wart' schon alle Tage auf das Ultimaterum. Und Sie werden sehen, wie das kommen wird . . . Ich hab' zum Voraussagen von so Sachen ein eigenes Talent; mein Neffe, der in einer Ministeriumskanzlei Koptist war und sich darum in den diplomatischen Finessen sehr gut auskennt, der sagt immer, wenn man in einer Gesellschaft zu politisieren angefangen hat, „da muß man die Tante Susi fragen“. — Also Sie werden sehen: wenn Rußland Schläge kriegt, dann wird der Bismarck Polen annektieren; und Österreich, wenn es mit Preußen alliiert war, wird sich in der Türkei ausbreiten. Wenn aber Deutschland Schläge kriegt und Frankreich mit Italien zusammenhält, oder wenn England noch in Vorderindien Truppen aufstellt, oder aber wenn die Türkei mit dem ägyptischen Vice-Khediv in das Schwarze Meer flotte Schiffe schickt, so kann nachher —“

„Das wäre alles recht, recht traurig,“ unterbreche ich diese lebhafte Eventualitätenschilderung, „ich bin kein Freund von Kriegen, liebe Madame Susi . . .“

„Nicht? Nun, das wundert mich — der gnädige Herr waren ja selbst einmal Offizier — und das ist doch der schönste Stand . . . Dann sind die Zeitungen noch einmal so interessant, wenn es irgendwo eine Rauferei gibt — und wie könnte man überhaupt noch politisieren ohne Kriege? Sehen Sie, gnädiger Herr, das hat der liebe Gott schon so weise eingerichtet, sonst gäbe es zu viele Menschen auf der Welt . . . und was wäre auch in der Stadt für ein Leben ohne Militärmusik?"

„Das ist alles sehr wahr und richtig, aber man hat schon so seine Antipathien. Wenn auch nicht mit den Waffen, so werden unter uns Menschen immer genug interessante Kriege geführt mit Worten und Meinungen."

„Ach, Sie wollen sagen, das Hinundhergerede in den Parlamentern? Das bring' ich, aufrichtig gestanden, nie recht hinunter . . . ich les' es zwar auch, weil ich mir vorgenommen habe, alles zu lesen, was in den Zeitungen steht, — aber es ist doch recht langweilig. Wenn der eine Herr Abgeordnete den anderen ein paar Grobheiten sagt, was soll denn da das Land dabei für Nutzen ziehen? Zum Schluß entscheiden bei allen Fragen doch nur die Militärs."

„Wie so? Sie meinen, wenn es zu öffentlichen Unruhen oder zum Kriege kommt?"

„Nein, ich meine im Parlament selbst. Wenn die Zentrumsherren und die linken Leute und die rechten Männer stundenlang miteinander gestritten haben, so kommt dann die Entscheidung doch nur von den anwesenden Herren Majoren. Nur begreife ich nicht, warum nicht lieber Generäle dasitzen — denn die Generalität muß denn doch mehr zu sagen haben als die Majorität."

„Aber was sagen Sie dann erst zu der Minorität?" frage ich lächelnd.

„Ich sage, daß man den minorennen jungen Herren gar nicht erlauben sollte, mitzureden."

„Da haben Sie wohl recht. Aber was wollen Sie, es werden auch öfters Unterrichtsfragen debattiert und da sind die eben aus der Schule Getretenen am besten geeignet, darüber zu sprechen. Haben Sie gelesen, wie der Unterrichtsminister in Frankreich . . ."

„Ach, gnädiger Herr, mir ist wirklich leid um das arme Frankreich; weinen könnte ich um die chevaleresken Franzosen . . . einen Bürgerlichen statt eines Kaisers oder Königs . . . Wenn ich denk', daß der Regierer von so einem großen Land nicht einmal eine Krone auf seinem Tafelsilber haben kann!"

„Ach Kronen," sage ich, mehr zu mir selbst als zu Madame Susi — „sind doch nur Symbole. Jedes Haupt, das sich Ruhmeslorbeer erworben hat, ist gekrönt. Vor einem aus Dornen geflochtenen Kranze, auf der blutenden Stirn des Menschensohnes haben sich gar viele Königsdiademe gebeugt. Und ein dicker goldener Zopf um ein schönes, unschuldiges Mädchenhaupt geschlungen — ist das nicht auch eine Krone? . . . Königlichkeiten wird es immer geben, mag man die Welt noch so sehr demokratisieren; den Strahlenglanz wird man niemals löschen, der die Majestäten des Genies, der Güte und der Schönheit krönt! . . . Gute Nacht, Frau Susi . . . es ist schon spät und ich möchte noch ein wenig arbeiten."

„Gute Nacht, gnädiger Herr . . . ich bin also so frei und nehme die Zeitungen. Gewiß finde ich wieder Anzeichen, daß es nächstens losgehen wird. Der Russe wird anfangen, aber der Engländer der ist schlau . . ."

„Sehr schlau, Madame Susi. Also vergessen Sie nicht: Kartoffelsalat zu den Kalbskoteletten!"





Neunundzwanzigstes Kapitel.

Phlogiston-Theorien. — Charaktere.

Ich will noch von Gott sprechen, von Religion und Glauben. Doch ehe ich an diese höchsten Fragen gehe, muß ich noch Umschau halten, ob mir nichts anderes zu betrachten bleibt.

Ich bin mir noch einer ganzen Anzahl von Fragen und Problemen bewußt, die mir beim Feuerschüren, beim Bücherlesen und beim Schlafengehen im Kopfe schwirren. Die sollte ich doch versuchen herbeizurufen, ein wenig festzuhalten und zu untersuchen. Nicht daß ich glaubte, zu den Fragen und Problemen auch die Antworten stellen zu können — aber es ist dabei schon gewonnen, wenn man nur die Richtigstellung, die deutliche Formulierung einer Frage erreicht. Ach, die Ideenkonfusion — wer uns davon befreite!! Unsere Begriffe sind noch alle so furchtbar untereinander geworfen. Ursache und Wirkung werden verwechselt; Ursprung und Folge, Wesenheit und Nebenumstände, Fond und Form, Bedingung und Accidens. Für dasselbe Ding haben wir mehrere Namen und glauben dann, es seien mehrere Dinge; und umgekehrt — für mehrere Dinge haben wir mitunter nur e i n Wort und glauben dann, es sei nur ein Ding. Und was noch

ärger ist: für die Sprößlinge des Irrtums, für die sogenannten Hirngespinste, für addierte Nullen, für illusionsgewobene Nichtse haben wir auch Worte. Und dann wird solch ein Wort als Ding behandelt und bändelange Abhandlungen darüber geschrieben, und seine Konsequenzen schleichen sich mit allen ihren wesentlichen Irrtümern, Nullen und Illusionen in das ganze umgebende Gedankengebiet hinein.

Zum Beispiel der Begriff: Teufel. Die Ausgeburt einer ängstlichen Phantasie — das Schreckbild der noch in der Kindheit befindlichen, vor unverstandenen Naturphänomenen zitternden Menschheit — wurde mit einem Namen versehen, und das Unding hat jahrhundertelang sein Unwesen getrieben und ist noch lange nicht ausgerottet. Dieses Beispiel würde sogar noch heute vielen Leuten nicht erläuternd erscheinen, weil sie meinen, daß „Teufel" nicht nur ein Wort, sondern wirklich ein Ding sei. (Ein Ding noch dazu, von welchem ich nach ihrer Meinung, zwischen Parenthesen, verdiente, geholt zu werden.) — Also ein anderes Beispiel: Nehmen wir das Wort „Phlogiston". So nannten die Physiker der alten Schule — ehe Lavoisier die Theorie umstieß, einen vermeintlichen, allen brennbaren Körpern innewohnenden Stoff, welcher, wenn entzündet, das Flammenphänomen erzeugen sollte. Durch diesen Namen wurde der Zustand eines Dinges zu einer dem Dinge innewohnenden wesentlichen Eigenheit erhoben. Und, wie die moderne Physik lehrt, irrtümlich, denn Brennen ist nicht die sichtbar gewordene Äußerung eines früher im Körper verborgenen „Phlogistons", sondern einfach eine Bewegungsform der Materie. — Ist der Geist, der im neugeborenen Kinde glimmt, im denkenden Menschen brennt und im Poeten lodert, nicht auch solch ein Feuerphänomen — und ist der Glaube, daß dieser Brennstoff selbständig, nach dem Erlöschen der sichtbaren Flamme fortbesteht — die

Seelenunsterblichkeitstheorie — nicht auch ein Phlogistonglaube? . . . Ich frage nur. Eine andere Frage: Die sogenannte „Nationalität“, diese den Völkern inhärent sein sollende Wesenheit, die sich in den nationalen Typen und Charakteren äußern soll . . . ist das nicht etwa auch nur Phlogiston?? Ach, was sich alles fragen ließe! Aber dann heißt es: „Wozu das eitel Fragen?“ — Nein; von den Antworten sind die meisten eitel, nicht von den Fragen. Wissen wollen ist niemals eitel; zugestehen, daß man etwas nicht weiß, ist — auch im andern Sinne des Wortes — nicht eitel.

Von was sprachen wir? — Ach ja, von verwechselten Begriffen: von untereinander geworfenen Urteilen. Lustiges Thema. Da wäre es ja gar nicht schwer, dabei umzuschnappen. Warum soll ich mich denn damit quälen, über die Irrtümer anderer Leute nachzudenken — als ob ich an den meinen nicht genug zu tragen hätte! — Und was habe ich mir da überhaupt für eine Aufgabe gestellt: Umschau halten im Hirnkästchen und alles aufzeichnen, was noch an unausgedrückten Gedanken und Problemen drin ist. Danke schönstens; das ist auch leichter gesagt als getan. Wenn man ein bestimmtes abgegrenztes Feld nimmt und sich sagt: Dadrüber wollen wir abhandeln — dann geht's. Man holt einfach das betreffende Ideenkokon hervor und wickelt — oder wie es in diesem Falle heißt: — handelt ab. Aber mit dem Freiherumfliegen in dem ganzen Denkuniversum, da kommt nichts Schreibbares und nichts Lesbares — da kommen nur gestaltlose Phantasien zum Vorschein, wie sie zum Feuerschüren passen. Geh' einmal hinaus ins Freie, drehe rasch ein kleines Spiegelchen im Kreise und versuche dann einmal, alles was sich darin spiegelt, nachzuzeichnen. — — „Was? . . . den Kirchturm, die Bäume, den Brunnen, die Sonne, den rieselnden Bach, die eilenden Wolken — das geht ja nicht . . . Wie könnte ich das alles zeichnen

und wo soll ich anfangen?" Du kannst nicht? Also mute mir auch nicht zu, daß ich die Reflexe kopiere, die mein schwacher Geist von der ganzen großen, ihn umgebenden Welt zurückstrahlt. Halten wir das Spiegelchen nach einer bestimmten Richtung fest, vielleicht läßt sich dann das abgegrenzte kleine Bild annähernd nachzeichnen ... aber nur nicht so herumdrehen!

Sprechen wir von Charakteren.

Die Summe unterscheidender Merkmale, die uns an Menschen, Völkern, Pflanzen, Tieren u. s. w. auffallen, nennen wir Charaktere. Ganz besonders wird mit diesem Namen die moralische Beschaffenheit, die geistige Eigenheit der Leute bezeichnet. In diesem Sinne wird der Charakter auch oft als eine Art Phlogistons aufgefaßt. Man denkt sich denselben nicht mehr als die summierte Resultante der von tausend Einwirkungen abhängigen Geistesformation, sondern als die präexistierende Triebkraft, aus welcher die betreffende Formation entstand. Durch diese Auffassung verdreht man die ganze Frage. Man hat das Zusammentreffen gewisser äußerlicher Merkmale, gewisser auffallender Erscheinungen als ein Totalbild wahrgenommen; dasselbe mit einem Charakternamen versehen; und nun glaubt man, dieser Charakter sei ein gewisses selbständiges Ding an sich, ein vorgezeichneter Plan, von welchem die wahrgenommenen Erscheinungen nur die Verwirklichung abgeben. Auf diese Art wird dann der Charakter als Ursache, als Motor, als Faktor betrachtet. Nicht die Gesamtheit böser Neigungen und Handlungen wird z. B. als „böser Charakter" gedacht — sondern man stellt sich die bösen Handlungen und Neigungen als eine bestimmte Folge und Äußerung des „bösen Charakters" vor. Es ist als wäre die Luft mit gewissen Typen gefüllt, und als wären die beobachteten Erscheinungen nur die formgegossene Verwirklichung dieser Typenideale, geradeso wie Gemälde und

Statuen Verwirklichungen der dem Künstler vorschwebenden Einbildungsideale sind.

So aufgefaßt wird der Charakter zu einer Wesenheit, zu einer Art Seelenmitgift, zu einem die Erscheinungen regelnden Prinzip. Da fühlen dann die Leute, daß sie mit einem Charakter geboren worden und sind gar nicht wenig stolz darauf. Sie möchten denselben auch gern genau kennen; darum interessiert es sie höchlich, wenn ihnen aus den Schriftzügen oder aus der Physiognomie oder aus der Schädelbildung oder auch nur aus den Linien der Hand ihr Charakter gedeutet wird. Sie wissen selbst nicht sehr bestimmt, wie das Ding beschaffen ist, aber dies gibt niemand gerne von sich zu und daher hört man so häufig ein entschiedenes „Das ist schon einmal so mein Charakter". Eine Eigenschaft, eine Neigung, die ein Mensch selbst an sich bemerkt, die begrüßt er als eine Offenbarung des eigenen Charakters und indem er sie nun pflegt und festhält, wird sie in der Tat zu einem charakteristischen Zuge. Ein fester, ein g a n z e r Charakter zu sein, das ist der Hauptehrgeiz. Nur keine Charakterlosigkeit! Als ob der mit dem Namen Charakterlosigkeit bezeichnete Typus von schwankenden Neigungen, von unsicheren Meinungen, von wechselnden Gefühlen nicht auch ein Charakter wäre. Mehr oder minder schwanken diese letztgenannten Dinge immer, und da, wo sie relativ beständig auftreten, da ergibt sich als Ganzes ein sogenannter „fester Charakter"; aber es gibt nicht eine besondere Eigenschaft, nicht eine selbständige „Charakterfestigkeit", welche als Grundlage jener Beharrung dient und durch welche dasAusharren der einzelnen Züge bedingt wäre. Und umgekehrt: wenn sich Meinungen und Gefühle verändern, so geschieht das nach Maßgabe ihrer eigenen Unhaltbarkeit, indem sie nämlich auf schwankenden Ursachen beruhten, und obwohl das dadurch gezeigte Totalergebnis ein „schwacher Charakter"

heißt, so war nicht eine besondere „Charakterschwäche" an diesen Schwankungen schuld; — geradeso wie die Temperatur, welche am Barometer durch „veränderlich" markiert wird, von gewissen meteorologischen Einflüssen, von verschiedenen Luftströmungen und nicht von einer leitenden, an sich bestehenden „Wetterveränderlichkeit" hervorgebracht wird.

Es wird wohl niemand in Abrede stellen, daß die menschlichen Charaktere durch Erziehung, durch den Einfluß des Beispiels, durch die Wechselfälle der äußeren Verhältnisse geformt und verändert werden. Aber trotz dieser zugestandenen Biegsamkeit und Abhängigkeit möchte man den Charakter doch gern als etwas an sich Bestimmtes und Bestimmendes gelten lassen, das zwar modifiziert, aber nicht wesentlich umgewechselt werden kann: das je nach seiner innern Beschaffenheit verschiedene Gestalten annimmt, aber im Grunde doch stets gleichwertig ist. Nach dieser Meinung wird ein „guter Charakter" immer gut bleiben, geradeso wie Gold immer Gold bleibt, gleichviel ob es zu Münzen geprägt, zu Schmuck ziseliert oder im Flußsand fortgeschwemmt wird. Hier entsteht aber ein neuer Gedankenkonflikt. Nicht der lebhafteste Vertreter der obenerwähnten Anschauung von der innern Charakterunabhängigkeit kann sich der Vorstellung erwehren, daß der Geistes- und Gefühlszustand jedes Menschen von einer unabsehbaren Masse von äußern Einwirkungen hervorgebracht worden ist; daß, wenn er seine Antezedenzien, seine Erfahrungen, seine Umgebungen wegdenkt, er unfehlbar ganz anders wäre als er ist. Andererseits kann auch wieder der eifrigste Bekenner des Determinismus sich nicht verhehlen, daß der menschliche Charakter durchaus keine tabula rasa ist, auf welcher die Umgebungen immer unfehlbar dieselben Abdrücke lassen — nachdem es doch unzweifelhaft ist, daß z. B. die gleiche Erziehung und die gleichen Erlebnisse bei ver-

schiedenen Kindern in derselben Familie, oder derselben Erziehungsanstalt ganz verschiedene Charakterresultate erzielen; weil ferner die Umstände und Zufälle, welche die Schicksale der Menschen ausmachen, nicht zugleich deren ganzen Charakter bestimmen. Das Genie z. B. kann zwar durch gewisse Umstände zur Ausbildung und zur Äußerung gebracht worden sein, aber diese Umstände sind nicht zugleich die Schöpfer des Genies. Hätte etwa Beethoven niemals Musikunterricht erlangt, so wäre sein Genie nicht an die Oberfläche gelangt, aber man kann nicht behaupten wollen, daß es sich aus dem Unterrichte und seinen sonstigen Lebensumständen entwickelt hat. Es ist also Ursprüngliches, Mitgebrachtes da, welches zwar gewisser Umgebungen und gewisser Umstände bedarf, um sich zu zeigen, welches aber nicht durch diese gemacht werden kann. Natürliche Anlagen, angeborne Leidenschaften, individuelle Geistesfähigkeiten sind nicht wegzuleugnen. Und hier sind scheinbar die Deterministen im Unrecht. Da wird ihrem zerlegenden Denksystem, welches in jedem Ganzen nur das Fazit unendlich vieler Teile sieht, welches in allem Gewordenen nur die notwendige Folge einer unabsehbaren Kette von vorhergegangenen Ursachen sucht, plötzlich Einhalt geboten, indem ihnen etwas Ursprüngliches, für sich Bestehendes, von äußern Einflüssen Unabhängiges — das sich unmöglich absprechen läßt — vor die Augen gehalten wird.

Wenn sich solch ein Widerspruch einstellt, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß uns nur der Schlüssel zur Lösung fehlt, daß aber diese Lösung existiert, denn die Wirklichkeit läßt keine Widersprüche aufrecht.

Und in diesem Falle haben wir auch die Lösung. Einfach so: Das Mitgebrachte, die Naturanlage — das alles ist auch kein Prinzip, kein antezedenzienloses, fertigentstandenes Etwas, sondern gleichfalls das Ergebnis einer in die Ewigkeit zurückreichenden Entwicklungskette

— indem nämlich jede ins Leben mitgebrachte Anlage ein Erbstück ist. Neugeborene sind ja doch nur die Fortsetzung ihrer Eltern. Jeder ursprüngliche Charakterzug ist somit durch alle Erfahrungen und Einwirkungen bedingt, die von der ganzen Ahnenreihe des Individuums empfangen worden sind. Der Widerspruch zwischen ursprünglichem und umgebungsgeformtem Charakter fällt demnach weg, denn immer — ob zur Stunde der Geburt oder im Lauf des Lebens betrachtet, stellt sich die Charakteranlage und die Charakterform nicht nur als Faktor, sondern auch als Fazit, nicht nur als Produzent, sondern auch als Produkt dar. Und so wird das Problem in jene Ewigkeitsfernen zurückgeschoben, wo alle unsere Einsicht nicht hinreicht, wo alles Erklären und Streiten für uns überhaupt aufhören muß.

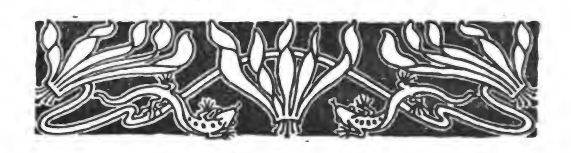
Jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze bringt im Keime die ganze Lebensgeschichte sämtlicher Ahnen mit. Jeder kleine schwarze Birnen- oder Apfelkern, der von einem veredelten Baume stammt, ist ein Archiv, in welchem die interessante Begebenheit eingetragen steht, wie der Gärtner daher kam und das Edelreis in den Vaterstamm okuliert hat; — und nebstbei eine Notiz, was an dem Tage für ein Wetter war . . . und außerdem die historischen Annalen von allem, was vorher geschehen. Freilich ist da eine Ewigkeit in dem Körnchen drin, aber der Natur fällt das nicht schwer; es ist schon so ihre Art, in unsichtbar kleine Pünktchen das Universum einzukapseln.

Dasjenige, was wir also bei jedem Menschen seinen Charakter nennen, ist nicht ein Ding, das sich neben der Angeborenheit — und durch diese allein — bestimmt, entwickelt hat, sondern es ist das jeweilige Ergebnis einer seit jeher tätigen und immer noch fortgesetzten Entwicklung. Daher verändern sich die Charaktere beständig; daher ist nichts Fixes darin zu suchen, weder in der

Anlage — dem sogenannten innern Wesen — noch in einem zukünftigen Bestande — der sogenannten Charakterfestigkeit. Jede neue Erfahrung, jedes gelesene Buch, jeder erlittene Schmerz, jede erlebte Freude und auch jeder materielle Einfluß von Klima, Krankheit, Wohlstand, Elend u. s. w. fügt den Charakter stündlich in neue Form.

Daß in dieser neuen Form von dem bereits Mitgebrachten nichts verloren geht, mag die Täuschung hervorbringen, als bliebe unter all dem Wechsel ein unveränderliches Etwas; — und weil das ursprünglich Vorhandene in den künftigen Folgen notwendig mitwirkt, weil es mit andern Worten Charakter*konsequenzen* gibt, so glaubt man an eine Charakter*konsequenz* und denkt sich darunter eine von jedem zu erstrebende — oder mindestens zu erheuchelnde — Verharrung der einmal erkannten Züge.





Dreißigstes Kapitel.

Der Gottesgedanke. — Glauben, Zweifeln, Wissen und Leugnen. — Die Warnungsstimmen gegen Ungläubigkeit. — Religion und Religionen. — Die aufdämmernde einheitliche Weltanschauung. — Kosmodoxie.

Nun trete ich scheu und ehrfurchtsvoll an das Heiligtum heran. Jeder Mensch trägt wohl im Innersten seiner Seele eine Stelle, an der er dem Gottgedanken opfert — sei dies nun durch ein dogmatisches Credo, durch ein philosophisch geschultes Denksystem oder nur durch ein unerklärtes Ahnen — und diese Stelle ist es, die ich jetzt im eigenen Herzen betrachten will.

Doch hier wird mir das Schreiben schwer. Worte und Begriffe sind gar schwache Mittel zum Ausdruck des Unsagbaren, zum Erfassen des Unbegreiflichen. So wie sich unser schwaches Auge schließt, wenn wir in die Mittagssonne schauen wollen, so verschließt sich auch unser geblendeter Geist, wenn wir ihn bis zum Gottgedanken erheben. Und dennoch, so wie wir im ersten Falle selbst durch das gesenkte Lid den roten Schein der Sonne sehen, so wird auch unser Geist von einem Abglanz jenes Lichtes erhellt, das er nicht zu schauen vermag.

Ich kann, ich *kann* mir ihn nicht denken. Was hilft die Höhensucht: ich kann ja auch nicht fliegen. Ich

kann die Sternenschrift nicht lesen, mit welcher er im unbegrenzten Raume seinen flammenden Namen gezeichnet hat. Und weil wir ihn nicht zu nennen, nicht zu schreiben, nicht zu begreifen wagen, so klagen uns die Leute des Atheismus an. Weil wir mitunter sagen, was Gott nicht ist, so meinen sie, wir hätten ausgesprochen, daß er nicht ist. Gerade solche, die den Gottheitsbegriff so hoch stellen, daß sie ihn über jeden menschlichen Ausdruck erhaben denken, gelten als die ärgsten Gottesleugner. So steht Voltaire im Rufe des lästerndsten aller Zweifler und doch hat er gesagt: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer." Und er war es wieder, Voltaire, der in folgenden Versen Spinoza des Gotteszweifels beschuldigt:

Alors un petit Juif, au long nez, au teint blême
Pauvre mais satisfait, pensif et retiré
Esprit subtil et creux, moins lu que célébré,
Caché sous le manteau des Descartes, son maître
Marchant à pas comptés, s'approcha du grand Être:
Pardonnez-moi, lui dit-il, en parlant tout bas,
Mais je crois, entre nous, que vous n'existez pas.

(In den Mantel Cartesius', seines Meisters gehüllt,
Tritt er gemessenen Schrittes vor die Gottheit hin:
Ich hoffe — spricht er leise — du verzeihst,
Doch, unter uns gesagt, ich glaub' nicht, daß du seist.)

Damit geschah auch Spinoza Unrecht. Dieser, weit entfernt das Dasein Gottes zu leugnen, hat vielmehr die ganze Welt als dieses Dasein aufgefaßt; Gott — dessen Erkenntnis ihm als die höchste menschliche Tugend erschien — war ihm die immanente Ursache alles dessen, was ist und geschieht, und das Universum hat er Gottes Selbstdarstellung genannt.

Die erhabensten Definitionen der Gottheit sind jedenfalls in den Werken derer zu finden, die bei den Ortho-

boren Gottesleugner heißen. Nicht „Vater“, „Hirt“, „König“, „Herr der Heerscharen“, noch sonstige menschliche Benennungen sind da angewendet, sondern die höchsten Abstraktionen: „Die Einheit aller Unendlichkeiten“, sagt derselbe Spinoza; Erneste Renan schreibt: „Nein, den ewigen Gott hat niemand von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er ist die Tugend des tugendhaften Menschen, er ist das Genie des genialen. Dank ihm gibt es nichts Unfruchtbares auf der Welt — dank ihm bringt jede Welt hervor, was in ihrem Schoße enthalten ist. Es ist der immer stärker werdende Atem alles Daseins.“

Wenn die Denkenden zu den Glaubenden sagen: Nicht so, wie ihr sie euch vorstellt, kann die Gottheit beschaffen sein — so erhebt sich gleich jener allgemeine Schreckensaufschrei, als enthielte jede über dieses Thema geäußerte negative Meinung eine zerstörende Gewalt, eine gottesvermindernde Gefahr. Welche Autorität besitzt überhaupt menschliches Glauben und menschliches Zweifeln solch einem übermenschlichen Begriffe gegenüber? Glaubt der Blinde an die Purpurfarbe oder zweifelt er daran? Bekennt sich der Taube zur Musik — würdigt ein zweijähriges Kind Kants Kritik der reinen Vernunft? Und ebensoweit hinaus über des weisesten Menschen Denken und Fassen muß doch das Göttliche liegen. Also nicht Stolz, nicht Vermessenheit, nicht satanische Hoffart ist es, wenn man von Gott spricht, „ich kann ihn nicht denken,“ sondern Demut, tiefe, aufrichtige, wahre Demut.

Aber so schwach auch unser Geistesflämmchen flackert im Vergleiche zu jenem Urherd der Wahrheit, so ist es doch ein Funke desselben Lichts und so hat sich der Gedanke doch zu zwei übermenschlich hohen Begriffen emporgeschwungen: Ewigkeit, Vollkommenheit. Diese beiden personifiziert — das ist Gott. Aber wer vermag es, diese Begriffe aus- und durchzudenken? Niemand, es ist unmöglich. Darum ist so Unvollkommenes, so Un-

ewiges entstanden, da, wo die menschliche Einbildung jene Attribute an der gedachten Gottheit im einzelnen zu erklären suchte. Zwar sagt der Glaube: Gott ist vollkommen, aber die Dogmatik fügt diesem Satze so viele Definationen hinzu, von welchen die einen die andern aufheben und dadurch stellen sich die schreiendsten Widersprüche ein, wie z. B. Allgüte und Höllenstrafverhängung; Einheit und Dreifaltigkeit; Allweisheit und stete Unzufriedenheit am eigenen Werke; höchste Seligkeit und fortwährendes Gekränktsein über menschliche Sündbeleidigungen; Anfang- und Endlosigkeit im grenzenlosen All und dabei als Mittelpunkt die zeitlichen Schöpfungs-, Erlösungs- und Jüngste-Tagschicksale des Sandkörnchens Erde; untrügliche Voraussicht des Zukommenden, mit anderm Namen „ewige Vorsehung" und dabei ein stetes Sichbestimmenlassen durch menschliches Handeln und Beten. Zürnen, Grollen, Rächen, Prüfen, in Versuchung führen, sich selbst als Buße zur eigenen Genugtuung opfern; — Lieblinge vor den eigenen Schlägen schützen; die vom eigenen Fluch Beladenen verfolgen; die Schlachten und das Wetter lenken; Millionen Seelen verdammen; das Strafbare erlauben, mithin das Erlaubte strafen . . . das wären also die Taten, mit welchen manche Gläubigen das ewige und vollkommene Gottesleben ausgefüllt denken und an welchen zu zweifeln für Lästerung gelten soll?!

Hier rettet auch nur die Demut. Solche, die alle diese Widersprüche gelten lassen, tun es, weil sie nicht darüber nachzudenken wagen. Sie fühlen in scheuer Andacht, daß ihr Geist das Wesen Gottes nicht zu fassen vermag und so nehmen sie ungeprüft, ehrfurchtsvoll, fraglos fromm die Dogmen hin, welche ihnen höhere Geister — die sie für gotterleuchtet halten — überliefert haben. Vor solcher Andacht, wo sie aufrichtig in einem gottessehnenden Menschenherzen wohnt, laßt uns in Achtung und Rührung uns verneigen. Im Zweifel an menschlicher

Erfassung der Gottesgröße treffen die Gläubigen und die Freidenkenden zusammen. Der Unterschied besteht nur darin, ob sich dieser Zweifel vor oder nach der Prüfung des überlieferten Glaubensstoffes einstellt.

Diejenigen jedoch, die nicht den Mut, nicht die Kraft oder nicht den Willen zu dieser Prüfung haben, sollten nicht die Anschauungen des Zweiflers schmähen, der sich in einem Gedankenkreise bewegt, in welchem sie ihm nicht gefolgt sind.

Ein Vorwurf ist es besonders, ein bitterer, anklageschwerer, den die Orthodoxen dem Verkünder des freien Gedankens allenthalben, in unzähligen Phrasenvariationen zuschleudern: „Du willst uns unser Liebstes rauben; du willst unser Heiligtum zerstören; — aus Bosheit, aus Eitelkeit, aus geistiger Großsprecherei willst du an dem höchsten Gute der Menschheit, an der Religion, rütteln, uneingedenk der Gefahren, — des drohenden Verderbens, das dein Beginnen über die ganze Welt heraufbeschwört. Wenn du schon das Unglück hast, Zweifel zu hegen, so verschweige sie. Wenn du unseres herrlichsten Trostes beraubt bist, so versuche nicht auch, ihn uns zu rauben. Wo du nicht hinbauen kannst, dort reiße nichts nieder. Verhülle deine Apostasie, wenn nicht aus Scham, so doch aus Mitleid!"

Es ist schwer sich zu verteidigen, wenn man weiß, daß man von vornherein für boshaft, eitel und großsprecherisch gilt; wenn man fürchten muß, daß jedes Wort, das man zur Erklärung seiner Meinung vorbringen kann, zu neuen Beschuldigungen Anlaß geben wird; wenn man überhaupt nicht nur seine Meinung selbst, sondern auch das Recht, dieselbe zu hegen und zu äußern, vertreten soll. Dennoch will ich hier versuchen, dieses Plaidoyer zu führen. Nicht um Andersdenkende zu meinen Ansichten zu gewinnen, denn ich glaube nicht an die Möglichkeit, durch die rhetorische Ge-

walt einer einzelnen Rede — und wäre sie von hundert Demosthenes-Kraft, umsoweniger also durch mein schwaches Wort — eingewurzelte Meinungen in ihr Gegenteil umzuschlagen. Aber ich möchte mir selbst Rechenschaft darüber geben, aus welchen Gründen die oben angeführten Vorwürfe mir stets so unverdient erscheinen.

Vor allem will ich — nicht das Zweifelhafte, nicht das Bezweifelte, sondern den Zweifelbegriff selbst ins Auge fassen. Ohne dem spanischen Dichter beizustimmen, der den Zweifel das sicherste aller Dinge nennt:

De las cosas mas seguras
La mas segura es dudar

möchte ich ihn doch zu den sichersten unsrer Rechte zählen. Für wahr halten oder nicht für wahr halten, ist eine Funktion des Verstandes, welche sich unmöglich nach fremdem, ja nicht einmal nach dem eigenen Willen richten kann, sondern welche lediglich von der dargebotenen Evidenz abhängt — geradeso, wie das Sehen und Nichtsehen des Sonnenlichts nicht dem persönlichen Entschlusse folgt, sondern allein von der Anwesenheit oder Abwesenheit des Lichts und von der Beschaffenheit des Gesichtssinnes bedingt ist. Da, wo ich Licht sehe, kann ich mich mit aller Gewalt nicht zwingen, es mit offenen Augen *nicht* zu sehen, und umgekehrt: wo ich nichts sehe, wird keine noch so heftige Anstrengung der Sehnerven mich zum Sehen bringen. Das geistige Auge verhält sich zur Wahrheit genau so, wie das körperliche zum Lichtstrahl. Wille, Absicht, Wunsch, Gehorsam — diese Dinge sind alle bei der Wahrnehmung nicht tätig, daher fällt von der letzteren das persönliche Verdienst oder die persönliche Schuld weg. Sehen kann man nur das Beleuchtete — für wahr halten nur das Evidente. (Der Sprachgebrauch — dieser unbewußte Philosoph — hat da auch wieder für das Wahrscheinen einer Sache

das Wort „einleuchten" getroffen.) Wenn ein Mensch dasjenige glaubt, was ihm ein andrer zu glauben befiehlt und sich daher auf den Gehorsam seines Glaubens etwas zu gute rechnet, vorgebend, er hätte hierin auf die Evidenz verzichtet, so hat er vergessen, daß sein Fürwahrhalten durchaus nicht der eigenen Willenskraft entsprang, sondern daß demselben die Überzeugung vorausgegangen war, daß sein Unterweiser im Besitze der Wahrheit sei. Diese Überzeugung, die ebenfalls auf einem vorhergegangenen, selbständigen Vernunftbeschluß beruht, hat in dem Falle als Evidenz gedient.

Das populäre Sprichwort, welches sagt: „Glauben heißt nichts wissen," irrt — denn das wäre ein schwacher, ja gar kein Glaube, der sich dem Wissen nicht ebenbürtig fühlte. Das hypothetische Glauben, nämlich die Voraussetzung, das Fürmöglichhalten eines Dinges ist wieder etwas ganz anderes und würde besser Vermutung heißen; aber der richtige Glaube ist dem Wissen insofern analog, daß beide ein überzeugtes Fürwahrhalten bedeuten. Gewöhnlich braucht man das Wort „wissen" für das Fürwahrhalten einer Tatsache, deren Evidenz selbstredend ist und nicht auf der Evidenz einer vorhergegangenen Tatsache beruht; „glauben" hingegen wird das Fürwahrhalten derjenigen Dinge genannt, die nicht an sich unmittelbar nachweisbar erscheinen, die aber aus einer vorheraufgefaßten, selbstevidenten Wahrheit folgen. Wenn ich dem Eide eines Ehrenmannes vollkommenen Glauben schenke, so habe ich dabei das von ihm beschworene Objekt nicht erst auf seine Richtigkeit geprüft, denn da ich weiß, daß der Eid von einem Ehrenmanne kommt, so ist mir das Beeidete ebenso gewiß, wie meine Überzeugung von der Ehrenhaftigkeit des Eidleistenden. Obwohl nun aber in diesem Falle meine Überzeugung sich ebenso stark fühlte, als wäre sie „Wissen", so kann ich sie doch nur „Glauben" nennen, weil sie als zweites

Glied in meiner Folgerungskette erscheint. Oder vielmehr als drittes, viertes Glied; denn die Kenntnis von der Ehrenhaftigkeit des Betreffenden kann auch nur durch vorausgegangene Schlüsse gewonnen worden sein. So reiht sich ein Glied an das andere, die Überzeugung auf einander übertragend, ohne daß das Fürwahrhalten durch diese Weiterleitung etwas von seiner Stärke einbüßte. Jedes Gewußte birgt eine unabsehbare und ungeschwächte Reihe von Zuglaubenden in sich. Und es gibt nichts Geglaubtes, das nicht — wenn man die Gedankenkette nur richtig zurückverfolgt — auf irgend etwas Gewußtem gestützt befunden würde. Daß dieses grundlegende Wissen auf Irrtum, auf Täuschung beruhen kann — je nach der fehlerhaften Disposition des Auffassenden — das versteht sich von selbst. Wenn daher in einem Geiste ein Satz als selbstevident angenommen wird, der falsch ist, so entsteht daraus eine ganze Kette von Glaubenssätzen, welche als Folge des ersten Gliedes zwar berechtigt und unumstößlich, an sich aber ebenso falsch und unberechtigt sind, wie jenes erste Glied.

Die wenigsten unserer Überzeugungen, Anschauungen u. s. w. sind solche erste, auf sich beruhende Evidenzen; gewöhnlich denken und erfassen wir mit den gewonnenen Folgerungen. Je weiter sich nun das Geglaubte in seiner Gedankenfolgenreihe von dem Erstgenannten entfernt, desto schwerer wird es, jene Folge wieder zurückzudenken, und so geschieht es, daß man dieselbe übersieht und den scheinbar selbständig dastehenden Glauben für eine Tugend oder für eine Gnadengabe hält. Gewöhnlich wird der ganze Prozeß vergessen, welchen das Glauben durchgemacht, seit es sich von dem Evidenten, „Einleuchtenden" losgelöst hat. Der menschliche Geist hat die Eigenheit, daß, wenn er eine Formel gefunden, er mit ihr weiter operiert und nicht mehr durchdenkt, wie sich dieses Denkwerkzeug gebildet hat. Zumeist fällt bei gläubigen Menschen jene

Formelbildung in ihrer Kindheit zurück. Damals schien ihnen einleuchtend, daß ihre Unterweiser im Besitze aller Wahrheit seien, und mit dieser einen Sicherheit, die ihnen damals ein „Wissen" brachte, war der Grund zu allen folgenden Glaubensüberzeugungen gelegt. Das bewußte Wissen, über dessen Berechtigung man sich nämlich Rechenschaft gibt, geht allmählich in eine nicht mehr durchdachte, sondern vielmehr empfundene Sicherheit über und dieses gefühlte Wissen heißt dann Glaube.

Daß die beiden genannten Fürwahrhaltungen keine Gegensätze sind, sondern ineinandergreifen, kann ferner aus dem Umstande erhellen, daß man bei manchen seiner Überzeugungen schwankt, welches von den beiden Worten man wählen soll und oft eins für das andere gebraucht. Zum Beispiel sagen wir alle, daß wir wissen, die Erde drehe sich um die Sonne. Und doch möchte ich behaupten, daß die meisten unter uns dies nur glauben. Wir haben nämlich selbst nicht nachgerechnet, nicht entdeckt, nicht die Beweise gefunden und gesehen, daß die Erde sich bewege; aber wir haben aus andern, mit der Erdbewegung gar nicht direkt verbundenen Gründen die Überzeugung gewonnen, daß der Stand der astronomischen Kenntnisse so beschaffen ist, daß deren Ergebnisse auf mathematischer Sicherheit beruhen; wir wissen, daß solche Lehren, wie die genannte, von tausend Tatsachen bestätigt werden; kurz; wir wissen, daß sie glaubwürdig sind, aber wir wissen nicht, daß sie sind — obwohl wir uns fälschlich so ausdrücken. So geht es uns mit den meisten unserer Kenntnisse: was die Chemiker von ihren Experimenten mitteilen, das glauben wir, weil wir wissen, daß wir täglich dieselben Experimente versuchen könnten; wenn wir nicht selbst in Amerika gewesen, so glauben wir nur, daß New-York die größte Stadt der Vereinigten Staaten ist — wir haben aber so guten und festen Grund, es zu glauben, daß wir das

Wort „wissen" dafür gebrauchen. Bei dergleichen abgeleiteten Fürwahrhaltungen sind die Beweisgründe sozusagen immer gegenwärtig; man ist immer bereit, die vollständige Evidenzkette durchzudenken und darum nennen wir unsere wissenschaftlichen Kenntnisse — obgleich sie meist auch nur als zweite Glieder erscheinen — dennoch schlechtweg Wissen. Da, wo man aber die Gründe für seinen Glauben nicht mehr erklären kann, oder wo man dieselben nicht einmal aufsuchen will, da können die beiden Ausdrücke nicht mehr verwechselt werden und man muß — obwohl das Überzeugungsgefühl ein gleich starkes sein mag — nicht mehr sagen „ich weiß", sondern „ich glaube".

Für die geistige Trägheit ist dieser Zustand der Überzeugung, wo dieselbe in eine rechenschaftslose Empfindung übergegangen ist, jedenfalls ein bequemer. Es fordert kein weiteres Überdenken, sondern nur ein inbrünstiges Wiederholen und Bekräftigen der einst — man weiß nicht mehr wie — gewonnenen Fürwahrhaltung. Daß dieses beharrliche Festhalten wie eine Tugend erscheint, kommt daher, weil es doch oft einige Überwindung, ja mitunter einen schweren Kampf kostet, die Untersuchung und die aufsteigenden Vernunfteinwendungen von dem Glaubensobjekte abzuwehren. Man hat vergessen, daß dieser selbe Glaube — dessen Berechtigung zu prüfen man für eine Sünde hält — doch nur aus einer einmal genügend scheinenden Evidenz gewonnen wurde; daß er aus einem Urteil hervorgegangen, daß er mithin unter allen Umständen ein Kind des Verstandes ist; und nun hält man diesen seinen Ahnen für ein feindliches, seinem Wesen entgegengesetztes Prinzip. Der Gefühl gewordene Vernunftschluß hat nun seinen Sitz im Herzen; er glaubt, daß er im Herzen, wo er großgezogen, auch geboren worden sei, und daß er den Verstand bekämpfen müsse. Ineinandergeschmolzene, unanalysierte Gedanken, die in

ihrer Verbindung ein Gefühl ergeben, sind darum doch nur Gedanken — und das Wort „Herz“, welches die Summe der Gefühle bedeutet — wird zu einem vagen, verwirrenden Begriffe, wenn man ihm einen dualistischen Sinn unterlegt, wenn man das Herz als vom Geiste unabhängig, ja sogar als demselben entgegengesetzt hinstellen will.

Nachdem also der Glaube als Tugend aufgefaßt wird — obwohl nicht er selbst, sondern nur die in seinem Dienste sich betätigende Tugend der Selbstüberwindung, der Beständigkeit, des Opfermutes und dergl. diesen Namen verdient; nachdem ferner der Zweifel gewöhnlich als der diametrale Gegensatz des Glaubens betrachtet wird, so folgt daraus, daß er ein Laster sei.

Um den Zweifel zu rechtfertigen, sehen wir zu, wie er sich in Wirklichkeit zum Glauben verhält. Das Erkennen, daß eine Sache unwahr ist, ist für den Geist dasselbe, was für das Auge die Empfindung, daß es von keinem Licht getroffen wird. „Dies ist falsch,“ denkt der Geist — „dies ist finster,“ fühlt das Auge. Auch hier ist das Nichtwahrnehmen — ob physisch oder geistig — nicht von der Absicht, vom guten oder bösen Willen abhängig, sondern einfach von dem Zeugnis der Sinneswerkzeuge in dem einen, und vom Zeugnis der Vernunft im andern Falle. Nichtglauben beruht in erster Linie auch auf einer Evidenz, nämlich auf der Evidenz, daß eine Sache nicht ist. Die Auffassung vom Sein und Nichtsein ist, da sie sich dem Geiste aufzwingt, nicht verdienstlich und nicht verbrecherisch. Alles, was weiter oben vom Glauben gesagt worden, der vom Wissen abgeleitet ist, könnte auch vom Zweifel gesagt werden, der als zweites Glied der Negation erscheint.

Versuchen wir einmal die beiden Denkweisen einander gegenüberzustellen:

Die Formen des Glaubens — Die Formen des Zweifels

Wissen Glauben Vermuten	daß eine Sache ist.	Leugnen Zweifeln Bezweifeln	daß eine Sache ist.

Wenn man an Stelle der bejahenden Form des Nachsatzes die verneinende setzt („daß eine Sache nicht ist"), so werden die beiden Vorderbegriffe in ihr umgewandelt: Wissen, daß eine Sache nicht ist, ist mit Leugnen gleichbedeutend; und umgekehrt: leugnen, daß eine Sache nicht ist, ist mit wissen synonym. Daraus geht hervor, daß es hier nicht zwei grundverschiedene Prinzipien gibt, sondern daß es sich in beiden Fällen immer um ein und denselben Vernunftvorgang handelt, welcher nur, wie alles auf dieser Welt, in positiver oder negativer Form ausgedrückt werden kann. „Wären die im täglichen Gebrauche stehenden Worte so scharf definiert, wie die Worte „Winkel" und „Viereck" — sagt Diderot in seinem „Plan d'une universite" — so bliebe wenig Streit und wenig Irrtum unter den Menschen."

Die Begriffsverwirrung, welche in der verwickelten Glaubens- und Zweifelsfrage herrscht, wird dadurch noch verwickelter, daß ein dritter Zustand des urteilenden Geistes, der von den beiden genannten Gedankenformen gleich weit entfernt ist, durch den Sprachgebrauch ebenfalls mit dem Namen „Zweifel" bezeichnet wird. Das ist nämlich der Zustand des Schwankens, des Unentschiedenseins, ob eine Sache sei oder nicht. Dies ist eigentlich jene bittere, quälende, zu bekämpfende, mitunter unglücklich machende Empfindung, welche dem Gläubigen vorschwebt, wenn er den Ungläubigen anklagt und bedauert. Weil dasselbe Wort, welches den Gegensatz des Glaubens ausdrückt, zugleich die peinliche Schwankung zwischen den beiden entschiedenen Urteilsformen bedeutet, so werden alle mit dem Schwankungsbegriffe verbundenen Attribute in den Kreis des Zweifelgeistes mit eingeschlossen. Wieder

ein Beleg für Diderots Ausspruch — denn wäre der Begriff Zweifel im Sinne der Unentschiedenheit, im Sinne des Kampfes zweier Meinungen, scharf definiert, und mit einem eigenen Namen versehen, so könnten seine Konsequenzen nicht einem gleichnamigen, aber ganz verschiedenen Begriffe aufgebürdet werden. Von jenen eingangs zitierten Anschuldigungen fiele die Phrase weg: „Wenn ihr schon das Unglück habt, Zweifel zu hegen, so verschweiget sie.“ Denn die Unglaubenden könnten erwidern, daß jenes unglückliche Zweifeln nicht ihr Fall sei. Dieses entsteht, wenn gegen einen teuren, alles Sehnen und Hoffen umfassenden Glauben, dessen erste Evidenz uns nicht mehr einleuchtet, irgend eine andere, später eingeleuchtete Wahrheit widersprechend auftritt. Das gibt freilich einen schmerzlichen Kampf — der jedoch häufiger in Klosterzellen als unter freidenkenden Menschen vorkommt. Das eigentliche Gegenteil von Glauben, nämlich Nichtglauben, ist kein streitendes, sondern ein ruhiges, passives Verhalten der Vernunft. „Soll ich glauben oder nicht?“ „Ist dies wahr oder falsch,“ das mögen freilich aufregende Fragen sein, besonders wenn es sich um altgewohnte, teuergewordene Lehren handelt; aber das schwankungslose Nichtfürwahrhalten ist keine Qual — da sagt man mit derselben friedlichen Sicherheit, mit welcher der Gläubige von gewissen Lehren sein „Ich glaube“ spricht, ein ebenso festes „Ich glaube nicht“.

Es ist eine sonderbare Urteilsverirrung mancher Leute, daß sie nur diejenigen Zweifel als verwerflich brandmarken, die sich gegen das von i h n e n Geglaubte richten; ja daß sie sogar nur solches spezielles Zweifeln unter dem verpönten Namen Skeptizismus verstehen. Sie bemerken nicht, daß sie selbst, indem sie ihren Glauben

bekennen, dabei gleichzeitig tausend Zweifel und tausend Negierungen ausdrücken. Wenn ein Mensch sagt: „Ich bin ein festgläubiger, griechisch nicht-unierter Christ," so sagt er dadurch mit aller Seelenruhe: „Ich bezweifle den römischen Katholizismus; die protestantische Lehre dünkt mir falsch; an den Islam glaub' ich nicht; das Recht des freien Gedankens leugne ich; — mit einem Worte, ich bezweifle nicht nur, sondern ich negiere bestimmt alle Religionen, Sekten, Philosophien und Meinungen, die nicht im „Katechismus der orthodoxen Kirche des Morgenlands von Pater Mogilas" verzeichnet stehen." Mit derselben Ausschließlichkeit wird der fromme Jude nur den Talmud für wahrheitshaltig erklären und allen übrigen „heilig" genannten Schriften keinen Glauben schenken. Und so in jeder Sekte. Wie kommt es nun, daß alle diese Glaubenden, deren Credo eine stillschweigende Negation aller andern Credoformen enthält, die also kraft ihres tausendfältigen Zweifels glauben, dabei doch den Zweifel selbst als etwas Verderbliches, Verächtliches, Elendmachendes hinstellen, vor dem man sich wahren möge und das man verbergen solle: „wenn nicht aus Scham, so doch aus Mitleid". Jeder gibt offen zu, daß er alle konfessionellen Lehren, mit Ausnahme der in seinem Sprengel vorgetragenen, für falsch hält; wenn aber ein Mensch hinzutritt, der zu all dem Bezweifelten auch noch die eine betreffende Sprengellehre mitrechnet, dann wird er ein unheilstiftender, unglücklicher Skeptiker genannt. Zwei Gläubige verschiedenen Bekenntnisses ertragen es ruhig, daß einer dem andern sage: „Du bist im Irrtum," aber wehe dem dritten, der — sofern er keinen dritten Kultus bekennt — da sagen würde: „Darin habt ihr beide recht, denn ihr seid beide im Irrtum." — Mögen englische Protestanten noch so verächtlich von der römischen „Papsterei" schreiben und möge der Erzbischof Whateley sein Buch „Errors of Romanism"

betiteln, mögen andrerseits die katholischen Encykliken noch so heftig gegen lutherische und sonstige Häresien donnern: dies bringt in beide Lager nicht die geringste Unruhe. Da werden jene Angstrufe von: „O rüttelt nicht an unsrem Teuersten" nicht ausgestoßen. Es wird gegenseitig vorausgesetzt, daß jene Schriften nur von den betreffenden Gemeinden gelesen werden: daß sie zu den Andersgläubigen gar nicht hinüberdringen; daß beide Parteien nur ihr Recht, oder vielmehr ihre Pflicht üben, wenn sie die eigene Unfehlbarkeit verteidigen und dabei die andern Lehren soviel als möglich herabsetzen. Einer nimmt vor dem andern den Hut ab und sagt: „Du nennst mich ketzerisch, abergläubisch und blind; dazu bist du von deinem Standpunkte aus berechtigt — du bist im Wahne und glaubst, daß ich es sei, aber ich respektiere deinen Wahn." Diese sonderbare Höflichkeit wird mit dem Namen „Toleranz" bezeichnet.

Aber bis auf jene, die außerhalb des Konfessionshaders stehen, deren Gedanken — von der Überlieferung sich freisagend — selbständig nach Wahrheit suchen, da wird jene Toleranz nicht erstreckt. Für diese haben alle plötzlich zu Verbündeten gewordenen Glaubensgegner die monströse Bezeichnung ersonnen: „Menschen, die an gar nichts glauben," und von diesen Ungetümen soll nun alle Gefahr und alles Ärgernis kommen. Der oft gehörte Satz: „Jeder Irrglaube ist besser als gar kein Glaube," erinnert an die bekannte Anekdote: „Sieh nach, Johann, was ist heute für ein Wetter?" — O, sehr schlecht, Herr Hauptmann, es regnet, schneit und stürmt." — „Nun, immerhin besser, als gar kein Wetter." —

Ein denkender Geist, der an gar nichts glaubt! Das wäre auch eine Art moralisches „gar kein Wetter". Jedes Vernunfturteil, jede gewonnene Überzeugung ist ja doch an sich auch ein Glaube, selbst wenn diese Überzeugung alle bestehenden staatlich eingesetzten Glaubens-

formen negiert. Waren die ersten Christen nicht gläubig? Dennoch waren sie in anbetracht der damals herrschenden Religion nur Zweifler an allen Göttern des Olymps; mithin nach heidnischem Begriffe „Leute, die an gar nichts glaubten“. Und die ersten Protestanten? So glaubensstark, oder vielmehr so zweifelsstark, daß sie für ihre Überzeugung von den Irrungen des Papsttums freudig starben — waren sie nicht auch Abtrünnige, — deutet nicht schon ihr Name (den sie seither gern mit „evangelisch“ vertauschen), darauf hin, daß sie nur aus der Negation, aus der Protestation hervorgegangen sind? Der Vorwurf also, der die Freidenker treffen soll — welche ja auch nur ihre Protestation gegen gewisse Formen und Sätze aussprechen — müßte konsequenterweise von jedem Gläubigen an alle Andersgläubigen gerichtet werden. Toleranz ist überhaupt ein mit strengem Glaubenseifer unvereinbarer Begriff. Er ist den verschiedenen Parteien auch nur durch die Kraft der Dinge aufgezwungen worden. In Frankreich mußten (um nur ein Beispiel aus der Geschichte anzuführen) erst acht Hugenottenschlachten geliefert werden, bis Katholiken und Protestanten die Toleranz erlernten.

Die Menschen tolerieren nur, wo sie es müssen; sie geben darin einem unwiderstehlichen Drucke nach, aber sie bewahren dabei gerne den Schein, als übten sie Gnade. Ein dogmatisch fester Glaube kann unmöglich bis zu seinen letzten Konsequenzen gelangen und dabei wirklich duldsam sein. Die Toleranz schiebt da den Glaubensfolgerungen einen Riegel vor. Aber träge Geister bemerken diesen Riegel nicht, weil sie gewöhnlich weder die ersten und die letzten Gründe ihrer Meinungen aufsuchen. Versuchen wir jedoch den Begriff von der „alleinseligmachenden Kirche“ bis zu seinen äußersten Konsequenzen zu verfolgen und sehen wir zu, ob die Duldsamkeit daneben Platz finden kann. Wenn man die

beiden folgenden Sätze festhält: „Alle nicht zur seligmachenden Kirche Gehörigen werden verdammt.“ „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst,“ so ist es nicht möglich, gleichmütig und tatenlos zuzusehen, wie der Nächste seiner Verdammnis entgegensieht, wie er durch die Verbreitung seiner Häresie noch andere Seelen ins Verderben ziehen kann. Ist eine solche Toleranz nicht Verbrechen? Wäre das Dulden von Diebstahl und von einfachem körperlichen Totschlag nicht viel verzeihlicher, als das feige Geschehenlassen all der ketzerischen Seelenmorde? Gewiß; und von diesem Standpunkte aus, mit sich selbst konsequent, ist auch die ganze Geschichte der Inquisition nicht als eine Verirrung, sondern vielmehr als eine logisch gebotene Rechtsübung der machthabenden Kirche zu betrachten. Daß die grausamen Greuel der religiösen Verfolgungen aus unserer Zeitgeschichte geschwunden sind, ist nicht nur den mildern Regungen der Menschenliebe, sondern hauptsächlich dem skeptischen Geiste zu danken, welcher die Unhaltbarkeit des „Alleinseligmachens“ aufdeckte, oder welcher doch, wo nicht direkte Negation, so doch einen gewissen Indifferentismus in theologischen Dingen hervorrief. Und da, wo noch keine Gleichgültigkeit herrscht, wo noch wirklicher sogenannter „ultramontaner“ Eifer besteht, da fehlt die Macht zur Verfolgung, sonst müßte sie sich logischerweise einstellen. Aber wie könnte der Fanatismus einer geringen Partei heute noch gegen eingesetzte Rechte, gegen den Geist der Zeit, gegen die öffentliche Meinung ankämpfen? Das geht nicht an — und so wird denn toleriert.

Bis zu einem gewissen Grade wird von gläubiger Seite auch den Freidenkern Duldung gewährt. Die Zahl derselben ist schon so bedeutend, das Ansehen ihrer Vertreter in Literatur und Wissenschaft so unantastbar, daß es kaum mehr möglich ist, sie in den Bann zu tun. Es gibt keinen eifrigen Gläubigen, der nicht unter seinen

Freunden und Bekannten mehrere vortreffliche Menschen zählte, die keinem Kultus fröhnen und dabei doch ehrenhaft, herzensgut, im edelsten Sinn des Worts tugendhaft sind; und so werden auch diese stillschweigend in den Kreis der Geduldeten eingeschlossen. Aber, wie gesagt: stillschweigend und unter der Bedingung, daß auch sie stille schweigen mögen. Daß sie ihre Ansichten hegen, das wird noch zugelassen — denn sie sind ja dabei ganz liebens- und achtenswert; daß sie aber diese selben Ansichten aussprechen, das ist von Übel. Hier beginnt die Schlechtigkeit. Selbst mag jeder frei denken soviel er will — wir leben ja in einer toleranten Zeit — aber solche Gedanken verbreiten, das kann nur aus Bosheit, Eitelkeit und Zerstörungsluſt geschehen. Nun möchte ich aber fragen, warum Anschauungen, die ohne Gefahr gedacht werden sollten, nicht auch ohne Gefahr ausgesprochen werden sollten; warum Ansichten, welche diejenigen, die sie hegen, eingestandenermaßen weder schlecht noch unglücklich machen, plötzlich solche Wirkung hervorbringen sollen, wenn sie ausgedrückt werden?

Ich weiß wohl, was hierauf die landläufige Antwort wäre: „Ideen, welche allenfalls bei einzelnen, hochgebildeten Menschen unschädlich sind, würden für die große Menge verderblich wirken; wenn auch manche starke Geister des Kultus entraten können, für das Volk ist eine sichtbare Symbolik unentbehrlich“ u. s. w. — Dieser Einwurf deplaziert jedoch die ganze Streitfrage, indem er die in Rede stehenden Ideen nicht mehr auf ihr Recht und auf ihre Motive prüft, sondern sie auf das Terrain der praktischen Folgen weist. Nun sind aber die kursierenden Ansichten über praktische Folgen theoretischer Sätze gewöhnlich nur unbewiesene Annahmen, nur haltlose Phrasen; ferner hat der Denker — heißt er nun Gläubiger oder Philosoph, Freigeist oder Mystiker — bei Ausspruch seines Gedankens nicht

dessen allfällige Wirkung, sondern nur dessen Begründung in Betracht zu ziehen. Wer dasjenige, was er für wahr hält, verkündet, tut dies, weil er es für wahr hält, und nicht, weil die Verkündigung diese oder jene Folgen nach sich ziehen soll. — Es wäre unter uns Menschen nie eine neuentdeckte Wahrheit ausgesprochen worden, wenn dem Ausspruche die Erwägung des momentan folgenden Schadens entgegengewirkt hätte; denn alle neuen Erfindungen, Systeme und Begriffe haben stets, indem sie Altes, Bestehendes, Liebgewordenes umstießen oder erschütterten, momentanes Leiden und Ärgernis hervorgebracht. Daß nachträglich diese einzelnen und kurzen Leiden, die aus den Neuerungen entstanden sind, durch tausendfältige Wohltaten aufgewogen werden, ist auch eine historisch festgestellte Tatsache; und wenn man diese Tatsache erwägt, so wäre das, bei etwas fernerer Folgenberechnung, noch eher ein Grund zum Verkünden, als zum Verschweigen einer für wahr gehaltenen neuen Idee. Aber, wie gesagt, Folgenberechnung ist nicht als Impuls und nicht als Aufgabe des Gedankenausdrucks hinzustellen.

Eine Sache lehren, weil man findet, nicht daß sie wahr sei, sondern daß es gut sei, sie zu glauben, impliziert einen, — vielleicht wohlgemeinten, aber immerhin einen Betrug. Und zugleich auch einen Selbstbetrug, denn schließlich kann die Täuschung nirgends besser sein, als die Wirklichkeit. Um andere von einer Lehre — ob wahr, ob falsch — überzeugen zu können, muß man vor allem selbst überzeugt sein. Wenn also nur die vermeintliche Nützlichkeit einer Theorie und nicht deren Wahrheit aufrecht bleibt, so hat sie ihre eigentliche Lebenskraft verloren und muß zusammenfallen. Sowie man selbst nur das glauben will, was wahr ist, und nicht was als „heilsam zu glauben" gilt, so sollte man auch den andern keinen solchen als Seelenarznei einzunehmen-

den Glauben zumuten. Man hat auch nicht die Kraft, solchen leblosen Glauben mitzuteilen. Darum werden Eltern, welche, obwohl selbst glaubensschwach, der Ansicht sind, daß ihre Kinder strenggläubig erzogen werden sollen, diese Erziehung einem fremden Religionslehrer überlassen. Aber da sie durch ihr Beispiel, durch ihre Reden die in der Katechismusstunde gegebene Lektion nicht unterstützen, nicht dem toten Buchstaben das Leben des Geistes einhauchen, so werden die Kinder wahrscheinlich auch zu Ungläubigen heranwachsen und sich einst unter allen Berufen gewiß nicht den geistlichen wählen. (Wenn man sich diesen Vorgang durch einige Generationen fortgesetzt denkt, so werden die zur Selbstmitteilung des Glaubens unfähigen Eltern immer zahlreicher, und die fremden Katecheten immer seltener werden.)

Ebensowenig als die Ansicht von der Nützlichkeit einer Doktrin genügt, um dieselbe zu erhalten, ebensowenig kann die Ansicht von deren Schädlichkeit genügen, um sie zu unterdrücken. Ein doppeltes Unrecht geschieht aber den sogenannten „Ungläubigen“, wenn man ihnen die vermeintliche Schädlichkeit ihrer Lehre als bewußtes Motiv zu deren Verkündigung unterschiebt und sie deshalb der absichtlichen Bosheit zeiht. Nicht Skandalsucht, nicht Zerstörungslust ist es, welche das Lautwerden skeptischer Ansichten bewirkt, sondern es sind dieselben Gründe, die jeden Glaubenden, jeden Denkenden leiten, oder vielmehr drängen, seine Anschauungen mitzuteilen. Es ist dies jenes unaufhaltsame Bedürfnis, welches die Idee zum Ausdruck treibt — wie der Bach zum Fluß, wie die Pflanze zum Licht getrieben wird.

Übrigens wendet sich auch der Freidenker an seine Gleichgesinnten; seine und seiner Gesinnungsgenossen Ansichten will er befestigen und nicht an den Ansichten der andern r ü t t e l n, wie es in der beliebten Vorwurfsphrase heißt. Dies ist mein Glaube, spricht er, und

denkt sich dabei keinen speziellen Glauben als zu bekehrender Gegner. So wie z. B. der Katholik das Recht hat, zu erläutern, warum seine Kirche die „unfehlbare" heißt — und dadurch kein Protestant, kein Jude, kein Deist in seinen Gefühlen behelligt wird — so sollte auch vom Freigeist vorausgesetzt werden, daß seine Auseinandersetzungen nicht nach der Zerstörung teurer Glaubenssätze andrer Menschen, sondern nach Befestigung seiner eignen ihm nicht minder teuren Überzeugungen zielen.

In diesem Sinne konnte ein großer Astronom — der seinem Schöpfer in der ewigen Planetenwerkstatt zu nahen liebte — konnte Johann Heinrich Mädler folgende Strophen dichten:

Auf dieser Wahlstatt blut'ger Meinungskriege,
Wo Wahrheit und Vernunft begraben liegt,
Auf dieser Kugel, wo vom Sieg zum Siege
Das Ungeheuer der Verfolgung fliegt;
In diesem Reich der Finsternis und Lüge,
Wo man die Menschheit in den Traum gewiegt,
Hier will ich meinen Glauben treu bekennen,
Mag's dann die Welt auch, wie sie Lust hat, nennen.

Nicht jenen Gott, den man Jehovah nannte,
Der heute schafft und morgen schon bereut;
Deß roher Blutdurst kein Erbarmen kannte,
Den Feind des Mitleids, wie der Menschlichkeit;
Der wilde Löwen in die Hütten sandte,
Weil man ihm keine Tempel noch geweiht,
Der nicht errötet, Diebstahl zu befehlen
Und hinterher gebeut: Du sollst nicht stehlen.

Auch das Phantom nicht, das dem kranken Hirne
Des Mönchleins Athanasius entsprang
Und dem ein Pontifex mit frecher Stirne

Von blinden Irrenden Respekt erzwang;
Wie der gesunde Menschensinn auch zürne,
Das ungeheure Wagestück gelang:
Das Schwert muß die Vernunft darniederhalten,
Bis man den Gott, den Ewigen, gespalten.

Nur Dich, der ewig über Welten thronet,
Und den kein sterblich Auge je erkannt,
Dich, der in jedem reinen Herzen wohnet,
Den jeder, der Dich ernstlich suchte, fand;
Dich, der die Wahrheit liebt, den Irrtum schonet
Und den kein Tempel schließt, kein heilig Land:
Dich will ich glauben, deinen Lohn erwerben,
Dein will ich sein im Leben und im Sterben.

Dieses schrieb Mädler im Jahre 1830. Damals gehörte noch mehr Mut dazu als heute, ein solches Bekenntnis abzulegen. Aber es hat ja niemals den Menschen an Mut gefehlt, dasjenige auszusprechen, was sie glaubten. Eine Idee, die sich einmal des Zeitbewußtseins bemächtigt hat, muß zum Durchbruch kommen, von örtlichen und momentanen Unterdrückungen ganz ungehindert. Es gibt in der Geschichte kein Beispiel, daß irgend welche Untersagung, Verfolgung und Tortur imstande gewesen wäre, eine aufsteigende Idee zu vernichten. Wohl kann das Gesetz und die Furcht vor der Strafe bezwecken, daß an manchen Orten und zu manchen Zeiten die verbotene Idee nicht geäußert werde, aber darum besteht und lebt sie nicht minder. Hier und da bricht sie dennoch in einem unerschrockenen Wort hervor. Und nur dieses ist von positiver Nachwirkung, von fruchtbarer Keimkraft; das Schweigen ist negativ und neutralisiert nicht das Wort. Wo ein Überzeugter laut spricht, da schweigen tausend Heuchler vergebens. Mit Stillverhalten läßt sich keiner Sache dienen.

Ein System, welches ringsum fleht: „O denkt nicht — o sprecht nicht — o rüttelt nicht!“ — solch ein System muß sich wohl sehr schwach fühlen und gleicht dem Kartenbau, bei welchem das spielende Kind ruft: „O blaset nicht — mein schönes Haus, das ich so mühsam aufgebaut, an dem ich soviel Freude habe, fällt mir sonst zusammen!“ „Aber liebes Kind — ich habe nur geseufzt und dachte dabei gar nicht daran, dein Haus umzublasen. Und — wenn ich nun wirklich aus Rücksicht für dich den Atem einhalte, der nächste Ruck an den Tisch wird deine liebe Spielerei dennoch umwerfen. Merke dir die Lehre fürs Leben: wenn du dir ein Haus baust, so mache es wetterfest; trotze den Stürmen, da brauchst du die Zephyre nicht zu bitten: o blaset nicht!“

Solange die Kirche die Macht hatte, Zweifler und Ketzer zu verbrennen, da baten auch ihre Anhänger nicht so flehend um das Schweigen ihrer Widersacher. Aber heute ist jene Gewalt gebrochen, und auch ihr Geist ist aus der Gesellschaft geschwunden, somit kann von Verfolgung, von Bestrafung, von Bannfluch gegen Freidenkende nicht mehr die Rede sein. Dennoch ist ein gewisser moralischer Bann übrig geblieben; eine unbewußte, gewohnheitsmäßige Verdammung, welche den Gläubigen die Manie gelassen hat, den Ungläubigen zwar nicht die Abschwörung, aber doch die Verschweigung ihrer Ideen zu befehlen.

Diejenigen, die diesem Befehle gemäß handeln, tun es wahrlich nicht, weil sie einsehen, daß ihre Widersetzung allgemeingefährlich werden könnte, oder weil sie hoffen, mit ihrem Schweigen einer zwar negierten — aber ihnen doch achtunggebietenden — Sache zu dienen; sondern sie gehorchen da einfach aus Rücksicht für sich selbst, aus Bequemlichkeit, um sich den Verdruß zu ersparen; um das absprechende Urteil, die Verkennung nicht auf sich zu ziehen, die sie durch eine aufrichtige

Verkündung ihrer Gesinnung von gewisser Seite zu gewärtigen hätten. So möchte ich um alles in der Welt nicht das gegenwärtige Kapitel meinem geehrten Gutsnachbarn, Grafen R. vorlesen. Ich würde dadurch in den Augen des klerikalfeudal gesinnten hohen Herrn zu einem Lästerer, zu einem „Rüttler an dem Heiligsten" oder wenigstens — vielleicht ist auch er tolerant — zu eines Geistesplebejer, zu einer Art Gesinnungs-Roturier herabsinken; denn der aristokratische Geist ist gegen Skeptizismus in jeder Form von instinktmäßigem Abscheu erfüllt. In meinem Falle wäre auch das Vorbringen der hier ausgedrückten Anschauungen, dem liebenswürdigen alten Herrn gegenüber, jedenfalls unnütz und taktlos und zugleich den Gefühlen der Achtung widersprechend, die ich seinen Überzeugungen — ohne sie zu teilen — doch von Herzen zolle. Und nicht nur mit Rücksicht auf meine Gefühle, sondern besonders mit Rücksicht auf die seinen, würde ich über jenes Thema schweigen. Zu wissen, daß man mit Äußerung einer Ansicht den Angeredeten verletzt, ist wohl genügender Anlaß, diese Äußerung zu unterlassen. Für solche Fälle bedarf es nicht der gewissen oft wiederholten Mahnrufe — da genügt mir mein Wahlspruch: „Nur niemandem wehe tun!"

Aber etwas anderes ist es, mit rauher Negation zu den einzelnen hinzutreten, welche in ihrem Glauben Trost und Freude finden; diesen gegenüber eine Sprache zu führen, welche sie doch nicht verstehen würden und welche sie nur in ihrem frommen Vertrauen erschüttern könnte; — und etwas anderes ist es, sich gegen Gleichgesinnte und gegen unbefangene Fragesteller auszusprechen. Das erstere Verfahren setzt allerdings Gemütsroheit voraus. Wenn man sich nur solche Fälle vergegenwärtigt, so mag dann freilich die Äußerung skeptischer Ansichten überhaupt hassenswert erscheinen. Das wäre ein gar hartherziger, seelengemeiner Geselle,

der zu einer am Bettchen des kranken Kindes betenden Mutter hinträte und sagte: „Bete nicht: die Krankheit folgt ihrem Lauf;“ oder der dem Sterbenden, welcher spricht: „Auf Wiedersehen!“ antworten würde: „Wer weiß?“ — oder der einem armen Mönche, welcher die Erde für den Himmel unwiderbringlich geopfert, die Hoffnung auf diesen Himmel schwächen wollte; — oder der einem edlen Priester, welcher aufopfernd und liebevoll seinem Amtes waltet, die schuldige Achtung versagte — oder der bedeckten Hauptes zu einem Altar träte, um den versammelte Beter knien . . . Aber mit solchen persönlichen Roheitsakten, mit solchem speziellen Takt- und Gefühlsmangel ist das öffentliche Lautwerden des Skeptizismus nicht zu verwechseln. Bei einigem Nachdenken muß es einleuchten, daß jede Meinung, die strenggläubigste so gut wie die ungläubigste, in ihrer Äußerung unpassend, rücksichtslos und wehtuend sein kann, je nach dem Orte und den Umständen, in welchen sie auftritt. Ein eifriger Protestant, der, vom Papste in Audienz empfangen, ihm eine Anrede über abergläubische Heiligenverehrung hielte; oder ein von der Alleinseligmachung seiner Kirche überzeugter Katholik, der einem sterbenden Protestanten die Hölle weissagte; oder die Vorlesung eines christlichen Andachtsbuches am Hofe des Khediven; — ja einfach nur das Kreuzeszeichen in einer Synagoge; — das alles wäre ebenso tadelnswert, wie die oben angeführten, dem Freigeiste zugemuteten Vergehen.

Wenn demnach Orthodoxe wie Unorthodoxe in einzelnen Fällen durch ihre Meinungsmitteilung fehlen können, so kann ihnen darum nicht allen das Äußerungsrecht überhaupt entzogen werden. Was von der Kanzel herab zu einer glaubenseinigen Gemeinde gesprochen wird, was der Philosoph von seinem Katheder lehrt, was der Denker in seine Bücher niederlegt — das braucht

nirgends Andersgläubige aufzuschrecken. Wer zu der Öffentlichkeit spricht, wer seine Ansichten drucken läßt, der wird nur von denjenigen gehört und gelesen, die ihn hören und lesen wollen; der wird also in seinem Kreise die Mehrzahl Gesinnungsgenossen zählen; und gelingt es ihm, Gesinnungsschwankende zu sich zu führen, so werden diese aus freier Vernunftwahl zu ihm übertreten, und darin nicht Qual, nicht Pein, sondern vielmehr beruhigende Befriedigung finden. Ein Renan, ein Strauß, ein Feuerbach wendet sich in seinen Schriften ebenso an die Seinen, wie dies ein Erzbischof in seinem Hirtenbriefe tut. (Nur mit dem Unterschiede, daß im Hirtenbriefe das Renansche Buch zur Flammenvernichtung verurteilt wird, während Renan gar nicht daran denkt, die Hirtenbriefe zu verbrennen.) Da jede Meinung das Recht hat, zu bestehen und schließlich auch — ohne zu fragen — das Recht gebraucht, sich zu äußern, so neutralisieren sich die gegenseitigen Angriffe; die Bekräftigung der eigenen Existenz, welche jede Meinung selbstständig für sich erwirkt, soll gar nicht als Angriff gegen bestimmte andere Meinungen betrachtet werden, sondern als Betätigung des allen Dingen des geistigen sowohl wie des organischen Lebens innewohnenden Selbsterhaltungstriebes.

Ein Mensch, welcher sagt „Ich bin Pantheist", oder „Atheist", oder „Positivist" und dabei die Gründe auseinandersetzt, welche ihn zu seinen Ansichten bestimmen, hat da nur über sich selbst die Wahrheit gesagt und dadurch weder den Papst, noch das Mormonenhaupt, noch Baron Rothschild, noch den Sultan, noch den Kaiser von China, noch die Frau Base beleidigen wollen, obwohl diese alle ihn füglich anklagen könnten, daß er an ihrem Teuersten und Heiligsten gerüttelt habe — und obwohl die Frau Base diese Anklage auch richtig erhebt.

Nicht wehe tun wollen, gegnerische Überzeugungen

respektieren, unnützes Irremachen an lieben Glaubens-hoffnungen unterlassen, — das sind alles nur in besonderen Fällen anzuwendende, persönliche Rücksicht-nahmen; — und solche würden, wollte man sie auf die Allgemeinheit übertragen, jede geistige Mitteilung unmöglich machen, denn immer muß der Vortragende oder der Bücherschreibende gewärtigen, daß sich im Hörsaale oder im Lesepublikum einige Leute befinden, deren Meinung er widerspricht und die sich dadurch verletzt fühlen können. Und wenn auch manche aus dieser Rücksicht in ihren Büchern und in ihren Vorträgen es vorsichtigerweise vermeiden, überhaupt bestimmte Ansichten auszusprechen und immer trachten, einen versöhnenden Ton anzuschlagen, der es allen recht machen soll, so paralysieren sie dadurch nur ihre eigenen Aussagen, welche dann weder für die eine noch für die andere Seite bekräftigend wirken, sondern zumeist nach allen Seiten hin Ärgernis geben. Auch wird durch die Halbheit nicht verhindert, daß immer Leute übrig blieben, die völlig den Mut der eigenen Meinung besitzen, und daß somit jene beleidigenden Anschauungen, denen man ängstlich aus dem Wege gegangen, dennoch im Schwange bleiben. Es steht ja jedem frei, was er nicht hören und nicht lesen will, nicht anzuhören und nicht nachzulesen. Aber durch das Buch, daß ich *nicht* schreibe, durch die Rede, die ich nicht spreche, kann ich der gegnerischen Sache — auch wenn ich wollte — keinen Dienst erweisen. Diejenigen, die an ihrem Glauben festhalten und die Mut und Kraft dazu fühlen, mögen ihn durch Wort und Schrift verteidigen, aber nicht begehren, daß ihnen in dieser Arbeit durch Schweigen geholfen werde.

Der Zweifel kann nicht gepredigt, er kann nur logisch erläutert werden. Die Menge ist nicht so leichtzweiflich, als sie leichtgläubig ist. Während das imperative Wort „glaube“! genügt, um eine ganze Reihe von an sich völlig unhaltbaren Dingen glaubwürdig zu machen, wenn nur die eine Bedingung vorausgeht, daß der Lehrende im Besitze der überlieferten Wahrheit ist; — so ist dagegen das beweislose „Glaube nicht“! von durchaus keiner mitteilsamen Wirkung. Dieses Wort kommt meist von unbekannten, unberufenen Stimmen her und muß demnach auf seine eigene Stichhaltigkeit geprüft werden; während das Glaubenswort von berufener Seite, von den Eltern, von den Würdenträgern des Staates, der Schule und der Kirche stammt und für sein Recht keine weitere Bedingung verlangt als die Anerkennung der Autorität.

Aber neben der Autorität des Glaubens erwächst in unsrer Gesellschaft zu immer steigender Höhe die Autorität der Wissenschaft. Ich sagte „neben“, wenn es wohl schon anfängt, „gegen“ und auch damit enden wird, „über“ zu heißen. Gegenwärtig ist es jedoch in vielen Fällen noch n e b e n. Die beiden stehen in unleugbarem, hohem Ansehen und sie begegnen einander zumeist mit gegenseitiger Ehrerbietung: — de puissance à puissance. Um den Zusammenstoß zu vermeiden, den die beiderseitigen Gedankenfolgerungen hervorbringen müßten, wenn sie sich auf demselben Felde bewegten, wird gewöhnlich von beiden Mächten, bei Entwickelung ihrer Lehren, die andere nicht bestritten, sondern ignoriert. Der Prediger — der doch für Gelehrsamkeit und Wissenschaft im allgemeinen die größte Achtung an den Tag legt — geht vor, sobald er die Kanzel betritt, als ob die Errungenschaften des Wissens gar nicht existierten; und der Universitätsprofessor, — der seinerseits für Religion und Kirche von Hochschätzung durchdrungen ist, — hält un-

beirrt seine anthropologischen und geologischen Vorlesungen, als ob nie eine geoffenbarte Schöpfungsgeschichte verkündet worden wäre. Unter den Laien, die diese höfliche Ignorierung nicht bemerken und die in ihrem Innern auch jenem Doppelkultus von Wissenschaft und Frömmigkeit huldigen, herrscht ein schüchtern-bequemes Einhalten der Ideenfolge. Sie denken nur bis zu einem gewissen Punkt und vermeiden für beide Gedankenrichtungen den Weg der letzten Konsequenzen. Die Denkgymnastik des Glaubens hat sich in der Kunst geübt, die galoppierende Folgerungsidee plötzlich zu parieren. Wer aber in einer oder der andern Richtung mutig bis zur letzten Grenze geht und nicht inne hält da, wo sich die Wege scheiden, der wird auf der einen Seite finden müssen, daß aller beweisloser Glaube ein Aberglaube — oder, auf der andern Seite, daß alle autoritätsverwerfende Wissenschaft ein eitles, seelengefährdendes Satanswerk sei. Aber durch solche extreme Aussprüche setzt man sich der Gefahr aus, von seinem jeweiligen Gegner ein lästerlicher Freigeist oder ein bigotter Finstergeist genannt zu werden, statt das ruhige Ansehen eines frommen, aufgeklärten, wissensdurstigen Gläubigen zu genießen. Die in der letzten Wortzusammenstellung enthaltenen Widersprüche werden auch absichtlich übersehen oder künstlich zu vereinbaren getrachtet. Aber Glaubensgeist und Wissensdurst können nicht lange nebeneinander gehen; die richtige Konsequenz des ersteren ist ein Verzicht auf weiteres Forschen; und der Forschungsgeist kann erst da weiterdringen, wo der Verzicht auf das bedingungslose Glauben bereits stattgefunden hat. Der Mensch möchte so gern von allem haben. Da wo zwei Begriffe nicht vereinbar sind, da versucht er, doch die beiderseitig damit verbundenen, vorteilhaften Attribute auf sich anzuwenden, sich die wohlklingenden Worte alle anzupassen, vergessend, daß: „Si duo faciunt idem, non est idem“; oder wohl

wissend, daß die meisten Leute sich nicht die Mühe geben, ein Wort in alle seine Begriffsbestandteile aufzulösen. — Der Gläubige wird geachtet, und mit Recht; — der Forscher wird geachtet, und mit Recht; — doppelte Achtung also dem gläubigen Forscher! Das ist, als wollte man sagen: Der Mann wird geliebt, — das Kind wird geliebt: doppelte Liebe also dem kindischen Manne, dem mannhaften Kinde!

Worte! Worte! sie sind eine so bequeme Verkapselung des Sinnes, daß sie getauscht und herumgeschleudert werden können, ohne daß von dem Sinn viel zum Vorschein kommt. Nur die Worte werden aufgelesen, auf die Wage gelegt; nur an ihnen wird Anstoß genommen, und der versteckte Sinn geht in seiner Worthülle ohne Gefahr durch tausend Hände — nur dem Einverstandenen und dem Verstehenwollenden verständlich.

Auf diese Art kann die Wissenschaft Sätze vorbringen, die den diametralen Gegensatz mancher religiöser Lehren in sich fassen und dabei den Anhängern der letzteren doch kein Ärgernis geben. Wenn nur die schroffe, negative Form, wenn nur die verpönten Worte umgangen werden, so kann man alles sagen. Wäre z. B. die Annahme ketzerisch, daß zwei mal zwei vier ist, so dürfte ungestraft gesagt werden: es sei fünf weniger eins oder die Hälfte von acht — aber nur um alles in der Welt nicht gerade heraus: vier. Ebenso anstoßerregend würde von manchen Leuten die unumschriebene Aussage befunden werden, daß die Geschichten von Adam und Eva, vom babylonischen Turm und dergleichen bloße kindische Fabeln seien; während diese selben Leute doch den Arbeiten der Natur- und Sprachforscher, welche bändelange Abhandlungen über den Ursprung des Menschengeschlechts, über die Bildung der Idiome schreiben, die gebührende Achtung erweisen. Zwar bringen diese Arbeiten den unumstößlichen Beweis vor,

daß der Bildungsgang aller Organismen ein allmählicher, sich langsam entwickelnder ist; und wer sich von der Wahrheit dieser Beweisführung durchdringen läßt, kann unmöglich mehr zugleich an ein vom Himmel herabgefallenes Menschenpaar glauben, noch an fertige Sprachen, welche während eines Turmbaus als strafgerichtliche Konfusion plötzlich entstanden sein sollen.

Aber zu diesen weiteren, als logische Folgerungen einer Lehre sich ergebenden Schlüssen, wenn sie nicht ausdrücklich geäußert worden sind, gelangen nur diejenigen, die dazu gelangen wollen, und die gläubig Gesinnten verschließen sich absichtlich dagegen. Was nicht in schwarzen Lettern gedruckt steht, das sehen sie nicht, und hoffen, daß es die anderen auch nicht sehen; — ähnlich dem Strauße, welcher glaubt, daß auch seine Feinde nichts mehr sehen, wenn er seinen Kopf versteckt.

Die von verschiedenen Seiten angebahnten schriftstellerischen Versuche, Glaube und Wissenschaft in Einklang zu bringen, können auch nur nach dem genannten Denksystem ausgeführt werden, welches die beiden sich trennenden Theorien gewaltsam von ihren letzten Konsequenzen zurückhält. Eine beliebte Waffe der Gläubigen gegen Freidenker ist der Vorwurf der „Halbbildung", des „oberflächlichen Wissens". Dadurch muß sich natürlich die Menge getroffen fühlen, denn die meisten Leute haben das Bewußtsein, daß sie kein Newton sind; und dabei bleibt auch dem Vorwerfenden der Anschein, als ob er selbst viel weiter in die Tiefen des Wissens gedrungen wäre, als ob er — die Zweifler an der Oberfläche zurücklassend — bis zu jenem Punkte gelangt wäre, wo das Wissen mit dem Glauben übereinstimmt.

Diese Waffe ist nicht redlich. Nicht redlich, weil sie nicht auch als Gegenwehr gebraucht werden kann. Oder

wer könnte einem Gläubigen vorwerfen, er sei nicht bewandert in den Evangelien, den Kirchenvätern und den Konzilienbeschlüssen? Wer könnte dem prozessionsbegleitenden Bauernsohne einwenden, daß seine Überzeugung vielleicht nur auf theologischer Halbbildung, auf oberflächlicher Kenntnis des kanonischen Rechts beruht? Was dem einen recht ist, soll dem andern billig sein, und so wie der Theologe von seinen Anhängern nicht fordert, daß sie durch eigene Prüfung, durch gründliches Studium ihre Meinung zu rechtfertigen hätten, so soll er auch dem Freidenker nicht die Aufgabe stellen, alle Einzelnheiten des Systems zu kennen, zu dessen Geiste er sich bekennt. Auch im Wissen — nicht nur im Glauben — wird in vielen Stücken der Autorität gefolgt. Man braucht den Kosmos nicht selbst schreiben zu können und kann dabei doch auf Alexander von Humboldt schwören; geradeso wie man kein ökumenisches Konzil mitgemacht zu haben braucht, um alle von einem solchen ausgehenden Dogmen anzunehmen. Kein Menschengeist ist groß und weit genug, um alle Einzelnheiten kennen zu lernen, aus welchen die vom ganzen Menschengeschlecht zusammengetragenen Wissens- und Denkvorräte bestehen. Aber der Unterschied zwischen der Autorität, welcher der Gläubige und derjenigen, welcher der Freidenker folgt, ist, daß die erstere aufgezwungen, die letztere der Vernunftwahl anheimgestellt wird; daß es verboten ist, die erstere auf ihre Bestandteile zu prüfen, und letztere von jedem in ihre Elemente aufgelöst werden kann; erstere soll nur als unumstößlicher Ausgangspunkt aller ferneren Deduktionen betrachtet werden; die letztere darf sich jeder aus eigener Induktion erst zurechtstellen; erstere ist ein von „Gottes Gnaden" eingesetzter Autokrat, letztere ein majoritätsgewählter Gesinnungsvertreter. Auf jeden Fall — ohne weitere Vergleiche — sollten die Vertreter der ersteren, die auf Ununtersuchbarkeit beruht, nicht den

Vertretern der letzteren zum Vorwurf machen, daß sie nicht genügend untersucht worden sei.

Auf das oben Gesagte könnte vielleicht die Scheineinwendung vorgebracht werden, daß auf zwei so entgegengesetzte Dinge, wie Religion und Religionslosigkeit, nicht derselbe Berechtigungsmaßstab angelegt werden soll. Aber da zeigt sich wieder deutlich, wie sehr wir die Sklaven der Sprache sind und wir mit den Worten, je nachdem sie willkürlich oder unwissentlich ausgedehnt, zusammengezogen, oder umgekehrt werden, soviel Begriffsverwirrung angerichtet wird.

Das Wort Religion faßt den erhabensten Schwung des menschlichen Geistes, die edelsten Gefühle des menschlichen Herzens in sich; es ist ein weiter Allgemeinbegriff, der sich über das Gesamtgebiet aller Tugenden, aller Pflichterfüllung, aller ethischen, moralischen und transszendenten Begriffe erstreckt. Nun hat es aber der Sprachgebrauch mit sich gebracht, daß alle verschiedenen Kulten und Konfessionen sich das Wort Religion als Namen beigelegt haben. Man sagt die jüdische, die christliche Religion, und hier noch in Unterabteilungen: die katholische, evangelische, lutherische Religion u. s. w. Die Allgemeinbenennung wird so fälschlich jeder Unterabteilung des Gesamtbegriffes erteilt und dadurch entsteht in der Auffassung ein ebenso fälschliches Anknüpfen der allgemeinen Attribute an die Vorstellung der speziellen Einzelformen. Und so geschieht es, daß die verschiedenen Religionen (welche richtiger Konfessionen heißen) mit Religion überhaupt verwechselt werden. Letzterer Begriff — welcher im Sinne der Rechtgläubigkeit eigentlich gar keine vielfache Zahl zuläßt — muß da seine sämtlichen Attribute jeder einzelnen Spaltungsform herleihen und scheint völlig zu verschwinden da, wo er sich keiner der eingesetzten Formen anpaßt. Wer sich zu keiner der vielfachen Religionen bekennt, der ist — obiger Anschauungsweise

nach — ohne Religion, folglich aller jener Geistes- und Herzenstugenden bar, welche von den verschiedenen Kanzeln gelehrt werden.

Und wie ein Paralogismus den andern nach sich zieht, so stellt sich auch in Anwendung des Wortes „irreligiös" die gleiche Begriffsverwirrung ein. Wenn man nämlich alles was tugendhaft, erhaben und liebwert ist, mit der Bezeichnung „religiös" ausdrückt, und wenn man zugleich die Religiosität als ausschließliches Attribut der verschiedenen — sich Religionen nennenden — Konfessionalitäten auffaßt, so ergibt sich von selbst, daß alle außerhalb der Konfessionsgrenzen bestehenden Gesinnungsarten mit dem Worte „irreligiös" im Sinne von lasterhaft, niedrig und hassenswert bezeichnet werden müssen. Wie wenig jedoch dieses Wort im obigen Sinne stichhaltig ist, wenn man es auf alle freidenkenden Menschen anwenden will — das sollte doch jeder noch so streng Gläubige aus Erfahrung wissen, denn — ich wiederhole es — in unserer Zeit lebt niemand mehr in geselligem und geistigem Verkehr, der nicht zahlreiche freidenkende Freunde und freischreibende Autoren schätzte. Irreligiös sollten jene Leute heißen, — gleichviel, welch äußerer Kultusform sie angehören — welche, aller Gedankenerhebung unfähig, roh und stumpfsinnig, gar nicht darnach fragen, was recht und unrecht sei; oder die dasjenige, was sie für unrecht anerkennen, aus Leidenschaft und Selbstsucht dennoch tun, und dasjenige, was sie als recht erkennen, aus Trägheit und Schwäche dennoch unterlassen.

Letzteres sind die Vorstellungen, welche der Ausdruck „irreligiös" dem Hörer mit einem Schlage zuführt, und welche dann mit dem gleichbedeutend scheinenden „religionslos" verbunden werden; daher hat auch der Ausdruck „konfessionslos" — trotz seiner Berechtigung vor dem bürgerlichen Gesetze — für die meisten Ohren

noch einen so häßlichen Klang. Wer sich offen „konfessionslos“ nennt, scheint dabei ein zynisches Geständnis von Tugendlosigkeit, Grundsatzlosigkeit, Gottlosigkeit, mit einem Worte, von Ruchlosigkeit abzulegen.

Es wäre an der Zeit, daß die ganze große, namenlose Gemeinde der nach einheitlicher Weltanschauung Strebenden, daß die täglich wachsende Sekte derer, die zu keiner Sekte gehören, endlich aus der negativen Form ihrer Gesinnungsäußerung träte, daß sie laut bekannt machte, was sie ist und nicht länger dulde, nur durch dasjenige unterschieden zu werden, was sie nicht ist. Dieses letztere involviert eine Art moralischer Heimatlosigkeit, eine religiöse Unzuständigkeit, die mit all den Unannehmlichkeiten und Schikanen verbunden ist, welche z. B. ein Mensch ohne Paß und Heimatsschein in seiner bürgerlichen Stellung zu erleiden hat; und um diesen Nachteilen zu entgehen, zeigt so mancher im stillen Konfessionslose falsche Glaubenslegitimationen her.

Daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher die große, noch flatternde neue Weltanschauung Gestalt annehmen wird, das kann man, ohne von prophetischem Geiste erleuchtet zu sein, mit Zuversicht vorhersagen. Das Wort wird sich inkarnieren. Das war schon in alten Zeiten ein vielleicht unbewußt weisheitshaltiger, aber zutreffend ausgesprochener Satz. Ein Satz, der sich nicht auf die beiden Testamente allein bezieht, sondern der das große Gesetz verkündet, wonach das Wort, das heißt die Idee, sobald sie einmal in der allgemeinen Vernunft zu keimen begann, solange lebt und strebt, bis sie eine greifbare Form angenommen, bis sie sich offenbart, bis sie Fleisch geworden. Eine neue Religion läßt sich erst dann verkünden, wenn sie schon längst da ist. So schlägt der Blitz erst dann ein, wenn sich die Elektrizität schon lange in den Wolken gesammelt hat. Wir aber sehen nur den Blitz und er scheint uns wie der Inbegriff

der Plötzlichkeit. Wenn durch die helle Flamme einer einschlagenden Idee eine Menschengestalt — die zu dieser Sekunde an der Stelle war — beleuchtet wurde, dann glaubt man wohl nachträglich, sie sei es gewesen, von der die Flamme ausgegangen. So wird dann der eine, der im rechten Augenblicke ausspricht, was Tausende um ihn herum denken, zum Stifter des lichtgewordenen Gedankens ernannt.

Wer könnte noch das namenlose, statutenlose, personifikationslose System verkennen, welches gegenwärtig in loser Form die Welt des Denkens erfüllt? Es steht zwischen den Zeilen unserer besten Bücher, es wird außerhalb des Unterrichtsplanes an allen Hochschulen gelehrt; es bewegt sich stillschweigend in den Kreisen der Gesellschaft und der Familie; es hat Rang bei Hofe, Sitz im Parlamente, Stimme beim Volke. Seine Anhänger zählen nach Millionen, sein Geist belebt die Künste, sein Druck zwingt die Gesetze. Und dennoch gibt es noch kein Wort dafür in unserer Sprache, keinen Platz in unserem Staate, kein Symbol in unserer Geschichte. Aber Wort, Stellung und Symbol sind nur die äußeren Zeichen, mit welchen eine Sache ihre endliche Offenbarung umgibt; die Sache selbst ist unberechenbar früher schon in Tätigkeit gewesen. In unserer oft so verkehrten Erfassung der Geschehnisse will es uns scheinen, als ob ein System, eine Institution, eine Religion von jenem Augenblicke datierte, in welchem zuerst ein neues Wort ersonnen, eine neue Lehre gepredigt wurde, während der eigentliche Vorgang gerade ein entgegengesetzter ist: jeder Name, den man für eine noch nicht verständnisbereite Sache erfinden wollte, ist tote Buchstabenfolge, und jede Verkündigung einer nicht im vorhinein begriffenen Lehre ist Wüstenpredigt. In der Epoche aber, wo die neue Lehre zum eigenen Existenzbewußtsein erwacht, wo sie von der Mitwelt anerkannt und faßbar wahrgenommen wird, da bemerkt man erst,

daß sie eigentlich schon längst da war; und man wird nun ihre Geschichte zurückverfolgen; ihren Ursprung an weit entrückte — zu ihrer Zeit unbemerkt vorübergegangene Ereignisse und Persönlichkeiten knüpfen; ihr eine geschichtliche Wiege zurecht betten und die Stunde ihrer vermeintlichen Geburt anzugeben trachten. Aber wenn sie auch in diesem retrospektiven Ergründenwollen ihres Seins Irrtümern ausgesetzt ist, soviel ist gewiß: die neue Lehre, deren Keim schon längst seine unsichtbaren Evolutionen trieb, ist nun ans Licht der Welt getreten; der formlose Stoff ist zur Gestalt, der Sinn zum Wort geworden. Namen und Symbol sind fertig; jetzt sammeln und einigen sich die früher zerstreuten Anhänger, sie erkennen und bekennen sich, sie haben nun ein Banner, um das sie sich scharen können.

An diesem Punkte ist das System, das ich meine, der moderne Gedanke der einheitlichen Weltanschauung noch nicht angelangt. Wir leben in der Periode seiner embryonischen Existenz. Aber die Menge anerkennt nur das Geborene. Was rings um uns im Werden begriffen ist, was mit voller Keimkraft, mit hochwallendem Lebenssafte nach dem Lichte strebt, das wollen die meisten Leute nicht erkennen; das halten sie für unbedeutende, unberechtigte, vorübergehende, zu unterdrückende Abnormität. In diesem Lichte betrachteten die Pharisäer das erwachende Christentum; später erschien so im Auge der Inquisitoren die kopferhebende Reformation. Heute ist der neue Glaube — bis jetzt unter dem Namen Unglauben bekannt — an der Reihe.

Hier können wir aber, ohne blind zu sein, die kommende Geburt nicht ignorieren. Hier zeigt es sich als Tatsache, daß die Anhängermasse schon bereit steht, noch ehe das System geboren ist. Wenn man die Anzahl der Konfessions-Bekenner und -Nichtbekenner in zwei Wagschalen legen könnte und dabei das Gewicht nach dem

betreffenden Bildungs- und Geistesentwicklungsgrade gerichtet wäre (auf diese Art würde z. B. ein Haeckel, ein Stuart Mill, ein Carneri ganze Dorfsprengel aufwiegen), so ist wohl anzunehmen, daß die mit den Glaubensbefangenen belastete Schale — wenn auch gar viele hochangelegte Naturen und gelehrsamkeitsreiche Geister darunter sind — hoch in die Lüfte fliegen würde! Und was diese Schale noch heruntersenkt, das sind die schweren Gewichte der Gewohnheit, das ist die gewaltige Kraft des Hergebrachten.

Dennoch glaube ich, die Stunde der Geburt jenes großen, in der ganzen intelligenten Welt sich regenden Glaubensembryos ist nicht mehr fern. Schon haben die Wehen begonnen. In allen Kirchen, Schulen, Parlamenten ertönen die Proklamationen und Protestationen; Unterrichtsminister werden als Religionsverfolger, Bischöfe als Unterrichtszerstörer angesehen; auf den Kanzeln wird politisiert, in den Landtagen werden Religionsgespräche geführt; die radikalen Blätter sprechen offene Lästerungen, die ultramontanen offene Bannflüche aus; der Klerus bittet für sich im Namen jener Freiheit, die er früher anderen nie gewähren wollte; — und umgekehrt — die Staatsgewalt (Ferry-Gesetze, Artikel 7) wollte gegen die Priester jenen Autoritätszwang anwenden, der früher stets den Priestern vorgeworfen ward. Ich fürchte, ich fürchte sehr, es wird in diesem Geburtskampfe noch vieles Schmerzliche — noch viele blutige Zerreißungen geben . . . Es werden noch manche bittere Ungerechtigkeiten, noch manche Grausamkeiten begangen werden — besonders von der stärkeren — also heute von der Laien-Seite.

Der freudige Optimismus, der meine ganze Weltanschauung füllt, hindert mich nicht, hier schwarz zu sehen. Denn da handelt es sich nicht um das All, sondern um das von uns bewohnte Erdfleckchen; nicht

um den rollenden Lauf der Jahrmillionen, sondern um unser, auf der Weltuhr mit dem Sekundenzeiger angedeutetes Jahrhundert. Und da sieht man freilich noch traurige, barbarische Dinge. Da werden noch Kriege geführt; da werden die Fragen des Rechts noch mit Waffengemetzel, die Fragen der Wahrheit noch mit Injuriengemetzel verfochten; denn weder Recht noch Wahrheit sind bekannt genug, um kraft ihrer eigenen Giltigkeit zu siegen. Das ist alles recht traurig für uns, die wir in dieser noch sehr primitiven Entwicklungsphase des Menschengeschlechts leben; aber vom Standpunkt des Absoluten ist's nicht trauriger, als eine Ameisenhaufenverwirrung. Es wird, es muß sich alles klären, aber wir sind noch in der Dunkelheit. Ich will sagen — in der Dämmerung: denn schon sehen wir deine Strahlen, o ewige Wahrheit, mit noch mattem Schein den Himmelssaum berühren und wir ahnen deinen vollen Glanz!

So bin ich denn, trotz Anerkennung all des drohenden Ungemachs, doch wieder bei der erwähnten optimistischen Anschauung angelangt. In die Betrachtung der großen Züge, mit welchen die Menschengeschichte ihre Fortschrittsbilder entwirft, soll man nie die Erwägung momentaner Einzelfälle mit heineinziehen, denn dies ist der Fehler, in welchen alle Kurzsichtigen oder alle persönlich Interessierten fallen, wenn sie die Zeitfragen beleuchten. Dieser Fehler trägt die Schuld an den meisten landläufigen falschen Schätzungen der Dinge, an unzähligen Mißverständnissen: Die mit jeder Reform verbundenen, unausweichlichen kleinen Leiden werden nach dem Leidenschaftsmaßstab der Getroffenen von diesen in unverhältnismäßiger Größe hingestellt und dann, nicht als Detail, sondern als Allgemeincharakter der fraglichen Reform bejammert. Ist einmal der Übergangskampf vorüber, ist der Feuerprozeß überstanden, durch welchen

das Gold des Menschengeistes, schlackenbefreit, aus dem Zeitschmelztiegel hervorgeht; dann erst werden die vergangenen Leiden in ihrem richtigen Verhältnis zu dem erlangten Gewinn, also als verschwindend klein und unwichtig erkannt. Solange das menschliche Urteil in der Messung der Ereignisse nicht strenge nach den Gesetzen der Perspektive, nicht mit geometrisch genauer Berechnung der Proportionen verfährt, solange wird stets die vor den Augen flatternde Mücke für größer ausgerufen werden, als die durch diese Mücke versteckte Sonne.

Wenn man die jetzige Bewegung der Geister, die fesselabschüttelnden Anstrengungen der allgemeinen Vernunft unparteiisch betrachtet, so muß man erkennen, daß dieses ein einfaches Fortrollen des Zeitstromes ist, der unaufhörlich, seit geschichtlichem Gedenken, in derselben Richtung — ohne sich je rückwenden zu lassen — dahinfloß. Der in dreihundert Jahren durchgemachte Weg, von dem mittelalterlichen Glaubensfanatismus bis zu unserer konventionell-tolerant-indifferenten Anstandsfrömmigkeit, ist eine viel längere und mit viel heftigeren Kämpfen markiert gewesene Strecke als die, die heute noch zwischen der passivgewohnten Geltenlassung der alten Regionen und der offenen Verkündigung der aufsteigenden Weltreligion — der Kosmodoxie — liegt.

Die Stationen jener hinter uns liegenden Straße — die doch niemand auf Erden mehr zurückwandeln wollte — die heißen: Maurenvertreibung, Judenhetzen, Bartholomäusnacht Hexenverbrennungen, Flagellanten, Teufelsexorzismen, dreißigjähriger Krieg — — was sind da unsere kleinen Kirchen- und Schulverdrusse dagegen? — Und was Flammen, Schwert und leidenschaftliche Begeisterung nicht aufzuhalten vermochten — das Wachsen des freien Forschungsgeistes — das sollte jetzt noch darniedergehalten werden durch jenes schüchterne: „O, rüttelt nicht daran!“?

Vor einiger Zeit hat ein englischer Peer, der Marquis Queensburry, an die Redaktion des Journals „Vanity Fair" ein Schreiben gerichtet, in welchem er erklärte, daß er in seinem Testament verfügt habe, man möge ihn in seinem Garten beisetzen: „Er habe nicht den Wunsch, in geweihter Erde zu ruhen, denn er sei kein Christ."

Dieses Wort ist wie eine Donnerbombe in die Öffentlichkeit gefallen. Frechheit, „audacity", Unverschämtheit wurde Lord Queensburrys Ausspruch genannt, und ganze Homilien gegen die Verderbtheit der Zeit an diesen grauenerregenden Text geknüpft. — Kein Christ!! Im Sinne der Hörer klingt aus diesem Worte wieder die Verwerfung aller Tugenden heraus, die unter dem Namen „christliche Tugenden" bekannt sind. Mit dem Satze: „Ich bin ein Christ" ist so oft in Kürze ausgedrückt worden „Ich liebe meinen Nächsten, wie mich selbst; ich bestrebe mich, tugendhaft zu sein; ich bin demütig, ehrfürchtig, sanft, geduldig u. s. w.", daß nun die entgegengesetzte Wortfolge „Ich bin kein Christ" in eben solcher Kürze die Gegensätze all der obigen Vorzüge auszudrücken scheint. Daß diese Auffassung wieder durch einen falschen Syllogismus entsteht, muß bei einigem Nachdenken einleuchten. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß die genannten Tugenden zwar allerdings christlich sind — jedoch nicht ausschließlich christlich. Das im Vorsatze enthaltene Attribut ist zwar richtig, es ist aber nicht auf das Subjekt desselben beschränkt. Wenn man z. B. sagt, „die Franzosen sind tapfer", so folgt nicht daraus, daß der Ausspruch „Ich bin kein Franzose" gleichbedeutend sei mit „Ich bin feige".

Wie kommt es, daß jener inkriminierte Satz im Munde eines Paschas, eines jüdischen Bankiers, eines japanesischen Gesandten so einfach und harmlos klingt

und nur von seiten eines (als unzurechnungsfähiges Kind) Getauften solch eine Fülle von schamloser und gesellschaftsgefährender Schlechtigkeit auszudrücken scheint? Wie kommt es ferner, daß die Leute, welche an Lord Queensburrys Erklärung solchen Anstoß nehmen, mitunter in ihrem Umgange so viele Menschen hochschätzen, die tatsächlich keine Christen sind; daß sie deren Bücher und Reden bewundern, deren Freundschaft suchen; daß sie ganz gleichmütig zusehen, wie diese negativen Christen niemals die Kirchengebote befolgen; daß sie alles passiv Unchristliche tolerieren, oder vielleicht selbst dazu gehören, — aber dann so erschrecken, wenn das von ihnen allseitig und allstündlich Mitgemachte sich plötzlich in klarer Ausdrucksform affirmiert? Diese Fragen sind leicht beantwortet. Das Anstößige liegt in dem Worte „kein", in dieser alleinstehenden Verneinung, welche sich auf keine ebenso kurzgefaßte Bejahung berufen kann. Der Pascha, der Bankier und der Japaner können zu ihrem selbstverständlichen „Ich bin kein Christ" hinzusetzen „Ich bin ein Moslim — Israelit — Buddhist"; aber der freidenkende englische Edelmann müßte seine Gesinnungen erst mit bändelangen Abhandlungen erläutern, wenn er verständlich machen wollte, aus welchen Gründen er sich nicht den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche unterwirft — und würde dabei schließlich dennoch mißverstanden werden. Hätte er sagen können „ich bin" — nehmen wir an — „Kosmodox", und wäre das kosmodoxe Credo schon in kondensierter Form in den öffentlichen Archiven eingetragen, dann hätte seine Meinungsäußerung nicht das geringste Aufsehen erregt.

Es gehörte jedenfalls Kühnheit — oder wie es die meisten benennen: Frechheit — dazu, unter den heutigen Verhältnissen solche Sprache zu führen. Es ist ein Ärgernisgeben, ein Aufsehenerregen damit verbunden, das friedliebende, auf die eigene Ruhe bedachte Menschen,

wenn sie noch so sehr „keine Christen" sind, klüglich vermeiden werden. Aber vergißt man denn, daß einstens zu Diocletianus' Zeiten noch tausendmal mehr Mut dazu gehörte, — ich glaube die Prätoren nannten es Frechheit — angesichts des Arenentodes laut zu sagen: „Ich bin ein Christ". So unwiderstehlich ist der Drang der überzeugten Idee, sich zu bekennen, daß sie — mögen auch Tausende aus Vorsicht schweigen — doch immer in einzelnen Stimmen ihre unvertilgbare Lebenskraft fortzupflanzen findet. Und schließlich inkarniert sich das Wort!

Werden wir noch, werden unsere Enkel Zeugen sein von der Gestaltwerdung des gegenwärtig die Geister bewegenden „Wortes"? Das ist schwer zu bestimmen. Der Zeitpunkt zukommender Ereignisse läßt sich nicht leicht vorhersagen, wenn auch die Ereignisse selbst auf dem Wege induktiver Folgerung mit Bestimmtheit vorausgesehen werden können. Man fängt schon an, die geschichtlichen Dokumente als Erscheinungen von experimentaler Gültigkeit zu betrachten, welche den gesetzlichen Verlauf der menschlichen Kultur feststellen. Die Erfahrungen der Vergangenheit dienen nicht mehr zu bloßer chronologischer Gedächtnisfüllung, zu bloßer Aneinanderreihung der Tatsachen, sondern zu der Berechnung ihrer Bahnen — sowie die vergangenen Mond- und Sonnenfinsternisse nicht mehr dazu dienen, nur als interessante unglücksbedeutende Schreckenserinnerungen erzählt zu werden, sondern um die Zeiträume ihrer Wiederkehr bestimmen zu helfen.

In der historischen Wissenschaft sind wir freilich noch lange nicht auf solcher Stufe angelangt, um den Lauf der Ereignisse zu bemessen, — vielleicht ist derselbe auch gar nicht meßbar — aber wir vermögen dessen Richtung zu erkennen. Wohin die geistige Bewegung heute zielt, darüber kann man sich nicht mehr

täuschen. Wer die Gesetzmäßigkeit der ideellen Erscheinungen anerkennt, wer an eine Dynamik der geistigen Kräfte glaubt, der kann deutlich sehen, welche Richtung eine losgeschnellte Idee in ihrem Fluge eingeschlagen, und alle flehenden Stimmen, die sich dagegen erheben, die klingen ihm wie ein eitles: „O halte ein, o kehre um!“ das einem abgeschossenen Pfeile nachgerufen wird.

Unsere Zeit also strebt nach noch sehr weit entfernten, aber fest vorgesteckten Zielen: nach Welthandel, nach Weltfrieden, nach einer Weltreligion. Nach Einheit zielen wir. Da es nur eine Wahrheit gibt; da die Wissenschaft — die Wahrheitsfinderin — allerorts nur dieselbe sein kann, an keine Sprache, keine Nation, keinen Glauben gebunden ist; da es ferner die Wissenschaft ist, die sich zum Zentrum der Weltinteressen bildet, von welchem allein alle steigende Wohlfahrt, alle dauernde Macht ausstrahlen kann, so werden auch diese Strahlen in einem Lichte aufgehen müssen; und so wie es schon heute keine astronomischen, keine physikalischen und keine mathematischen Sekten mehr gibt, so werden einst auch keine religiösen Sekten mehr bestehen. — Und Menschen ohne Religionen wären darum noch lange nicht Menschen ohne Religion. Die Erhebung des Geistes zum Ewigen — und dieses ist ja des Begriffes Religion eigentlicher Kern — diese Erhebung, welche bei unseren arischen Ahnen vor ein paar tausend Jahren begonnen und seither nie wieder nachgelassen hat, kann auch für die Zukunft nicht mit einem Heruntersinken drohen. Dem Sinn, dem Verstande selbst wohnt die religiöse Erhebungskraft inne; sie ist eine dem Geiste inhärente Eigenschaft, eine Art Zentrifugalkraft des Gedankens. Darum braucht man nicht einen besonderen, von Sinn und Verstand verschiedenen „religiösen Instinkt“ anzunehmen. „Religion durch einen religiösen Instinkt zu erklären,“ sagt Max Müller, „heißt das Unbekannte durch Unbekannteres er-

klären. Der wahre religiöse Instinkt oder Impuls ist der Druck des Unendlichen."

Der große Religionsforscher, den ich eben genannt, der hochgelehrte Veda-Kundige erwartet auch von der Zukunft eine verschmelzende Glaubenseinigung: „Ich hoffe, die Zeit wird kommen," so beschloß er einen seiner im Chapterhouse von Westminster-Abtei gehaltenen Vorträge, „wenn die unterirdischen Gemäuer aller menschlichen Religionen mehr und mehr zugänglich gemacht worden sind, daß die Religionswissenschaft, die uns jetzt nur erst wie ein Samenkorn und eine Hoffnung erscheint, mit der Zeit zur Erfüllung und reichen Ernte gedeihen werde. Wenn diese Zeit gekommen, wenn die tiefsten Grundlagen aller Religionen der Welt aus dem Schutt herausgegraben und in ihrer Anlage begriffen worden sind, wer weiß, ob nicht diese alten Mauern und Gewölbe, wie einst die Katakomben und Krypten unter unsern Kathedralen, eine Zufluchtsstätte werden können für alle — zu welchem Glauben sie auch gehören mögen — die sich nach etwas Besserem, Reinerem, Älterem, Wahrerem sehnen, als was sie in den statuarischen Opfern, Gottesdiensten und Predigten finden, welche die Zeit und der Ort ihnen bieten, in denen ihr Los auf Erden gefallen; für Menschen, die gelernt haben, kindische Anschläge, nenne man sie Geschlechtsregister, altvettelische Fabeln, Mirakel oder Orakel abzulegen, die aber vom kindlichen Glauben des menschlichen Herzens nicht lassen können! — Wenn sie auch viel zurücklassen von dem, was in indischen Pagoden, in buddhistischen Viharas, in mohammedanischen Moscheen, in jüdischen Synagogen und christlichen Tempeln gelehrt und verehrt wird, so kann doch jeder das mit sich in die stille Krypte hinabnehmen, was ihm am meisten wert und teuer ist, die eine köstliche Perle, für die er alles, was er hatte, hingeben würde:

Der Brahmane seinen Unglauben an diese Welt, seinen unerschütterlichen Glauben an eine andere Welt;

Der Buddhist seine Erkenntnis eines ewigen Gesetzes, seine Ergebung in dieses Gesetz; seine Milde, sein Mitleid;

Der Mohammedaner, wenn nicht anderes, so doch seine Mäßigkeit und seine Enthaltsamkeit;

Der Jude sein Festhalten in guten und bösen Tagen an den einen Gott, den Gott, der Gerechtigkeit liebet und dessen Namen ist: Ich bin;

Der Christ, was besser ist als alles, mögen die Zweifler es nur selbst versuchen: Liebe zu Gott, man nenne ihn wie man wolle, den unsichtbaren, den unendlichen, den unsterblichen, den Vater, das höchste Selbst, über alle, in allen — und solche Liebe bezeuget in der Liebe zu den Lebenden, in der Liebe zu den Toten, in lebendiger, unvergänglicher Liebe.

In jene Krypte, wenngleich sie noch eng und dunkel ist, steigen schon jetzt von Zeit zu Zeit manche hinab, denen der Lärm vieler Stimmen, der Glanz vieler Kerzen und der Zusammenstoß vieler Meinungen da oben unerträglich geworden. Wer weiß, ob sie mit der Zeit nicht weiter und heller werden kann, so daß die Krypte der Vergangenheit die Kirche der Zukunft werde."

Das sind schöne, gemütstiefe Worte. Aber lassen wir die träumerischen Zukunftsfragen. Das Vorhersagen kommender Größenmacht wirkt nicht überzeugend und kann das gegenwärtige Recht nicht stärken. Daß sie einst die ganze Welt regieren werde, daß sie niemals wanken könne, dies behauptet jede Kirche von sich; und wenn die Freidenker auch mit aller Überzeugung verkünden, daß ihrer die Zukunft ist, so klingt das ebenso anmaßend und für Gegner unbeweisend, wie die verschiedenen Alleinseligmachungsmonopole. Sagen wir vor

allem, was wir sind; affirmieren wir unsere Rechte und unsere Gründe; wälzen wir von uns die Verdächtigungen und Beschuldigungen, die unser Sein entstellen. Erzwingen wir, indem wir uns mit hoher Stirn bekennen, die uns gebührende Achtung. Man möge da, wo man unsere Ansichten nicht kennt, nicht versteht oder nicht teilt, dennoch unserer weltanschaulichen Gesinnung jene respektsvolle Rücksicht und mitempfindende Anerkennung zukommen lassen, die wir unsrerseits andersgestalteten religiösen Gesinnungen immer gerne entgegenbringen. Werden wir nicht stets ehrerbietig und gerührt beiseite stehen, wenn wir ehrerbietige und gerührte Menschen sehen? Werden wir spotten und lachen, wenn wir Zeuge sind, wenn ein Familienhaupt seinem versammelten Hause eine Bibelstelle vorliest; wenn eine Mutter ihrem in die Schlacht ziehenden Sohne ein Amulett umhängt: „Daß es dich schütze, mein Liebstes auf der Welt!" Wenn ein frommer Türke gegen Mekka gewendet aus voller Seele spricht: „Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet"; oder wenn wir an der Klagemauer von Jerusalem dem schmerzlichen Sang der Juden lauschen:

„Wegen des Tempels, der zerstört ist —
Wegen der Mauern, die zerrissen sind —
Wegen unsrer Herrlichkeit, die dahin ist
— — — — — — — — —
Da sitzen wir einsam und weinen.

Werden wir bei solchen Anlässen höhnen oder im Namen der Vernunft Anathema aussprechen? Nein, gewiß nicht. Wir teilen zwar alle die Glaubensmeinungen nicht, in welchen jene Menschen ihrem Gefühle Ausdruck geben; aber das Gefühl selbst, das achten wir nicht nur; das teilen wir auch. Wir finden vielleicht in der betreffenden Bibelstelle einen Widersinn; wir

glauben nicht an die Schutzgewalt der Amulette; wir erkennen nicht die Bedeutung Mekkas an; wir beklagen nicht den Fall Jerusalems; aber das Andächtige, Ehrfurchtsvolle, Erhebende, mit einem Wort das Heilige, das jenen verschiedenen Ausdrucksformen zugrunde liegt, das fühlen wir in Andacht mit. — So sind wir aber im Rechte zu fordern, daß jene Christen, — ob die lutherische Bibel lesend, ob römische Reliquien verehrend — daß jene mekkagrüßenden Türken, jene klagenden Kinder Israels auch uns — Kosmodoxen — da, wo sie unsern Meinungen und Schlüssen nicht folgen, doch auch die Heiligkeit der erhebenden, tugendstrebenden Gefühle zuerkennen, die unser Forschen und Denken erfüllen. Wir müssen nicht dulden, daß man uns generell als Leute bezeichne, „denen nichts heilig ist". Solche Menschen, die keiner andächtigen Regung fähig sind, die nur Spott und Hohn für kindlichen Glauben haben; die, wenn sie an Altären vorübergehen, die Mütze fester in die Stirne drücken, die nie den Sinn zu Tugend-, Nächsten- und Wahrheitsliebe erheben, — das sind einfach gemütsrohe, geistesarme Wesen, wie sie zerstreut in allen Gesellschaften aller Länder zu finden sind; aber sie sind nicht eine Sekte, sie gehören keiner Schule an, sie bilden nicht jene geschlossene Phalanx des weltbedrohenden Unglaubens, gegen welche sich zu verteidigen stets das Heer der Gläubigen unter die Waffen gerufen wird.

Und zu dieser eingebildeten Phalanx werden wir von zelotischer Seite solange gerechnet werden, als wir stillschweigend in unserem uneingestandenen Gedankenkreise bleiben. Konfession heißt Bekenntnis. Bekennen wir unsere Überzeugung und wir werden nicht mehr konfessionslos heißen. Die stillschweigenden Anhänger der modernen Weltanschauung sind Legion, die lauten Bekenner — noch sehr vereinzelt. Erst bis die letzteren Legion heißen werden, wird das Bekenntnis hörbar sein.

So ein paar hundert Menschenstimmen sind ein gar leises, leicht übertöntes Gesumme im lauten Weltkonzerte. Ein Ton, der da durchdringen soll, der muß nicht allein aus vielmillioniger Kehle kommen, er muß auch an hundert Jahre lang beharrlich fortklingen. Das Bekenntnis, das ich als einzelner hier ablege — wenn ich auch von unzähligen Gesinnungsbrüdern gehört würde — hat doch nur, solange jene alle nicht laut einstimmen, die Wirkung einer Stimme; also im Verhältnis zu einem allgemein geltenden Bekenntnis ungefähr soviel, wie ein Stein im Turmbau, wie eine Schneeflocke in der Lawine, wie ein Funke im Prairienbrand.

Aber ich inventiere meine Seele; ich habe in die verborgensten Falten meines Herzens geblickt, alle meine Gedanken und Halbgedanken geprüft, so mußte ich auch mein religiöses Glauben analysieren. Und da es nirgends noch einen autorisierten Katechismus gibt, welcher meine und meiner tausend Brüder Glaubens- und Anschauungssätze in sich faßte, so habe ich versucht, sie selbst alle herzunennen. — Alle? — Nein, das wäre kaum möglich. Es gibt in jedem Überzeugungsfelde so viel Gefühltes, soviel über die Sprache Hinausliegendes, so Umrißloses, daß es sich nicht in Worte zwängen läßt. Im Grunde läßt sich so weniges *sagen* auf dieser Welt: nicht einmal der Duft der Rose, nicht der Liebeszauber eines Blickes, nicht der Saftgeschmack einer Frucht kann ausgesprochen werden; wieviel weniger also jene zarten Geistesvibrationen, mit welchen die Seele unter dem Lichtstrahle des Ewigkeitsgedankens erbebt.

Das ist es auch — ihr Gläubigen — was in eurem Herzen als Andacht brennt. Ihr fühlt es, ihr könnt es nicht sagen. In einen Halbtraum von Orgeltönen, von Weihrauchdüften gewiegt, von der Nähe des Unendlichen überwältigt, von Gottesliebe durchglüht, mysterienberauscht, seid ihr von einem Hochgefühl empor-

getragen, das — weil es euch in der Kirche erfaßt — nach eurer Meinung nur innerhalb der Kirchen empfunden werden kann. Ihr beklagt uns — Außerkirchliche — daß wir solcher Regungen unfähig, und stellt euch vor, daß wir darum gar nie bis zu dieser Höhe gelangen, von welcher aus ihr die Nähe eures Gottes fühlt. Wißt ihr's denn? Habt ihr jemals in unser Herz geblickt? Wenn unsere Systeme, unsere Spekulationen auch trocken klingen, habt ihr uns nachempfunden, was jenseits des Wortes liegt? Auch eure Dogmen sind als solche trocken — tausendmal mehr noch als unsere Wissenssätze — erst was euer sehnender Sinn darüber hinaus empfindet, das ist *eure* Andacht; und was als aufblitzende Begriffe unser Denken erhellt, unsagbar, unendlichkeitserfassend, das ist die unsere.

Was habt ihr sonst voraus? Die Offenbarung? — Ihr versetzt dieselbe zurück in nebelhafte Vorzeiten, vermengt mit tausend von euch selbst als Mythen anerkannten Offenbarungsversionen andere Religionen; ihr habt nur menschliche Überlieferung als Kunde von den längstvergangenen Revelationen, deren euch die Gegenwart nicht mehr würdig erscheint. Und uns offenbart sich das große Weltgeheimnis in jeder neuen Minute; stündlich lüften wir die Schleierfalten der Natur und erblicken die Gottheit darunter; von der Zukunft erwarten wir mit wahrer Messiasfreude die immer klarere und glänzendere Offenlegung der Schöpfungszwecke.

Was sonst noch? Die Wunder? Auch für diese habt ihr nur Menschenzeugnis, nur Geschichten aus der Kinderzeit. Dabei sind eure erzählten Wunder so kleinlich, so wenig göttlich; naive Kunststückchen, die heute kein Taschenspieler mehr aufführen wollte: ein Quell, der aus dem Felsen springt, verwandeltes Wasser, Stimmen unter Blitz und Donner . . . und solches als Wundertat der *Allmacht*! Unsere Wunder hingegen, wir sehen sie täglich

in dem herrlichen, prachterdrückten, weisheitsgroßen Weltall, dessen Gesetze durch ihre ewig starre Unwandelbarkeit viel wunderbarer für die Gewalt des Ewigen zeugen, als dies deren momentane Aufhebung täte.

Oder habt ihr die Liebe voraus? Das ist, als wolltet ihr behaupten, ihr hättet den Vorzug des Atems. Jawohl, ihr habt die Liebe in euren Satzungen und tragt sie auch im Herzen — aber nicht eure Satzungen haben sie eingeführt. Ihr liebt und atmet, wir atmen und lieben auch. Wir haben es sogar besser verstanden, als ihr, daß die Liebe das Atmen der Welt bedeutet . . .

Was sonst? Das Gebet? — Hier müssen wir uns erst verständigen. Heißt beten den Geist zu Gott erheben — oder um etwas *bitten*? Im ersten Sinne finden sich wohl weniger Beter in den Kirchen, als in der Studienzelle:

„Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, *beschleicht forschend den schaffenden Geist*;
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das *vertraute Gesetz* in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht —"

Im andern Sinne, im Sinne des verlangenden Gebetes, welches sich allerlei Gaben und Vorzüge erbittet — da beten wir freilich nicht. Der Glaube an die Allgültigkeit waltender Gesetze schließt jede Möglichkeit aus, von der Gottheit eine eingreifende Hemmung dieser Gesetze zu eigenen Zwecken und Wünschen zu begehren. So wie der bigotteste Mensch nicht beten würde, daß ihm zuliebe morgen die Sonne nicht aufgehen solle, weil er von der Regelmäßigkeit des Planetenganges überzeugt

ist, und weil er das Mißverhältnis seiner persönlichen Interessen zu einer solchen Weltordnungsumwälzung wohl begreift — so können wir auch nicht um die geringste Wendung von Krankheitsfällen, von Meeresstürmen, von was immer für täglichen Vorkommnissen beten, weil wir wissen, daß alle diese Dinge einer ebenso festen Gesetzmäßigkeit unterliegen, wie die Erdumdrehung.

Wir verstehen die Gebete zweier sich gegenüberstehender Armeen nicht, wo jede vom barmherzigen Himmel die Vernichtung der anderen erfleht; und wo nebstbei auf beiden Seiten jeder einzelne Krieger von den eigenen und von den Gebeten seiner Lieben gegen die mörderischen Kugeln geschützt werden soll. Aber die Kugeln treffen doch und ihr mathematisch sicher zu berechnender Flug wird durch physische und dynamische Gesetze und nicht durch die heißesten Gebete bestimmt. Gnade läßt sich nur von menschlichen Machthabern begehren; diese können ihre willkürlichen Strafstatuten momentan aufheben, aber das ist wahre, hohe Naturgnade, daß es gegen ihre Gesetze — die nicht Strafe, sondern weiseste Ordnung sind — keinen Rekurs gibt. Um sich manchmal barmherzig zeigen zu können, müßte ja die Gottheit in einem Zustande unterbrechungsfähiger, normaler Unbarmherzigkeit sein. Gäbe es erhörte Gebete, so wäre jedes unerhörte eine Grausamkeit. Gäbe es Gnadenbeschenkte, so wäre jeder Unbeschenkte das Opfer göttlicher Ungerechtigkeit. Der Begriff Gesetz, vor welchem wir in andächtiger Bewunderung erschauern, wenn wir unsere herrliche Welt erforschen, wäre durch eine einzige momentane Gesetzaufhebung seiner ganzen Göttlichkeit beraubt, in nichts aufgelöst. Nur indem wir jene starre Unwandelbarkeit erkennen, nur indem wir in allen Fällen auf sie zählen dürfen (it is a safe world) können wir den Weg der Glückseligkeit einschlagen. Nur

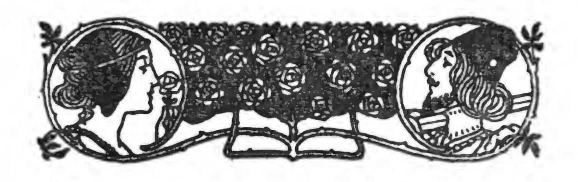
so lernen wir das Übel vermeiden und lernen die Schätze heben, die uns die All-Liebe bereit hält. Um drohendes Unglück zu verhüten, veranstalten wir keine öffentlichen Bet- und Fasttage; sondern gegen Überschwemmung bauen wir Dämme, gegen Epidemien nehmen wir Sanitätsmaßregeln, gegen Mißernten sehen wir uns durch Vorrat vor: das von der Natur mit nimmerschwankender Strenge uns gelehrte „Hilf dir selbst" führt uns zwingend zum eigenen Heile. Nur ein Gebet gibt es aus der Reihe eurer gewohnten Bitten, ein einziges, das wir mit aufrichtiger Inbrunst mitsprechen können — nicht um Brot, nicht um Ehren, nicht um Reichtum, nicht um Schutz, nicht um das Leben — sondern nur das stillergebene „Herr, dein Wille geschehe". — Ja, auch die Demut habt ihr nicht voraus. Auch wir liegen mit der Stirn im Staube; aber nicht vor den von hallucinierten Bauernkindern bezeichneten Erscheinungsgrotten, sondern vor den ganzen Wundermysterien alles Seins, vor dem Riesenall, in welchem wir unsere verschwindend kleine Stelle erkennen; die Demut erfüllt uns, wenn wir staunen, wenn wir bewundern . . . bei den Größen, bei den Höhen . . . bei den Rätseln . . .

Auch die Extase habt ihr nicht voraus. Freilich steigert sich unser Hochgefühl nicht bis zur hysterischen Verzückung. Bei uns heißt es nicht „religiöser Wahnsinn", es heißt Begeisterung. Es flammt durch unsere Seele. Der Gedanke schwingt sich jubelnd in die lichten Höhen. Es beglückt uns so, daß wir auf Auferstehung und Seligkeit verzichten. Das erdgebundene, umständegestaltete, armselige, kleine Ich — wir wollen es gar nicht ewig behalten; es genügt uns die Ewigkeit des Universums, in dem wir unvertilgbar enthalten sind; es genügt uns der große Allgedanke, von dem ein Reflex in unserer Seele zittert, und den wir einst vielleicht in höherer Klarheit selbst mitdenken werden. Nicht ich,

nicht der Zulukönig, nicht du, mein etwaiger Leser — nicht wir sind unsterblich — denn wenn wir nicht mehr das sind, was wir eben durch alle uns umgebenden Bedingungen ausmachen, so sind wir überhaupt nicht mehr — — aber das Lebensprinzip selbst ist unsterblich, der Weltgedanke ist unausdenklich; es gibt ein ewiges Weiterleben, ein stets bewußtes Weitersein. Daß so viele vor uns gestorben sind, hindert das unser Lebensvollgefühl? Also wird auch unser Sterben dem allgemeinen Ichbinbewußtsein keinen Abbruch tun.

Und beklagt uns nicht; nennt uns nicht arm und unglücklich, weil wir auf keinen Himmel hoffen. Dafür haben wir auch keine Höllenfurcht. Wir finden solche Ruhe, solche befriedigt frohe Klarheit in unserer Weltanschauungsweise, daß, wer einmal von diesem Baume der Erkenntnis gekostet, nie mehr davon lassen kann — daß es unter uns Kosmodoxen niemals Renegaten gibt.





Letztes Kapitel.

Rückblick.

Ich bin zu Ende. Oder richtiger ausgedrückt: ich schließe ab. Denn an das wirkliche Ende dieser Arbeit ließe sich füglich niemals kommen. Eine Seele inventieren — das ist nicht so wie ein Schubladkasten. Bei einem solchen kann man freilich, wenn das letzte Stück aus dem letzten Fach aufgenommen worden ist, ausrufen: „Ich bin zu Ende." Aber mit dem Hirnkästchen hat es doch ein anderes Verwandtnis. Da läßt sich die letzte Schublade und der letzte Gedanke nicht finden. Jeder einzelne Gedanke führt immer tausend andere im Gefolge und so fort. Wieder eingekapseltes Universum. Daß wir endlichen Wesen doch rings an lauter Unendlichkeiten stoßen!

Aber da ich doch nicht bis zu meinem letzten Seufzer an diesem Buche — denn wahrlich das Manuskript ist schon buchdick geworden — fortskriebeln will, so muß ich einen gewaltigen Abschluß machen. Ich weiß ganz gut, daß morgen und übermorgen wieder neue Dinge zum Inventieren in der betreffenden Seele erscheinen werden, denn ich höre ja, Gott sei Dank, nicht auf, zu lesen, zu lernen, zu leben; und jede neue Er-

fahrung muß doch meinen Denkhorizont erweitern; aber wenn ich da immer wieder nachtrage, so gäb' es ja niemals une raison que cela finisse.

Einstweilen habe ich das mir vorgesteckte Ziel erreicht. Ich wollte ja nur einige lose flatternde Gedanken in die feste Form des Ausdrucks fügen, um sie dem eigenen Verständnis vorzuführen. Hätte ich ein Buch schreiben wollen (zum Schluß muß ich mir doch noch einmal Glück wünschen, daß dies meine Absicht nicht war), so hätte ich zuerst ein paar klare Grundgedanken aufstellen müssen, ein paar fest angenommene Theoreme, und mich dann bemühen sollen, dieselben zu erläutern, auseinander zu legen, wieder zusammen zu fügen und alle meine Aussprüche den vorgezeichneten Ideen anzupassen um mit gewissenhaftem „Quod erat demonstrandum" abschließen zu können. So ist das Entgegengesetzte eingetreten. Ich habe ungezwungen und mit der größten Aufrichtigkeit alles niedergeschrieben, was mir an Gedanken aufstieg und ohne von festen Sätzen auszugehen, haben sich einige solche im Laufe meiner Arbeit heraus entwickelt. Die Aufrichtigkeit bietet eine bessere Bürgschaft für die richtige Verkettung und natürliche Konsequenz der Meinungen, als sie ein systematisch vorgefaßter Plan zu bieten vermag. Auch die Mängel und Schwächen der Ideen haben in jedem Kopfe ihre raison d'être und sind in ununterbrochenem, notwendigem Zusammenhange mit dem übrigen. Ein mit absichtlicher Falschheit verschwiegener Unsinn kann die ganze Zusammengehörigkeit des Sinnes zerreißen.

Vieles, das ich nur unklar empfand, das mir nur so am Geiste vorüberhuschte, halb Glaube, halb Bewußtsein, halb Gefühl, das hat sich in eine Gedankenformel verdichtet, welche ich nun auch ohne Mühe in gedrängte Sätze kleiden kann. Einige solcher Sätze will ich hier noch niederschreiben, um diese ganze Rhapsodie so ab-

zuschließen, wie manche Musikstücke enden, wo in den letzten Takten die im Laufe des Stückes variierten Motive noch einmal in ein paar kurzen Akkorden nachklingen.

Also denn in der inventierten Seele habe ich vorgefunden:

Einen festen frohen Fortschrittsglauben.

Entschiedene Ablehnung des Fatalismus. Es ist mir zu klar, daß, wenn ich rauchend an einem Pulverfaß vorübergehe, ich die brennende Pfeife auslöschen oder sie in das Faß werfen kann und davon — nicht von einer unabänderlichen Vorherbestimmung — wird die Vermeidung oder die Herbeiführung einer Explosion abhängen. Zügel, Steuerruder, Vorsätze, Pläne — das alles wären in einer vom blinden Fatum regierten Welt ganz unnütze Dinge, und wer — auch unter den eifrigsten Fatalisten — wollte wohl darauf verzichten?

Der Glaube an die Analogie — um nicht zu sagen Identität — der die ideelle und die materielle Welt beherrschenden Gesetze.

Die Auffassung, daß Einheit überhaupt der Endpunkt und der Ausgangspunkt aller Dinge ist.

Eine glühende, staunende, beseligende Bewunderung der Natur; der Glaube, daß es eine Gottheit gibt: — Nämlich, ein bewußtes Wollen all des unbewußten Wirkens — ein Wissen alles dessen, was da ist . . .

Die Ansicht, daß das menschliche Philosophieren unsäglich eng begrenzt ist. Zwar wird stündlich an diesen Grenzen hinausgeschoben, aber sie umkreisen uns doch in ihrer unüberwindlichen Einklemmungsgewalt. Rings mag die Welt gefüllt sein mit Tönen, die wir nicht hören, Farben, die wir nicht sehen, Düften, die wir nicht atmen — Gedanken, die wir nicht denken.

Im Reiche des Zuwissenden (das allein von einem Gott ganz beherrscht sein könnte), denke ich mir die Dinge in vier Klassen eingeteilt:

I. Das Wahrgenommene und Erklärte, mit andern Worten das positiv Gewußte.

II. Das Wahrgenommene, noch Unerklärte.

III. Das Benannte, als vorhanden Erkannte, aber an sich für uns Unerklärbare.

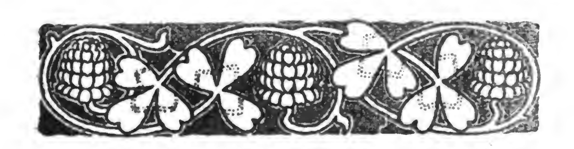
IV. Das Ungeahnte.

Ich meine, daß die meisten Irrtümer und Streitigkeiten unter uns daher stammen, daß wir die Probleme der dritten Klasse in die zweite schieben wollen — nämlich das Unerklärbare für noch Unerklärtes ausgeben; dort dann allerlei Hypothesen aufstellen, welche wir nun am liebsten in die erste Klasse — nämlich in die Rubrik des Gewußten — einreihen. Ferner meine ich, daß an der Anmaßung, an der frechen Überhebung des menschlichen — namentlich des Salondilettanten-Denkens der Umstand schuld trägt, daß die vierte Klasse ganz ignoriert wird. Das heißt, es werden nicht nur die ungeahnten Dinge nicht geahnt — denn das ist ja selbstbedingt — sondern die meisten Leute haben überhaupt keine Ahnung, daß es Ungeahntes gibt.

Und jetzt — Ego von dereinst — lege ich diese dir gewidmeten Blätter aus der Hand, verschließe sie in ein Schreibtischfach, wo du sie eine Zeitlang liegen lassen sollst, um sie einmal — wenn du gerade nichts besseres zu tun hast — wieder hervorzuholen.

Wirst du dann beim Durchlesen gähnen — kopfschütteln — oder beistimmend nicken? Oder wirst du vielleicht gar die ganze Geschichte in den Kamin werfen, damit die darin enthaltenen Ideen sich wieder in die stobenden Funken auflösen, aus welchen sie bei unserm gewohnten Feuerschüren ursprünglich hervorgegangen sind? . . .





Nachschrift.

Deinen Wunsch habe ich somit erfüllt, Ego von damals. Ich ließ deine Schriften eine Zeitlang liegen und eines schönen Tages — an dem ich wirklich nichts besseres zu tun hatte — habe ich sie hervorgeholt und nun vollständig durchgelesen.

Auf eine Kritik lasse ich mich nicht ein. Zwar würde ich heute so manches anders ausdrücken, so manches streichen, so manches hinzufügen. Aber das ist nicht meine Sache. Ins Feuer werfen werde ich deine Meditationen auch nicht, wie du gefürchtet, mein armes, jüngeres Ich. Im Gegenteil: ich lasse die „ganze Geschichte" drucken. Wir beide riskieren nichts dabei. Du bist nicht verantwortlich, weil du ja nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für mich geschrieben, und ich bin es schon gar nicht, da ich soeben erklärt habe, daß ich das Ganze heute vielleicht anders geschrieben hätte.

Ich weiß wohl, daß hier weder eine Unterhaltungs- noch eine Belehrungslektüre vorliegt. Die ernsten, hohen Fragen, die ich behandelt habe, sind kein Stoff zu leichtem und flüchtigem Amüsement und andrerseits ist die gediegene und gründliche Behandlung, die solchen Fragen

zukommt und die ein studiumseifriger Fachmann zu erwarten berechtigt wäre, noch weniger darin zu finden.

Ich habe zwar eifrig gegen philosophische Dilettanten losgezogen, aber — selbst ein solcher — wende ich mich an solche. Ich denke mir (und das ist es, was mich zur Herausgabe dieser Blätter bestimmt), daß es in unseren Kreisen Tausend und Tausende von Menschen gibt — unter dem Sammelnamen „gebildete Klassen" begriffen, welche zwar nur mit oberflächlichem Wissen ausgestattet, dennoch oft berührt werden von all den tiefen und ernsten Problemen, welche aus den Gelehrtenstuben aufsteigen und rings die Luft erfüllen. Wir alle, die wir keine Gelehrten, keine Weisen, keine Literaten sind; wir Offiziere, Landedelleute, Rentiers, Industrielle, Künstler, Beamte und unsere schönen, eleganten Damen und unsere lesenden und denkenden Hausfrauen: wir alle haben unsere philosophischen Stunden. Gar häufig wird am Teetisch, im Klub, beim Jagddiner, in Freundes- und in Familienkreis das Gespräch auf all die Themata gelenkt, die ich hier erörtert habe. In solche Gespräche möge mein Inventarium einstimmen. Vielleicht wird mancher seine eigenen Gedanken erkennen, in Worte gefaßt finden, was längst in der eigenen uninventierten Seele schwebte. Ideen sind ja solch ein Allgemeingut, daß man sicher annehmen kann, daß das, was ein einzelner sagt, immer von unzähligen anderen mitgedacht wird.

Nun denn, wenn dieses Buch nur Anklänge enthält, die im Geiste mancher Leser verwandte Saiten erzittern machen; wenn es zu eigenem Denken, ja auch zum Widerspruche reizt, so habe ich schon nicht unrecht getan, es in die Welt zu schicken. Gedanken — alte und neue — wollen bewegt, gestoßen, umgegraben werden, wie Ackererde, damit Früchte sprießen.

Ein jeder Ruf, der noch so leise
Die Geister aneinanderreiht,
Wirkt fort auf seine stille Weise,
Durch unberechenbare Zeit. (Platen.)











